Wilhelm von Humboldt's Leben.

Von

Gustav Schlesier.

Neue Ausgabe.

Erster Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1847.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Vorwort. III

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre. 1767 bis 1788. 1

Voreltern. Familie. Eltern. Früher Tod des Vaters. Jugendleben in Tegel. Gemeinsame Erziehung mit Bruder Alexander, zu Tegel und Berlin. Lehrer. Frühe Entwicklung, auch der Gemüths- und Charaktereigenschaften. Jugendbekannte. Früheste Eindrücke und deren Bedeutung. Besucht die Universitäten Frankfurt a. d. O. und Göttingen. Günstiger Stern, der dem Anfang und Verlauf seiner Lebensbahn leuchtete. 3

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken. 1788 bis 1794. . . . 45

Frühe Entschiedenheit in Humboldt's Wesen. Darstellung der Gegensätze seines Charakters. Richtung auf die Ideen. Wirkungen dieser Gegensätze in Schrift und Leben. . . . 47

Nahes Verhältniß zu Kant. Durchbricht mit Schiller die Schranken des Systems. 57

Freundschaftsverhältnisse. Vertrauter Umgang und Briefwechsel mit G. Forster. Verkehr mit Jacobi, mit den Aufklärern in Berlin. 69

Reisen von Göttingen aus. Geht gleich nach dem Ausbruch der französischen Revolution mit Campe nach Paris. Theilnahme an dem Streit über Proselytenmacherei. Reise nach dem Oberrhein, durch Schwaben und die Schweiz (Lavater). 79

Reife seiner eignen Lebens- und Menschenansicht. . . . 110

Kommt nach Erfurt und Weimar. Bekanntschaft mit Dalberg und Schiller. Verlobt sich mit Fräulein von Dacheröden. 112

Seite

Tritt in der Zeit der Reaktion nach dem Tode des großen Friedrich seine Laufbahn in Berlin an. Lebensverhältniſſe und Umgang (Henriette Herz. Rahel. Gentz.) Giebt den Staatsdienſt auf, um ſeine eigne Bildung gründlich zu vollenden. 119

Heirath. Frau v. Humboldt. Lebt in ländlicher Stille (zu Burgörner) den Wiſſenſchaften, inſonders den Alterthumsſtudien. Bund mit Fr. A. Wolf. Verkehr mit Schiller und Dalberg. Häusliche Freuden. Leben zu Erfurt und Auleben. Beſuch in Berlin. Alexander v. H. in Bayreuth. 132

H.'s Arbeiten in dieſer Epoche. Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit der Staatsgewalt zu beſtimmen. Anſicht von der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Praktiſche Philoſophie, gerichtet auf freieſte Entwicklung der Individualkraft. Daraus hervorgehende Theorie vom Staate: einerſeits auf ein idealiſches Ziel, andrerſeits auf das nächſte Bedürfniß — gemiſchte Verfaſſung — hinſtrebend. Fundamente ſeiner ſpätern politiſchen Thätigkeit. 162

Anſicht des klaſſiſchen Alterthums. Begründet mit Wolf die tiefere Geſammtauffaſſung der Alterthumsſtudien. Schrift über die Griechen. Verſuche ſtrenger Uebertragung griechiſcher Dichter (Pindar). Principien der Ueberſetzungskunſt. Urtheil über Voß. Erſte Anfänge der Sprachphiloſophie. Vergleichendes Studium griechiſcher und deutſcher Sprache und Litteratur. 208

Drittes Buch.

Innigſter Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken. 1794 bis 1798. 257

Humboldt geht mit ſeiner Familie nach Jena, um Schillern nahe zu ſein. Jena und Weimar damals der Centralpunkt deutſcher Dichtung und Spekulation. Wird der nächſte Vertraute unſrer beiden großen Dichter. Correſpondenz dieſer Geiſter. Briefwechſel mit Schiller. Deſſen Werth. Anerkennung ſeiner Theilnahme an dem Wirken unſrer Dichter bei Neueren. 259

Schiller und Humboldt. Des Letzteren Stellung unter den deutſchen Kritikern. Erweitert mit Schiller die Engen des

Seite

Kant'ſchen Syſtems und hilft die Philoſophie der Kunſt begründen. Theilt auch äſthetiſche Irrthümer Schiller's. Tiefe Einſicht in das Weſen des Schiller'ſchen Genius, aber auch Ueberſehen der künſtleriſchen Mängel deſſelben. Hält mit Recht an Schiller und Göthe zugleich. Rechtfertigung ſeines Strebens, die individuelle Größe Schiller's zu behaupten, und Zurückweiſung der Anſicht, die H.'s Einfluß auf dieſen Dichter als nachtheilig darſtellte. Bedeutung dieſes Einfluſſes neben dem Götheſchen. Wie Schiller und Göthe Humboldt's Mitwirkung anerkannten. In welchen Irrthümern er mit Schiller befangen war. 278

Verhältniß zu Göthe. Göthe über Humboldt und Herder. Leben und Umgang in Jena. Fichte. Schilderung des vertraulichen Verkehrs mit Schiller. Gemeinſame Thätigkeit und Ideentauſch, gerade während der bedeutendſten Kriſis im Leben des Dichters. Die Horen. Humboldts Theilnahme. Verkehr und Briefwechſel mit Göthe. Debatte über W. Meiſter. Beurtheilung des Woldemar von Jacobi. Verhältniß zu Schiller's Freunden. Körner. Umgang mit jüngeren Männern. David Veit. 349

Horenaufſätze: 1. Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur. 2. Ueber männliche und weibliche Form. Anthropologiſch-äſthetiſche Richtung. Auffaſſung der Weiblichkeit. Anzeige der Wolf'ſchen Odyſſee und Verkehr mit Wolf. 382

Verläßt Jena. Leben in Tegel. Lebhafteſte Periode des Briefwechſels mit Schiller. Inniger Antheil an deſſen erſtem Muſenalmanach. Selbſtbekenntniſſe. Sein Antheil und ſeine Urtheile bei Schillers Rückkehr zur Poeſie (Ideendichtung). Giebt, von Schiller conſultirt, ſein Votum über deſſen Dichterbeſtimmung. Weiſ't ihn aufs Drama. Ueber Schiller (den modernſten der Modernen) und die Alten. Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung. Differenz mit Humboldt. Beide entwinden ſich ſchon ihren Einſeitigkeiten. H. über Göthe'ſche Dichtungen dieſer Zeit. Eigne Pläne: mehr Entwürfe als Ausarbeitungen. Gedruckte Arbeiten. 389

Reiſe nach dem nördlicheren Deutſchland. Beſucht Klopſtock und Voß. 426

Seite

Rückkehr zu seinen Freunden nach Jena. Die Xenien. Tod der Mutter. Auch Alexander v. H. in Jena. Verhältniß zu den Gebrüdern Schlegel. Uebertragung des Agamemnon. Berathung darüber mit Wolf, Göthe, Schiller und beiden Schlegeln. Theilnahme an der Vollendung von Hermann und Dorothea. Einfluß auf Wallenstein. 430

Abschied von seinen Freunden. Will nach Italien. Reise von Berlin, über Dresden, nach Wien. Giebt des Krieges wegen die italienische Reise für jetzt auf. Geht längst den Alpen, über München und Basel, nach Paris. Bleibt zunächst dem bisherigen Interesse treu. Correspondenz mit Schiller und Göthe. Schreibt sein kunstphilosophisches Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche“ über Hermann u. Dorothea. Gehalt und Methode dieser Schrift. Ihre Bedeutung für die Kunstphilosophie. Sendet das Werk an Schiller. Dessen Urtheil darüber. Schicksale und Wirkung des Buches. Hauptstellen der Beurtheilung unseres größten Dichters durch Humboldt. 446

Vorwort.

Indem ich mich an das Unternehmen wage, dem im Jahre 1835 verstorbenen preußischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt ein biographisches Denkmal zu setzen, fühle ich nur zu sehr, wie nöthig es sei, Zweck und Umfang desselben ganz bestimmt zu bezeichnen, damit man nicht Erwartungen hege, die zu befriedigen weit andere Kräfte als die meinigen nicht zureichen möchten. Denn in der That, es knüpft sich an diesen Namen eine solche Masse von Beziehungen, daß fast ein gleich umfassender Geist erfordert wird, um das Bild des Mannes erschöpfend darzustellen. Unter den Denkern, Gelehrten, Schriftstellern, ja unter den Staatsmännern sogar, reiht Humboldt sich an das Tüchtigste und Ausgezeichnetste, was Deutschland in neuerer Zeit besessen; beinahe in jedem Abschnitt seines Lebens erscheint er in einer neuen Sphäre des Forschens und Wirkens und in jeder erwarb er sich große, zum Theil unsterbliche Verdienste.

Muß eine solche Vielseitigkeit nicht fast einen Jeden, dem die Verehrung für den ausgezeichneten Mann den Wunsch einflößen könnte, sein Biograph

zu werden, muß ſie nicht auch den Fähigſten zurückſchrecken? Wer getraut ſich dieſen Geiſt hier in die tiefſten Kunſt- und Alterthumsſtudien, dort in die Conferenzen der großen Mächte auf dem Congreſſe zu Wien oder die Debatten des preußiſchen Staatsraths, endlich auf die Inſelgruppe des ſüdaſiatiſchen Oceans d. h. in die Ergründung des Malayiſchen Sprachſtamms zu begleiten, und ihm auf all dieſen grundverſchiedenen Bahnen in gleicher Weiſe zu folgen? Unter den Lebenden wüßte ich wenigſtens nur Einen, der es vermöchte, und der, als der innigſte Vertraute des Verewigten, auch allein zu dieſem Werke berufen wäre. Wer könnte dies anders ſein, als der andere, noch lebende der berühmten Brüder, Alexander v. Humboldt? Leider aber iſt dieſer von den großen Arbeiten ſeines eignen Lebens noch ſo in Anſpruch genommen, daß wir kaum der Hoffnung Raum geben dürfen, ein ſolches Denkmal brüderlicher Liebe von ihm zu erhalten.

Dann würde alſo eine ſolche Macht des Geiſtes und der Bildung und, was mehr noch ſagt, ein ſo wahrhaft großer Charakter, wie W. von Humboldt, vorausſichtlich noch lange einer vertrauten und allgemeineren Kenntniß, wie nur die Lebensdarſtellung zu gewähren vermag, entzogen, und damit in unſerer litterariſchen wie politiſchen Geſchichte eine ſehr fühlbare Lücke vorhanden bleiben. Wir würden, nach dem was von Einigen, z. B. von Alexander ſelbſt im Vorwort zu des Bruders nachgelaſſenem Sprachwerk, von Varnhagen von Enſe in einer vorzüglichen Skizze des Verewigten, von Böckh in einer Rede, die er nach Humboldt's Tod in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten,

endlich neuerdings von Gervinus an mehreren Hauptstellen seines großen Werkes über unsere Nationallitteratur — was von diesen und andern dem künftigen Biographen vorgearbeitet wurde, gerade das, wornach uns diese Skizzen und Winke nur begieriger machten, muthmaßlich noch lange zu entbehren haben.

Bei diesem Stand der Dinge entsteht von selbst die Frage, ob es nicht vorzuziehen, die Lösung einer Aufgabe, die vielleicht Niemand erschöpfen wird, wenigstens theilweise zu versuchen und ob es nicht schon dankenswerth wäre, Bausteine einer künftigen Biographie und eine Art Vorgeschmack dessen zu geben, was eine fähigere Hand dereinst vielleicht in vollem Maße zu reichen vermag? Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß die große Mehrzahl diese Frage bejahen wird, unter der Voraussetzung freilich, daß derjenige, der dies unternimmt, in mehrfacher Hinsicht wenigstens gerüstet sei, an diese immer noch unendlich schwierige Aufgabe zu gehen und im Ganzen einen brauchbaren Beitrag zur neueren Geschichte zu liefern.

Nun, ich habe es gewagt, und bin mir mindestens bewußt, mit voller Liebe und vollem Eifer an die Arbeit gegangen und sie nicht ohne Ueberlegung, Plan und Vorbereitung unternommen zu haben. Lange schon hatte ich dem Gegenstand mein Augenmerk zugewendet; ich sammelte in der Stille; allmählig füllten sich die Materialien; endlich reifte der Entschluß. Ich habe mir hauptsächlich vorgesetzt, die Nachrichten über Humboldt's Leben und Wirken so viel als möglich auf einen Punkt zu vereinen und mit ausführlicherer Charakteristik zu

durchflechten. Weit entfernt von der Anmaßung, ihm auf allen Gebieten, in denen er wirkte, gleichmäßig zu folgen, werd' ich ihn auf entlegeneren Seiten, so z. B. in der positiven und vergleichenden Sprachforschung, nur streifen, und hauptsächlich nur soweit berühren, als es nothwendig zur Darstellung seiner Lebensbeschäftigungen gehört. Wir müssen Männern vom Fach überlassen, Humboldt in dieser Specialität zu beleuchten und auf jener Seite diese Erinnerungen zu ergänzen. Ich brauche das Wort Specialität ganz absichtlich. Denn in Wahrheit war es doch nur dies in dem reichen und im Grund auf viel Höheres gerichteten Dasein dieses Geistes, wenn es auch Manchen nicht so erscheinen mochte. Humboldt selbst schrieb einst, in der Zeit wo er ganz in jene Sprachforschungen vertieft war, einem seiner Freunde: „Wissenschaftlich beschäftigte ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher, und ist nicht das eigentliche Ziel." Desto mehr habe ich mich bemüht, Humboldt's Wesen, Wollen und Wirken im Ganzen aufzufassen, im Einzelnen aber besonders die Seiten vor Augen zu stellen, auf welche sich das allgemeinere Interesse hinwendet — also namentlich seine philosophisch-politische Denkart, seine Mitwirkung vorzüglich in der classischen Periode unserer Litteratur, und in so weit es thunlich war, seine Wirksamkeit als Staatsmann. Daß ich, was mit seinem höhern Streben in näherer Verbindung steht, was zu seiner Charakteristik unentbehrlich war, wenn es auch meinen eignen Studien ferner stand, nach Kräften in den Umkreis der Betrachtung zu ziehen versuchte, wird auch der Mißliebige nicht ganz verkennen. — Ich bin

einer ſtetigen biographiſchen Ordnung gefolgt, ohne mich ängſtlich darein zu bannen. Ich habe ſchon bei der Darſtellung ſeines beginnenden reifern Lebens die Grundzüge des Charakters zuſammenzufaſſen verſucht, um für alles, was ſich ſpäter entwickelt, einen feſteren Boden zu gewinnen. So oft es nur möglich, ließ ich Humboldt oder die unverwerflichſten Zeugen ſelber ſprechen.

Zunächſt wird man die Frage an mich richten, auf was für Quellen das Unternehmen ruht? In der Hauptſache ſtütze ich mich auf Humboldt's eigne Schriften, auf ſeine Briefe und auf Mittheilungen ſeiner Zeitgenoſſen, alſo zum größten Theil auf ſchon gedruckte, allerdings aber weit verſtreute und darum oft ſo gut als unbekannte Hülfsmittel. Ich geſtehe, daß dieſe Eigenſchaft der Arbeit gerade ein Anreiz für mich war, obſchon ich gar wohl weiß, welche Unvollſtändigkeit nothwendig damit verbunden iſt. Denn das Gegebene, wenn man es zu benutzen verſteht, ſtellt, gleichſam als Symbol, auch das nicht Gekannte dar. Auch fällt die Summe der hier vorhandenen Lebensnachrichten und Schilderungen noch immer ergiebiger aus, als Mancher glauben wird. Zwar gilt, was ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn betrifft, auch bei Humboldt die Entgegnung: Wie wenig wiſſen wir denn von unſern Staatsmännern! Aber ſie gilt bei ihm doch nicht in dem Grad, wie bei ſo vielen Andern, weil unſere Staatsmänner in dem Grade durchſichtiger werden, als ſie dies nicht allein ſind. So erklären uns Humboldt's frühere Schriften gar Vieles in ſeinem ſpätern Wirken, was bei vielen Andern unerklärt daſtünde. Im übrigen ſind auch ſehr viele wichtige

Materialien nur zerstreut und von Wenigen nur gekannt. Aus solchen etwas Ganzes zu machen, ist eine Arbeit, die schon an sich die Mühe belohnt. — Zu den vorzüglichsten Hülfsmitteln meiner Arbeit zähle ich namentlich die vielen Briefwechsel, die seit etwa 15 Jahren unsre culturgeschichtlichen Erinnerungen so erweitert haben, und uns in so vielem Betracht eigentliche Denkwürdigkeiten ersetzen. Nicht wenig verdanke ich auch dem, was Vorgänger, namentlich die oben Genannten, mir in die Hände gearbeitet hatten. Ohne Varnhagen's Vortritt zumal, der den Verewigten, mit der ihm eigenthümlichen Gabe, auch von Seiten der Lebenserscheinung aufzufassen verstanden, wäre ich in einem sehr wichtigen Theile der Charakteristik fast hülflos gewesen. Besonders in dieser Hinsicht ist seine, im Jahre 1838 erschienene Skizze über Humboldt ganz unschätzbar.

Dann haben mir aber doch auch manche ungedruckte Mittheilungen zu Gebote gestanden, von denen ich Gebrauch machte, sobald ich sie in jeder Hinsicht für zuverlässig ansehen durfte. Namentlich für die Jugend- und Bildungsgeschichte Humboldt's habe ich vieles bisher Unbekannte aus solcher Quelle geschöpft, und ich denke auch für die spätre Hälfte seines Lebens manches Neue überliefern zu können. Wo es, besonders im politischen Theile, nothwendig erscheint, soll auch besonders herausgehoben werden, daß die Angabe aus Privatquellen herrührt. Wenn ich irgend Grund hätte, die Richtigkeit einer solchen zu bezweifeln, soll es geflissentlich hinzugefügt werden. — Im Uebrigen wird der aufmerksame Leser das Neue von dem früher

Ueberlieferten leicht unterſcheiden können, da aus den gedruckten Quellen die Belege ſorgfältig beigebracht wurden. Letzteres halte ich bei ſolchen Arbeiten für unerläßlich, nicht etwa blos um der Gewißheit willen, daß der Verfaſſer auf ſicherem Grunde fuße — denn das beweiſen die Citate oft ganz und gar nicht — ſondern hauptſächlich, damit der prüfende Leſer wiſſe, welcher Werth der Angabe zukomme, welchen Glauben ſie verdiene. Daß in meinen Schilderungen Vieles auf allgemeinen Combinationen ruht, verſteht ſich von ſelbſt. Auch hab' ich die oft angeführten Hülfsmittel nicht bei jeder Kleinigkeit wiederholt.

Das Werk*) beſteht aus zwei Theilen, von denen der erſte den Gang der Entwicklung und Bildung unſeres Humboldt und ſeine Theilnahme an unſrer claſſiſchen Litteratur enthält. Die beiden erſten Bücher namentlich geben zugleich die Hauptzüge der Charakteriſtik. Man kann ſie daher in gewiſſem Sinne als Grundlage des Ganzen anſehen. — Der zweite Theil wird ſeine öffentliche Laufbahn, bis zum Jahre 1819, und die Mußejahre ſeines Alters vorüberführen. Hier haben wir es weniger mit dem werdenden als mit dem fertigen und wirkenden Geiſte, weniger mit Charakteriſtik, als mit Thatſachen zu thun. Obwohl der Gegenſtand für einen größeren Kreis noch an Intereſſe zunimmt,

---

*) Für diejenigen, welche an dem Titel: „Erinnerungen" Anſtoß nehmen und dieſes Wort blos auf Mittheilungen eines Mitlebenden beſchränken wollen, bemerkt der Verfaſſer, daß er kein Bedenken getragen, dem erweiterten Sprachgebrauch zu folgen, welcher es auch auf die Arbeit eines Nachlebenden ausdehnt. Die Schwierigkeit des Stoffes, die wir oben dargelegt, ſo wie die Abſicht einer freieren Behandlung deſſelben, die dem Ganzen zu Grunde liegt, entſchieden für die Wahl dieſes Ausdrucks.

ſo wird doch unleugbar das Material etwas dürftiger, ſchon weil es uns in geringerem Grade vergönnt iſt, Humboldt's eigene Briefe als Leitfaden zu benutzen. Aus dieſer Quelle aber ſtrömt der Hauptreichthum der erſten Bücher, namentlich aus den herrlichen Briefen an Forſter und an Schiller. Daß der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel noch immer fehlt und nur einige Fragmente davon gedruckt ſind, war, ich geſtehe es, ein rechtes Herzeleid für mich. Denn wenn er vorläge, würde uns für den Inhalt des dritten Buches keine weſentliche Quelle mehr zu wünſchen ſein. Doch wird die Zukunft überhaupt noch manche köſtliche Reliquie dieſer Art zu Tage fördern; noch auf manche Weiſe wird die Größe und der Reichthum dieſes Geiſtes in helleres Licht gerückt werden. Uns nur zur Freude. Denn wie dieſe Erinnerungen ein Führer und Wegweiſer durch das ſchon Bekannte und ein Vereinigungspunkt für das Zerſtreute ſein ſollen, ſo können ſie wohl auch dem, was ſich ſpäter ergänzend und bereichernd hervorthun mag, noch als willkommener Anhaltspunkt dienen.

Eine ſolche Bereicherung kam meiner Arbeit ſelbſt noch zu Gut, nämlich das Erſcheinen der beiden erſten Bände von Humboldt's geſammelten Werken (Berlin, 1841). Dieſe Sammlung war längſt erwartet und das Werk iſt nun, unter den Auſpicien des Bruders, glücklich begonnen. Möge es nur einen raſchen und glänzenden Fortgang haben! Wenn wir dabei etwas bedauern, ſo iſt es dies, daß Alexander von Humboldt die Anordnung und Durchführung des Ganzen nicht ſelbſt zu leiten im Stande war; denn dann wäre es

gewiß planvoller und im Einzelnen ſorgfältiger ausgeführt worden. Ueberhaupt will uns bedünken, daß eine eigne Abtheilung der für ein größeres Publikum geeigneten Humboldt'ſchen Schriften zu wünſchen geweſen wäre; eine andre für die eigentlichen Forſcher in einzelnen Wiſſenszweigen. Denn obſchon allen Schriften der Genius dieſes Mannes eingedrückt iſt, ſteht doch das Eine dem größern Theile der Nation unendlich näher als das Andre. Jener allgemeinere Theil verdiente aber um ſo mehr für ſich zuſammengeſtellt zu werden, als vielleicht unter den deutſchen Autoren Keiner iſt, der ſich nach dem Studium eines Leſſing, Göthe und Schiller, ſo unmittelbar zu einer höhern Geiſtes- und Charakterausbildung eignet und ſich ſo würdig an dieſe Heroen anſchließt, als Humboldt.

Dem Verfaſſer dieſer Erinnerungen war das Erſcheinen dieſer Bände noch beſonders willkommen. Erſtens wegen der köſtlichen poetiſchen Ergüſſe, die uns aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen mitgetheilt wurden. Dann auch, weil wir uns nun ſchon für einen anſehnlichen Theil der bisher zerſtreuten Humboldt'ſchen Schriften auf eine allgemein zugänglichere Quelle berufen und unſere Leſer auf dieſe hinweiſen konnten. Endlich, ich geſtehe es, auch deshalb, weil ich jetzt, da dieſe verſchiedenartigen und oft fragmentariſchen Leiſtungen des Mannes vereinigt vorliegen, nur noch mehr in der Ueberzeugung beſtätigt werde, daß ein biographiſcher, einleitender und ergänzender Commentar, ſchon als Führer durch dieſe Sammlung, ein weſentliches Bedürfniß befriedigen müſſe.

So viel zur Bevorwortung des biographiſchen

Verſuchs, den wir hier vorlegen. Wie unvollkommen er auch ausgefallen ſein mag, ſo vertraue ich doch, daß Freunde und Kenner der Litteratur ihn mit Nachſicht aufnehmen und beurtheilen werden. Allen Anforderungen in dieſer geiſtig ſo bewegten und in Parteien geſpaltenen Zeit zu genügen, iſt unmöglich. Freuen wird es mich ſchon, wenn Mancher ſich durch dieſe Arbeit befriedigt und auf ſeinem Wege gefördert fühlt, und es dem Verfaſſer Dank weiß, daß eine ſo ausgezeichnete und wahrlich nicht ephemere Geſtalt, daß der nächſte Genoſſe eines Schiller und Göthe, eines Stein und Hardenberg, ein Mann, deſſen Name mit dem Beſten, was die Nation in neuerer Zeit aufzuweiſen hat, der claſſiſchen Epoche unſerer Litteratur und dem Anfang unſerer politiſchen Erhebung, in ſo inniger Verbindung ſteht, dem Auge um etwas näher gerückt iſt. Den ſchönſten Lohn aber würde ich darin finden, wenn es meinem Streben gelingen ſollte, einen größern Theil der mitſtrebenden und heranwachſenden Köpfe an das Vermächtniß zu mahnen, welches Humboldt in ſeinem Leben und ſeinen Werken hinterlaſſen.

Stuttgart, im September 1842.

Erſtes Buch.

Jugend- und Lehrjahre.

Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sprößlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Hadersleben und Ringeswalde. Dazu erwarb er das Schlößchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Nach dem Kriege (1765) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er dienstthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzessin von Preußen, Elisabeth, und lebte deßhalb zu Potsdam. Als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde,[1]) verließ er Potsdam und wohnte seitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte. Hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, so würde er vielleicht auch eine bedeutende Person im Staate geworden seyn; denn man zählte ihn unter die ersten Günstlinge dieses Prinzen, ja zu denen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätten, unter ihm ein neues Ministerium zu bilden.[2]) Sein früherer Tod zerschlug diese Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des alten Präsidenten Colomb in Aurich. Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieser Ehe, also Stiefbruder unserer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gensdarmes. Die Colombs, von denen sich Einer auch in unserem

---

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depesche des englischen Botschafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche hoffen dürften, nach dem Tode Friedrichs II. Minister zu werden, nach einiger Wahrscheinlichkeit in drei Classen getheilt. Die eine sei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Hertzberg, Schulenburg ꝛc. genannt, und diese vom Berichterstatter als die am besten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann spricht er von der dritten Classe also: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter ꝛc." Mitgetheilt von Raumer in dessen Beiträgen zur neueren Geschichte, Thl. 5. Leipzig, 1839. S. 297. „Beamter" ist wahrscheinlich ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler; es soll Offizier heißen.

Befreiungskampfe auszeichnete, ſtammen aus Burgund, wo ſie einſt große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes wanderten ſie aus. Die Familie der Mutter gleichſam des zweiten Entdeckers von Amerika, unſeres Alexander Humboldt, hat, wie dieſer ſelbſt ſagt,[3]) mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre ſpäter zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er iſt noch gegenwärtig, rüſtig bei hohen Jahren, die größte Zierde ſeiner Vaterſtadt und einer der letzten lebenden Ueberreſte aus der großen Zeit unſerer klaſſiſchen Litteratur.

Der Vater unſerer Humboldts ſtarb ſchon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die ſorgfältigſte Erziehung zu geben ſich bemühte. Als auch ſie ſtarb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — ſtanden beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geiſtigen und bürgerlichen Welt viel verſprechende Weiſe ihre Laufbahn ſchon betreten.[4])

---

3) S. A. v. Humboldt's Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtoriſche Entwicklung der geographiſchen Kenntniſſe von der neuen Welt. A. d. Franzöſiſchen von Dr. Ideler. B. 2. Berlin, 1838. S. 277 – 78. Note.

4) Ich konnte für dieſes wie die folgenden Capitel des erſten Buches auch Privatmittheilungen benutzen und durch ſie manche weſentliche Lücke in der Bildungsgeſchichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeit, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar ſind dieſe Nachrichten noch immer unvollſtändig, aber doch reichlicher und zuverläſſiger als alle bisher bekannten. Beſonders in unſern encyclopädiſchen Werken finden ſich unrichtige Angaben genug.

Wir haben ſchon den Landſitz genannt, wo die Gebrüder gemeinſchaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbte und zu einem Tuskulum ſeines ſpätern Lebens umſchuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm ſeines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, ſo gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinſicht in unſerer Literatur verewigt worden iſt. Wer kennt nicht die Verſe in Göthe's Fauſt, mit welchen Nicolai, der Geiſt der Plattheit, dort die Geiſter der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr ſeid noch immer da! Nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!"

Tegel war urſprünglich ein Jagdſchlößchen des großen Churfürſten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forſtrevier daſelbſt. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenoſſe des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forſtrath, ſeinen Sitz in Tegel und legte daſelbſt große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit ſogar Aufſehen machten. Das Schlößchen und Vorwerk ſelbſt hatte der alte Humboldt um dieſe Zeit ſchon vom königlichen Forſtdepartement in Erbpacht genommen. Dieſes Tegel liegt drei Stunden nordweſtlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

---

Zu obigem Abſchnitt dienten mir noch als beſondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Ilmenau, 1825. S. 597–98. — Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußiſches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456–58. Leider ſind Zedlitz's Angaben nirgends ſo ſicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber ſtehe hier auch die Beſchreibung des Wappens der Humboldt'ſchen Familie. „Das von Humboldtiſche Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwiſchen drei Sternen ſtehenden Baum und auf dem Helme zwiſchen zwei Adlerflügeln einen wachſenden, gebarniſchten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter." (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Stadt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügeldämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Aussichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch *seine* irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an spätrem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarerem

Gewande, gaſtlich bei ſich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einſt auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schloſſe, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in ſeinem Leben, und faſt nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiste nämlich mit ſeinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieſer Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in ſeinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhauſen nach Tegel, ſpeiste da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. [1]) Vielleicht ſah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinſt zu ihnen ſtehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation ſpielte ſchon zu den Füßen unſeres Dichters, der im damaligen Berlin ſich noch ſo wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort geweſen zu ſein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftſteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unſern Dichter ſchon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräſentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang trivialer Aufklärung und wohlmeinend philiſterhafter Geſinnung. Es war die Schaar, die, von Leſſing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geiſt dieſes großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieſer Region hervorgingen. Schon Mendelsſohn iſt ein ganz Anderer. Bieſter und Gedike erwarben ſich, in ihrer Art, wirkliche Verdienſte. Und die jüngern, meiſt jüdiſchen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geiſtig ſehr ausgezeichnete Köpfe, laſſen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Riemer über Göthe, II. 60.

ſelbſt hat den Kern freiſinniger Denkart früh in dem Umgang mit dieſen Männern gekräftigt. In einem Theile ſeines Weſens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt ſich an die einzelne bornirte Geſtalt, die dieſe Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus ſich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch ſpäter nicht auf, ſich zu proſtituiren. Nachdem er ſchon in unzähligen Xenien gegeiſelt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in ſeinem Fauſt und führte ihn unter dem Namen Proktophantasmiſten (Steißviſionair) auf den Blocksberg, den Olymp der Abgeſchmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geiſtern und Geſpenſtern Händel anfangen. Tegel, das ihm ſo nahe lag, hatte ſeine Galle erregt. An dieſem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai ſo viel gegen den Aberglauben geſchrieben, bei ſeinen Lebzeiten ein Geiſt umzugehen, und eben dieſes Verdruſſes gedenkt er, da er mit den oben citirten Verſen die Teufel und Geſpenſter auf dem Blocksberg anſpricht. In Tegel hatte ſich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berüchtigten Vorleſung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er ſelbſt kurz zuvor von Viſionen geplagt worden ſei, ſich aber auf recht praktiſche Weiſe davon befreit habe, auch dieſe Tegeler Geſpenſtergeſchichte angezogen. [2]) Wie hätte das Göthe ungenutzt laſſen ſollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geiſt in Tegel hauſe, der Nicolai'n vielleicht ſo wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Geſpenſt!

---

2) Beiſpiel einer Erſcheinung mehrerer Phantasmen, nebſt einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgeleſen in der Berl. Akad. d. W. 28. Febr. 1799. Gedruckt in Bieſter's Berl. Monatſchrift, Mai 1799 und im 1. Theile ſeiner geſammelten akademiſchen Abhandlungen (1808). — Ueber die Geſpenſtergeſchichte in Tegel ſoll ſich in den Berliniſchen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübſcher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geiſt, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungeſcheut ſeinem Genius folgen und die unerſchrockene Freiheit des Gedankens wie der Geſinnung bewähren ſollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's ſcheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenſtand ſeiner Forſchung. Es gehört ſogar zur Eigenthümlichkeit dieſes vielſeitigen Mannes, daß er, ein ſo klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in ſeinem Humor gläſerne genannt hat, ſondern ſelbſt, wie ein feiner Beobachter ſagt, „die Schauer der Geſpenſterfurcht kannte.“ [3])

Als Wilhelm ſein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wiſſen; er umgab ihn aber mit den ſchönen Formen einer freiern und lichten Kunſt. Er war ein Geiſt, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Muſenſitz erhob, drückte er dieſen Charakter auf.

Haben wir ſo eben der platteſten Erſcheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren ſich noch breit machen durfte, ſo laſſen ſich doch die Verbeſſerungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts auftauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächſt intereſſirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wiſſenſchaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rouſſeau

---

3) Varnhagen in ſeiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt,“ Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt worden, und in Preußen griffen dieſe Neuerungen beſonders tief ein. Der Domherr von Rochow auf Rekahn ging mit edlem Beiſpiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Baſedow ſammt dem Deſſauiſchen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbſt der Adel verſchmähte nicht, ſeine Kinder nach den neueſten Fortſchritten unterrichten zu laſſen, und Erzieher und Hofmeiſter hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte ſich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungseifer eine viel niedrigere, auf das blos Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht faſt gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffriſchung erhalten hätte. Dieſe ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechiſche, wieder auf.

Wir haben Campe ſchon genannt, er intereſſirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm ſelbſt, als dem Humboldtiſchen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den erſten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wiſſen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innrer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er ſich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hauſe des Major Humboldt iſt daher um die Mitte der ſiebziger Jahre zu ſetzen. Im Jahr 1777 trat er ſchon als Lehrer an das Philanthropin zu Deſſau, und in demſelben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtiſche Haus. — Obſchon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieſes erſten Lehrers vorauszuſetzen ſein dürfte, ſo iſt es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn ſie auch in dieſen viel großartiger wieder erſcheinen. Konnte der Mann, der nächſt Klopſtock einer der Erſten in Deutſchland war, die mit

Sprachtheorie, wenn ſchon zunächſt mehr mit deutſcher Sprache und deutſchem Styl, ſich beſchäftigten, konnte der nicht die erſten Triebe der Sprachforſchung in unſers Humboldt Geiſte erwecken? Der Mann, der den Robinſon bearbeitete, und die Geſtalten kühner Weltumſegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerſt Alexanders Phantaſie mit ſolchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungsluſt in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forſter (1. Juli 1789) nennt Wilhelm ſich ſelbſt Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieſerhalb damals Gegenſtand des Geſprächs geworden und von ſeinen Bekannten geneckt worden ſei. Freilich überwuchſen die Zöglinge früh genug dieſem Lehrer, [1]) doch blieben ſie in freundlichem

1) Es iſt uns davon ein ſpezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentiſch erzählt iſt. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hauſe war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene ſo reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert ſich, daß ſie ſich auch einmal über Campe beluſtigten. „Campe", ſagt der Berichterſtatter, „war bekanntlich ihr Hofmeiſter; ſie machten mit ihm Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeiſter überall ein wichtiges Wort äußern zu müſſen; unter andern habe er, als ſie das Zimmer beſahen, wo Rouſſeau geſtorben iſt, geſagt: Zu dieſem Fenſter iſt die große Seele hinausgefahren!" Mitgetheilt in dem Aufſatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfaſſer des Aufſatzes iſt der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, dieſe Quelle auch für Schillers Biographie ſehr vorſichtig zu benutzen. Er iſt keineswegs ein ſo zuverläßiger Berichterſtatter. Und wenn wir ſelbſt in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu perſönliche Gereiztheit vermuthen müßten, ſo ſtellt ſich uns ſchon im Ganzen keine Denkweiſe dar, die geeignet wäre, einen ſo edlen und geiſtigen Lebenskreis gehörig aufzufaſſen. Zudem ſind dieſe Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeſchrieben, wo denn leicht manches verſchoben wird. Obige Thatſache iſt ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab ſich wahrſcheinlich auf der Reiſe, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da beſuchten ſie denn auch Ermenonville. Campe gerirte ſich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufſicht, eine Fürſorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und ſpäter werden wir Wilhelmen ſeinen erſten größern Ausflug in Campe's Geſellſchaft machen ſehen.

Nicht ein ſo berühmter Name iſt es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher ſeiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derſelben hauptſächlich leitete. Er hieß G. J. Chriſtian Kunth. Derſelbe war noch ſehr jung und hatte aus Mangel an Unterſtützung die akademiſchen Studien abbrechen müſſen; aber an höherer Geiſtesbildung ſchon ſeinen Jahren voraus, in der lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Litteratur, in Philoſophie und Geſchichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreiſen vorgebildet, erſchien er doch ſchon geeignet, als Erzieher in ein ſo angeſehenes Haus zu treten.

„Selten, ſo ſagt der Verfaſſer ſeines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollſtändiger beſtätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntniſſe auf den Geiſt reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben ſo thätiges, als wohlgeordnetes Beſtreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln beſaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußiſchen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel iſt mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statiſtiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienſt und hier erwarb er ſich um das preußiſche Gewerbweſen, beſonders in der ſchweren Epoche ſeit 1808, große Verdienſte. Er ſtarb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

Vaters, der schon im Januar 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Gesinnung der Mutter unterstützt, unauflöslich mit seinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirksamkeit im Reiche der Wissenschaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geistern und Ehrenstellen im Staate, seitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar.

„Die Stellung, worin Kunth sich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn selbst zurück. Der Umgang mit geistreichen, angesehenen, gewandten Personen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältnisse, welche das unbeschränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geschäfte, die für ihn aus dieser Verwaltung erwuchsen, führten ihn selbst thätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anstellung im Dienste des Staats.“ Schon eingetreten in denselben, blieb er doch „noch neun Jahre, bis zum Tode der verwittweten Frau von Humboldt im Jahre 1796, ihr Haus- und Tischgenosse.“ —

So weit der Bericht über Kunth's Wirken, insofern er unserm Gegenstande angehört. Mit geringer Phantasie läßt sich aus dieser kurzen Skizze Kunth's wichtige und folgenreiche Stellung ermessen. Nicht blos der Erfolg, den seine Bemühungen hatten, spricht für die Sorgfalt und Gediegenheit des Erziehers, sondern auch, und vielleicht noch in höherm Grade, zeigt es die Liebe und das unbeschränkte Vertrauen, das die Brüder ihr Leben lang zu dem Führer ihrer Jugend hegten. Er war es stets, dem sie am liebsten die Sorge für ihr Eigenthum übertrugen. Wenn Alexander jahrelang auf großen Entdeckungsreisen zubrachte und Wilhelm über den Ruinen des classischen Bodens schwelgte,

durften ſie unbeſorgt um Hab und Gut in der Heimath ſein, da ein väterlicher Freund es mit treuer Sorgfalt wahrte.

Von der Ausbildung beider Brüder könnten wir auch ohne alle weitere Kunde behaupten, daß ſie eine ungemein vielſeitige und tüchtige geweſen ſein müſſe. Denn war auch das Streben nach Univerſalität, das die Humboldt eben ſo charakteriſirt als die Gründlichkeit, mit welcher ſie ſich in beſtimmten Gebieten bewegen, ein angeborner Drang, ſo will doch auch ein ſolcher durch Unterricht und Leitung, durch Gunſt und Gelegenheit gefördert ſein. Bei dieſer Allſeitigkeit, die in dem ältern Bruder ſo weit ging, daß er den Wunſch äußerte, nichts auf dieſer Erde unerkannt zurückzulaſſen, iſt es um ſo merkwürdiger, daß Beide ihren höchſten Eifer wieder ganz auf ihre beſondern, und zwar ſehr entgegengeſetzte Fächer warfen, Alexander auf die Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne, auf Berg- und Hüttenweſen, auf Erd- und Völkerkunde, Wilhelm dagegen auf das claſſiſche Alterthum, auf Kunſt, auf Philoſophie und auf Sprache. Während Jener berufen war, die äußere Natur- und Menſchenwelt in allen Formen der Erſcheinung zu beobachten, drang Wilhelm in das Innere der Menſchheit, in die Geiſteswelt und das eigenthümlichſte Element ihrer Erſcheinung, die Sprache. Sind es nun allerdings ſehr auseinanderliegende Gebiete, in denen ſie die individuelle Heimath aufſchlugen, ſo berühren ſie ſich doch, auf beiden wieder nahe genug und ſelbſt auf den entfernten Punkten zeugt ihr Geiſt wieder von urſprünglicher Gemeinſchaft. Faſſen wir nur Wilhelm ins Auge, ſo iſt es wunderbar, auch in ihm den Naturbeſchreiber und Phyſiologen zu erkennen, mit dem Unterſchied nur, daß ihm die innere Welt und deren Phänomene der Gegenſtand der Forſchung wurden. Und wenn der Jüngere mehr in die Weiten der äußern Welt, der Aeltere in das Reich der Ideen dringt, nimmt doch Jeder von ihnen wieder an

den Forſchungen des Andern Theil. Alexandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beſchäftigt und die ausgebreitetſte Kenntniß alter, wie neuer Sprachen konnte der große Reiſende ohnehin nicht miſſen. Wilhelm dagegen ſucht auf ſeines Bruders Bahn ſeine eigne Menſchheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Geſtalt, den Verhältniſſen der Geſchlechter nachforſchte, — wie hätte er anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß nicht mit in ſein Bereich ziehen ſollen? Aber auch dann, wenn es ſein eigenes Gebiet nicht berührte, ſtrebte ſein univerſeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forſchung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit ſeinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforſcher vor ſich zu ſehen geglaubt haben, und nicht wenig geſtaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Geſpräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geiſt von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung ſo reicher Talente erwählt wurden, ſo ſtoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch iſt es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteſte Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, ſogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, beſonders in frühern Jahren, auch vorzugsweiſe unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rückſicht zureichend geweſen ſein, und wir hörten es ſchon als Kunth's höchſtes Verdienſt rühmen, daß er eben die beſten Kräfte der Hauptſtadt für die Bildung ſeiner Zöglinge in Bewegung zu ſetzen verſtand.

So erfahren wir aus der Lebensbeſchreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernſt Ludwig Heim, [3]) daß dieſer die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war ſeit dem Jahre 1776 als Phyſikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphyſikus im Havellande angeſtellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre beſuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforſtmeiſter Burgsdorf theilte er ſeine reichen Kenntniſſe von ausländiſchen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieſer dann an Ort und Stelle in ſeiner Baumſchule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'ſchen Hauſe, war er ſehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781," erzählt Heim's Biograph, „leſen wir in der Chronik (ſeinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag geſpeist; den jungen v. Humboldt's die 24 Claſſen des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems erklärt, welches der Aeltere ſehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." [4]) Als ſpäter des Jüngern Ruhm in der Naturkunde ſich über alle Länder verbreitete, erinnerte ſich Heim mit höchſter Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erſt eilf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unſrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres muſterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeiſterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und ſelbſt als er ſich ſchon in Berlin niedergelaſſen (ſeit 1783), verſäumte er doch jenes Schauſpiel nicht, ſondern begab ſich „mit den Tegelſchen

---

3) Leben E. L. Heim's. Aus hinterlaſſenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler (ſeinem Schwiegerſohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) A. a. O. Thl. II. S. 8 – 9.

Freunden, Herrn Kunth und deſſen berühmten Zöglingen dahin, die Specialrevue gründlich zu beſchauen." [5])

Was ſie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwiſſenſchaften empfingen. Von Alexander wenigſtens wiſſen wir, daß ſpäter in Berlin der junge Wildenow ſein Lehrer in der Botanik war. [6])

Mehr aber als alles andre intereſſirt es uns zu wiſſen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den erſten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage ſeiner ganzen Bildung: alles, was ihn ſonſt auszeichnete, knüpfte ſich hier an. Die äſthetiſche Kritik, das Intereſſe an unſerer vaterländiſchen Litteratur, ſeine Größe als Sprachforſcher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anſchauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es ſchon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit ſelbſt geſchmackvollen Philologen fehlen. Dort war ſchon viel für die Aufbeſſerung gelehrter Schulen geſchehen. Unſer Humboldt beſuchte zwar keine der dortigen Anſtalten; aber es fanden ſich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechiſchen Studien legte Löffler, der Verfaſſer eines freigeſinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

---

5) A. a. O. Thl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Bergrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorleſung, die dann unter der Aufſchrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's" in den Zeitgenoſſen, Leipzig 1829, B. 2. H. 2, im Auszug mitgetheilt worden iſt. Wir werden für unſern Zweck auch ſpäter noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Berhauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachſen) ſind von ihren Freiberger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns alſo hier an einer in jeder Rückſicht ausgezeichneten Quelle.

darmes, nachmals Ober-Conſiſtorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fiſcher vom grauen Kloſter viele Jahre lang Unterricht im Griechiſchen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt iſt, neben der Mathematik auch viel Griechiſch wußte. — Daß Wilhelm ſchon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländiſche Litteratur früh kennen lernte, läßt ſich ohne Weiteres vorausſetzen. Ein ſolch Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erſt in ſpätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Univerſität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort ſelbſt wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabſäumen, was die Jünglinge aufs würdigſte ins akademiſche Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wiſſenſchaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — laſen beiden Brüdern lange Collegien über Philoſophie, Rechts- und Staatswiſſenſchaft. Ueber Dohm's Vorleſungen hat uns deſſen Schwiegerſohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publiciſten, einen ſehr erwünſchten Aufſchluß erhalten. Dohm arbeitete um dieſe Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende ſeines dortigen Aufenthaltes begehrte der Miniſter von Schulenburg von Dohm, daß dieſer für einen jungen Grafen Armin eine Reihe ſtatiſtiſch-politiſcher Vorleſungen halte. Dohm war ohnehin ſehr beſchäftigt, und dieſe Vorträge forderten ziemlich mühſame Vorbereitung. Dennoch entſprach er dem Wunſche des Miniſters. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunſche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorleſung Antheil, die ganz den Zuſchnitt eines ſogenannten Collegiums auf der Univerſität hatte, im Herbſt 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte." [7]) Den Entwurf dazu, ſagt uns der Biograph, bewahrte Dohm ſtets ſorgſam auf und die Erinnerung an jene Beſchäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit ſchon damals ſich auszeichnenden, und in vieler Hinſicht intereſſanten jungen Männern gehörte ihm ſtets zu den angenehmſten ſeines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgeſtellte Männer, noch ſpäter Beweiſe.

Von einem ſolchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reife der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß ſie die Vorträge eines ſo ſtaatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt dieſe Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und ſcheint durchaus eine ſehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte ſich bei ſo vielſeitiger Unterweiſung in Sprachen und Wiſſenſchaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein ſchnelles Wachsthum erzielen laſſen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinſamen Erziehung ſchon mit heftigerer Anſtrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs ſo kräftig als Wilhelm. In den erſten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an ſeinen Fähigkeiten, bis es im ſpätern Knabenalter plötzlich Licht in ſeinem Kopfe ward. [8]) Körperlich leidend war er ſogar noch in und nach den Univerſitätsjahren. Er ſelbſt leitete dieſe Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das ſich von Zeit zu Zeit einſtelle. Freunde aber, wie Georg Forſter, waren feſt überzeugt, daß ſein Körper nur deßhalb leide, weil der Geiſt zu thätig ſei und „die logiſche Erziehung der Herren

---

7) Ch. W. Dohm nach ſeinem Wollen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.
8) Freiesleben, a. a. O.

Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen habe,“ [9]) eine Bemerkung, welche einen guten Schlagschatten wirft, bei der man aber doch nicht vergessen darf, daß Forster gerade der Berlinischen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So schritt die Erziehung der Brüder so weit fort, daß sie wohl ausgerüstet auch ihre Universitätsstudien gemeinschaftlich beginnen konnten.

Nicht blos die Geistesfähigkeiten unser's Humboldt entwickelten sich in frühestem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen sich schon so früh an seinem Wesen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende seines Universitätsleben, thut und schreibt, schon den ganzen, fertigen, entschiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der frühesten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht besonders aufmerksam zu sein pflegt. Und selbst dieß Wenige, diese einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, sprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innersten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieser liegt, wenn auch etwas verhüllt, schon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm aufdrückten, so wie in der einseitigern, jugendlichern Gestalt, die, charakteristisch genug, so früh an Humboldt verschwindet. am Ende seines Lebens jedoch, zwar in geklärterer Form, aber in ursprünglicher Stärke hervortritt.

Ein schwärmerisch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt sein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieses Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenschaften seines Wesens.

---

9) Forster an Heyne, 13. Juni 1790 (in Forster's Briefwechsel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Maßen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng verschlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen ꝛc. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zuſammen, dann mit Rahel, der berühmten Briefſtellerin, und beſonders mit Henriette Herz, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Profeſſor Markus Herz, die an Schönheit ſo ſehr wie an Geiſt hervorragte. Mit dieſer pflegte Humboldt insbeſondere innige Freundſchaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrauteſten Briefwechſel. Die Sentimentalität, die alles beherrſchte, gab allen dieſen Verhältniſſen einen ganz ungemeinen Schwung.

Neben dieſer Empfindſamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweiſe wiederkehrte, aber auch in der Zwiſchenzeit nie ganz erloſch, — entwickelte ſich aber faſt eben ſo früh der ſchroffſte Gegenpart in Humboldt's Natur, nämlich die furchtbarſte Schärfe und Kälte des Verſtandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigſte Anmuth des Scherzes, die ausgebildetſte Macht der Dialektik, der allſeitigſte Trieb der Forſchung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was ſpäter ſo hervorſtechend an Humboldt's Weſen war, daß Manchen jener ſchwärmeriſche Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei ſpäterer Charakterſchilderung, ſogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr ſein Innerſtes ſogar abſichtlich zu verhüllen ſuchte und wohl gar einen falſchen, oft ganz entgegengeſetzten Anſchein nahm.

Doch keineswegs war ſolche momentane Kälte immer Verſtellung oder Abſicht. „Ein Vorfall in Humboldt's Univerſitätjahren" berichtet uns Varnhagen, [1]) den wir durch frühe Schilderung umſtändlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in dieſe ſchon damals unter Scherz und Verneinung ſich verſteckende Empfindſamkeit, die ſich mit antiker Seelenſtärke wunderbar verband. Er badete mit ſeinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöveriſchen Leibarzt,

1) In der Skizze über Humboldt, a. a. O. S. 289 — 90.

bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er ſich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieſer ſprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte ſpäterhin ſeine Empfindungen; ſie waren die der zarteſten und edelſten Freundſchaft für den anweſenden Freund, des innigſten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand ſich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht ſpaziren. Seine Freundſchaft ſuchte auch ſpäterhin, da die der größten und edelſten Männer ihm zu Theil wurde, ſich [wenigſtens im perſönlichen Verkehr, denn ſchriftlich ſpricht er ſich gegen Einige herzlich und begeiſtert genug aus!] in Beſeigung und Ausdruck kühl und keuſch zu erhalten.“ Das iſt ganz richtig. Liebe und Verehrung ſtanden als unzweifelhafte Thatſachen feſt, die durch das ganze Leben immerfort beſtätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Dieſe Kälte und dieſer kühle Forſchungstrieb bildeten einen höchſt weſentlichen Theil ſeines Charakters. Seine geiſtige Größe wie ſeine Feſtigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engſte damit zuſammen. Daher ſtählten ſich jene Anlagen wohl auch am früheſten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Leſſings Schule hervorgegangen waren und ſich zum Theil ſpäter an die Kantiſche Richtung ſchloßen. Mit den meiſten dieſer Männer war Humboldt, den ſeine äußere Stellung eben ſo wie ſeine Geiſtesgaben begünſtigten, ſehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Bieſter, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — ſämmtlich Männer von einer hellen Denkweiſe und freien bürgerlichen Geſinnungen. In dieſem Kreiſe konnte Humboldt früh ſeine

angeborne Forſchungsluſt und ſeinen Charakter kräftigen, und wenn er ſo bald ſchon durch Unerſchrockenheit ſeines Denkens wie durch freimüthiges Weſen unſere Bewunderung auf ſich zieht, ſo dankte er wohl ſelbſt die frühe und entſchiedene Ausbildung dieſer Naturgaben zum Theil dem Umgang mit dieſen Männern, deren ſonſtige und beſonders äſthetiſche Einſeitigkeit dagegen auf ſeine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erſcheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdiſchen Urſprungs waren. Gerade dieſes israelitiſche Element bildete aber von jeher einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil des Berliniſchen Geiſteslebens und namentlich damals concentrirte ſich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptſächlich von Leſſing und deſſen Freund Mendelſohn, dem Lehrer und Vorbilde dieſes Berliner Kreiſes, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir ſehen, von früheſter Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu ſuchen, wo ſie irgend zu finden iſt, und dieſe Unbefangenheit im geiſtigen Verkehr bewies er auch dann ſtets, als er ſchon die höchſten Ehrenſtellen der bürgerlichen Welt erſtiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit ſeines Lebens ſuchte er, was nur irgend ein Intereſſe bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem ſo freien Geiſt ohnehin nicht die Rede ſein.

In die Reihen und Verhältniſſe der vornehmen Welt trat Humboldt ſchon durch Geburt, als Glied einer angeſehenen und begüterten Familie, ſo daß ihm auch von dieſer Seite, von frühſter Jugend an, jede Gunſt entgegen kam. Alle geſellige Verbindungen, jeder geiſtige Verkehr ſtanden ihm offen. Wie mußten ſich ſolche Jünglinge, die, im Beſitze großer, genialiſcher Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verſchmähten, unter ihren Standesgenoſſen auszeichnen, während ſie vor den bürgerlichen Genoſſen ſchon durch die Geburt einen Vorſprung hatten!

War es ſchon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familienſitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendſten und erregteſten deutſchen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erſter Quelle benutzen zu können, ſo müſſen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter deſſen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daſelbſt betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erſt als ſie Berlin zu verlaſſen und die Univerſität zu beziehen im Begriffe ſtanden, ſtarb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäiſchen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Ausſichten geöffnet ſchienen. Unter den zerriſſenen und verfallenen Verhältniſſen des deutſchen Reiches gab der Staat ſchon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewiſſes Selbſtgefühl und einen zuverläßigern Halt. Ein kriegeriſcher Heldenmuth ſchien jedem Unterthanen eines ſolchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer ſchien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre beſtand; und dieſe Erinnerungen haben, als einmal alles verloren ſchien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geiſtige Welt und die Litteratur Deutſchlands hatten, zum Theil wieder ſeinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthuſiasmus, der von ihm ausging. Mit ſeiner Herrſchaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutſchen an, der wir mit allen unläugbaren Auswüchſen große, theure Errungen-

ſchaften danken, Errungenſchaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit ſogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete ſich eine aufgeklärtere Denkweiſe in religiöſen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politiſchen Dingen aus, und die Männer dieſer Hauptſtadt, deren Vorzüge und Einſeitigkeit wir ſchon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unſerer Tage, wiſſen freiere Geiſter wohl zu würdigen, was Friedrich für ſeine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wiſſen es am beſten, die noch unter ſeinem Stern heranwuchſen. Als vor einigen Jahren das Jubelfeſt ſeiner Kronbeſteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unſers Humboldt bei dem Feſtmahl, zu dem ſich die königliche Akademie der Wiſſenſchaften vereinigt hatte, das Wort und ſprach das allgemeinſte Gefühl in dem beſcheidenen und denkwürdigen Eingang ſeiner Rede alſo aus: „Mir iſt die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Verſammlung zu richten. Dieſen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geſchlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anſchauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geiſtigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, ſo weit Geſittung und Weltverkehr die Menſchheit empfänglich machten, auf die Herrſcher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römiſchen Geſchichtſchreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchſpähte), er hat die ſchroffen Gegenſätze, „die widerſtrebenden Elemente der Herrſchaft und Freiheit“ mit einander zu verſöhnen gewußt. Den köſtlichen Schatz dieſer Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweiſe dem wiſſenſchaftlichen Vereine anvertraut, deſſen Glanz

er, ein Weiſer auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und ſchützende Theilnahme erhöhte.“ [2])

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußiſchen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflöſung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß ſie gerade um dieſe Zeit Berlin verließen und ſeit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daſelbſt nahmen. Trübe, unſittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrſchaft und brachten die Hinterlaſſenſchaft des großen Königes ſchrittweiſe bis an den Rand des Unterganges. Während dieſer Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meiſt im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptſtadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünſchenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchſten Beſtrebungen des deutſchen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche ſuchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten ſich dieſe Brüder das Vorbild für eine friſchere Generation in ihrer Heimath und Geburtsſtätte zu werden; ſo reihten ſie ſich in reinſter Form an die trefflichſten Geiſter der deutſchen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft beſäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da ſtrahlte der Name Humboldt unter den Erſten und Tüchtigſten, die zu dem ſchweren Werke herbeigerufen wurden.

Auch ihre akademiſche Laufbahn traten beide Brüder gemeinſchaftlich an. Zunächſt beſuchten ſie die vaterländiſche Univerſität Frankfurt an der Oder, wo ſie ſich vorzugsweiſe

2) S. Beil. z. Allg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsstudien beschäftigten. Wilhelm machte da einen juristischen Cursus, Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, wobei sie jedoch ihren philologischen und naturwissenschaftlichen Neigungen sich gewiß nicht entschlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hause ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unseres Humboldt möchte der bekannte Jurist Reitemeier auszuzeichnen sein, der die Rechtswissenschaft, in manchem der Zeit vorauseilend, besonders von geschichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewiesen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt schon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm später in einer sehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna studirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, also ziemlich in derselben Zeit mit unsern Brüdern. Neben der Berufswissenschaft widmete auch er sich insbesondere den classischen Studien. Sein Biograph, der als Geschichtschreiber Preußens rühmlichst bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einflusse auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert.“ [1]) Diese Einwirkung des jungen Humboldt hat für

---

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenossen, B. 4. H. 6—7, Leipzig 1833, S. 19. (Diese Lebensskizze erschien auch gleichzeitig in besonderm Abdruck).

uns ein höheres Intereſſe, wenn wir bedenken, daß es derſelbe Dohna war, in deſſen Gemeinſchaft jener nachmals die Bildungsanſtalten und das Geiſtesleben in Preußen auffriſchen ſollte! — Graf Dohna bezog im Jahre 1788 ebenfalls die Univerſität Göttingen, und traf dort mit Humboldt wieder zuſammen.

Bei der Wahl der Univerſität Frankfurt hatte wohl die Nähe des mütterlichen Auges und die Ausſicht auf Göttingen den Ausſchlag gegeben. Sonſt hätte wohl Halle unter den preußiſchen Univerſitäten den Vorzug verdient, oder auch Königsberg, wo ſchon Kant für Humboldt der größte Anziehungspunkt ſein mußte. Sich auf den künftigen Staatsdienſt vorzubereiten, dazu genügte Frankfurt hinreichend, keineswegs aber um die höhere Ausbildung dieſer Jünglinge zu vollenden. Das gewährte aber damals keine andere Univerſität in ſolchem Grade wie Göttingen.

Wahrſcheinlich im Frühjahr 1788 bezogen Wilhelm und Alexander die Georgia-Auguſta, und auf ihr verweilten ſie, wenn wir die Ausflüge und Reiſen des Aeltern mit einrechnen, etwa zwei Jahre. Göttingen war damals anerkannt die erſte unſerer Univerſitäten. Leipzig und Halle hatten ſchon von ihrem alten Rufe verloren; die Periode des Jenaer Glanzes beginnt erſt in den neunziger Jahren. Für Humboldt's Ausbildung hätte ohnehin nicht leicht ein Ort ſich fruchtbarer erweiſen können, als Göttingen, welches von jeher der wahre Sitz unſerer Alterthums- und Geſchichts-Wiſſenſchaft war — ja dieſen Typus bis auf unſere Tage behalten hat. An eigentlich philoſophiſcher Anregung mangelte es dort freilich ganz und gar; denn Göttingen hat ſich die Philoſophie von jeher recht eigentlich vom Leibe gehalten.[2]) Doch dieſen Mangel

2) Und gewiß zu ſeinem eignen Schaden, wenn ſchon manche Zeitverirrung dadurch fern gehalten wurde. Rehberg, in ſeiner

konnte Humboldt am erſten aus eignem Triebe erſetzen. Der ideale Drang, der ihn beſeelte, führte ihn unmittelbar zur neuen Kantiſchen Lehre, d. h. zu deſſen Schriften. Ein ſolches Studium aber hatte unendlich größern Werth, als irgend ein philoſophiſcher Vortrag, den man damals, außer Königsberg ſelbſt, von deutſchen Kathedern hören konnte. Auf der andern Seite dagegen bot Göttingen deſto größern Erſatz. Hier lehrte Heyne, ein Mann, der zur Wiederbelebung der Alterthumswiſſenſchaften nicht wenig gewirkt hat, und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neuern Glanzperiode zu betrachten iſt. Zwar übte er nicht die energiſche Wirkung, wie etwa Wolf und Voß, aber er bahnte dieſen durch geſchmackvollere Auffaſſung der Alten den Weg; er reihte ſich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunſtarchäologie, zu den tüchtigſten Forſchern, und das Weſentlichſte leiſtete er als Lehrer an Ort und Stelle. Von Göttingen aus nahm die neuere deutſche Philologie ihren erſten Schwung: das philologiſche Seminar, deſſen Leitung Heyne ſchon eine hübſche Reihe Jahre inne hatte, ſendete nach allen Himmelsgegenden hin ſeine Zöglinge. Voß war einſt Mitglied dieſer Anſtalt und auch Wolf hatte in Göttingen ſtudirt. Darüber muß man Männer vernehmen, die jenen Umſchwung mit erlebten. Georg Zoega z. B., der in den ſiebziger Jahren dort geweſen war, kam ein paar Jahre darnach wieder durch Göttingen. „Heyne, ſchrieb er von da einem

---

Skizze über Ernſt Brandes, hat die Lichtſeite jenes Widerſtandes gegen die philoſophiſchen Syſteme, recht gut hervorgehoben. (Siehe Rehbergs ſämmtliche Schriften, B. 4. S. 416.) Es iſt aber gewiß, daß es zuletzt dabei zurückbleiben mußte. Was hat Jena in früherer, Berlin in ſpäterer Zeit ſo groß gemacht? Eben das, was Göttingen verſchmähte. Allerdings wußte ſich dieſes den Ruf wiſſenſchaftlicher Solidität zu erhalten und es war wirklich ſtets eine Pflanzſchule unſeres hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſens. Ich ſage: es war; denn leider hat es nunmehr einer unſaubern Politik gefallen, dies Werk edler Vorfahren zu berühren und die erſten Lehrer der Georgia-Auguſta mit Gensdarmen davonzujagen.

Freunde, hat gegenwärtig ſehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben.“[3]) Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten geſtellt wurde, daß er gegen dieſe, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann ſein wirkliches Verdienſt nicht ſchmälern.

Beide Brüder genoßen den näheren Umgang Heyne's,[4]) der auch dieſe jungen Männer wohl zu ſchätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten ſie wohl zunächſt ihm auch das freundſchaftliche Verhältniß zu ſeinem Schwiegerſohne Georg Forſter. Forſter hielt ſich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erſt im Herbſte dieſes Jahres trat er in ſeine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwiſchen Forſter und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Intereſſe, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Auguſta unſer Humboldt ſonſt noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geſchichts- und Naturwiſſenſchaften war reichlich beſetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieſer war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juriſten zeichneten ſich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, ſondern auch jüngere, wie Martens, dieſer als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo inſonders aus. In der philoſophiſchen Facultät fanden ſich die tüchtigſten Männer, namentlich für die hiſtoriſch-politiſchen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derſelben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere ſehr intereſſante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.
4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a. O.

Fiorillo ꝛc. Das nächſte Intereſſe mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obſchon er ſich, wie es ſcheint, niemals in das philologiſche Seminar aufnehmen ließ [5]), wird er doch in deſſen Vorleſungen über Homer, über Pindar, über griechiſche und römiſche Alterthümer ꝛc. ein um ſo eifrigerer Zuhörer geweſen ſein.

Für die vielſeitige Richtung unſeres Humboldt fand ſich in Göttingen die reichſte Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Bücherſammlung dieſer Univerſität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er ſich während dieſer Jahre mit beſonderem Eifer: in die Alterthumswiſſenſchaft und in das Studium der Kantiſchen Philoſophie. Wie früh er ſich durch ein umfaſſendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundanſicht von der Bedeutung der Alterthumsſtudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchſtücken Humboldtiſcher Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren ſollen und die F. A. Wolf, in deſſen Hände ſie „durch einen angenehmen Zufall“ gelangten, im Jahr 1807 ſeinem Entwurf einer Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft einzuverleiben für angemeſſen hielt, bei welcher Veranlaſſung Wolf den Verfaſſer dieſer Bruchſtücke geradezu für denjenigen erklärte, in deſſen Umgang und Bunde er ſelbſt ſich zu einer tiefern Anſicht des Alterthums emporgearbeitet habe. [6]) Wir ſparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieſer Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfaſſer der Göttinger Gelehrtengeſchichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergeſſen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Woltmanns und ſo vieler Andern.

6) Siehe: Muſeum für Alterthumswiſſenſchaft, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133—37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen frühesten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Köpfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch ſchon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu ſtudiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundſchaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine dieſem verwandte Natur. Man ſagt von ihm, daß er höchſt umſichtig in der Wahl ſeines Umgangs geweſen, und zum Theil ſchon ſeinen akademiſchen Freundſchaften die ſpätere glückliche Geſtaltung ſeines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er ſich als Arzt in Hannover nieder. Geiſtreich und vielſeitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engern Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt ſchon während ſeines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er ſein Glück und ſtieg zu dem angeſehenſten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete ſich beſonders als kritiſcher Schriftſteller in dieſem Fache aus. Ueberhaupt ſchien er nur Verſtandesmenſch zu ſein: die umſichtigſte Lebensklugheit, die ſchärfſte Berechnung aller Verhältniſſe und Lagen ließ dem Anſchein nach auf wenig Gemüthswärme ſchließen. Er vergaß ſich nie. Aber nur um ſeine Zwecke zu erreichen und alle Hinderniſſe zu beſiegen, beherrſchte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er ſeine wärmſten Empfindungen. So konnte er mitunter ſelbſt kalt und hart erſcheinen, obwohl ſein Herz für alles Edle und Erhabene ſchlug und ſeine Freunde die unerſchütterlich treue Geſinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. [7])

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrſchenden Empfindſamkeit und an den

7) Ueber ihn beſitzen wir den „Necrolog des weiland Dr. J. Stieglitz ꝛc.“ Von Dr. G. P. Holſcher. Hannover, 1841.“

Veredlungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte ſich zu dieſem empfindſamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt ſchon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genoſſe des Grafen Schlabrendorf, Oelsner, der wie jener faſt ſein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch ſpäter in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch ſchon in Göttingen zuſammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwiſchen dieſen in ihrer ſchriftſtelleriſchen Bahn ſehr nahe verwandten Geiſtern beſtanden, ſcheinen doch früh ſchon auch lebhafte Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu ſein, wie ſich denn z. B. Humboldt noch ſpäter in einem Briefe an Schiller[8]) erinnerte, daß er ſchon in Göttingen ſich mit jenem oft lebhaft über Heinſe's Ardinghello geſtritten habe, welchem er ſelbſt nie einen ſolchen Geſchmack abgewinnen konnte. In ſpäterer Zeit vermittelte ſich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode ſeiner helleniſtiſchen Beſtrebungen unter allen Jüngeren faſt am nächſten mit Humboldt's Richtung zuſammentraf, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer ſich feſt an den Göthe-Schiller'ſchen Kreis und unſere Klaſſik ſchloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die ſie heranbrachten, des ſchon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verluſtig gingen. Für uns iſt es hier nur von Wichtigkeit, dieſe ausgezeichneten kritiſch-äſthetiſchen und forſchenden Köpfe, ja Nebenbuhler, ſchon ſo früh ſich begegnen zu ſehen.

So geleiten wir unſern Humboldt bis ans Ende ſeiner Lehrjahre — wenn man dieſen Ausdruck von einem Geiſte

8) Vom 18. Dez. 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir ſtehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit ſtand er ſchon während dieſer Zeit als ſelbſtſtändiger, feſt entwickelter Mann da, er trat ſchon von dort aus in Verkehr und Briefwechſel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reiſen, die er von Göttingen aus machte, ſeine äußere Weltkenntniß wie den Kreis ſeiner Verbindungen. Damit beginnt denn ſeine eigne Lebensbegründung und ſein erſtes Wirken in der geiſtigen Welt, deſſen Darſtellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium ſeiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt ſeiner eigenen Wirkſamkeit. Welche Reihe der namhafteſten und verdienteſten Männer zählt die Georgia-Auguſta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt iſt gewiß keiner der geringſten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, ſeinen Dank eben ſo laut ausgeſprochen haben als ſein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieſer Univerſität (1837) beizuwohnen und der bei dieſer Gelegenheit das ſchöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieſer berühmten Hochſchule den edleren Theil ſeiner Bildung empfangen.“

Hier am Schluſſe der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt ſelbſt in den geiſtigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfing, wollen wir auch einen Blick auf die günſtigen äußern Conjunkturen werfen, unter denen er ſeine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein ſeltener Glücksſtern der Stunde ſeiner Geburt geleuchtet. Wie günſtig war ſchon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an ſchien kein Streben, kein Wunſch verſagt. Den

herrlichſten Gaben des Genius ſtanden durchweg auch die äußern Mittel förderlichſt zur Seite. Was man zur Bildung ſolcher angeborner Kräfte heiſchen konnte, wurde, wie wir aus den mitgetheilten Zeugniſſen erſahen, mit auserleſener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne dieſe Sorgfalt würde Humboldt's Entwicklung kaum eine andere geworden ſein. Denn dieſer Bildungstrieb lag in ſeiner innerſten Natur; die herrlichſte Mitgift, die ihm geworden, die ihm eine immerwährende Jugend erhielt, war eben die: den großen Bewegungen der Zeit den offenſten Sinn entgegenzubringen, ſo daß einem ſolchen Geiſt im Grunde nur die eine Förderung zu wünſchen war: ſein Leben in einer Zeit des Aufſchwungs und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und dieſe Gunſt wurde Humboldt im ausgezeichnetſten Maße zu Theil.

Wir ſahen, wie die Verbeſſerung der Erziehungsformen und des Unterrichts ſchon ſeiner Jugend zu Gut kam. Aber wie in dieſem, ſo war in allen Zweigen geiſtiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung angebrochen, von der ſich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte ſich mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutſchland einen überwiegend geiſtigen Charakter trug, während ſie anderwärts gleich zu politiſchen Umwälzungen drängte. Unter uns dagegen ward hauptſächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Geſinnungen erneuten und veredelten ſich, und in allem, was damit zuſammenhängt, in Kunſt, Philoſophie und Wiſſenſchaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politiſche Umſchwung ſollte bei uns nur allmählig, nur in Folge der geiſtigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch warf auch in unſer verfallenes politiſches Daſein die Erſcheinung eines geiſtvollen, unternehmenden Fürſten eine aufregende Säuerung, die nicht allein in den Gränzen

seines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, sondern durch ganz Deutschland ihre Wirkung verbreitete. Wir haben in den vorigen Abschnitten der geistigen und bürgerlichen Aufklärung gedacht, die unter den Fittigen des großen Königs emporwuchs. Humboldt war Preuße von Geburt. Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeisternden Fürsten und unter den Eindrücken jener freieren Denkart gebildet — wie hätte des Jünglings Sinn nicht früh auf große Verhältnisse und Weltansichten gewendet werden sollen? Der preußische Zopf und das Kamaschenthum hafteten nicht an unserm Brüderpaare, aber einen kräftigern Geist, eine ächte Vaterlandsgesinnung athmeten sie mit der heimathlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkischer Bildung wahrte sie ihr eigner Genius und ihr stets dem erwachenden tiefern deutschen Geistesleben zugewendeter Sinn. Dagegen blieben sie der Helle und Aufklärung, die ihre Jugend umgab, ihr ganzes Leben getreu. Auch als sie die tieferen Gänge unsers geistigen Lebens mit durchwandelten, ja diese zum Theil selbst öffnen halfen, begleitete sie stets das Licht, das einst in ihrer nächsten Nähe Friedrich der Große und unser Lessing angezündet hatten. So wird uns Humboldt's Laufbahn, die durch so viele romantische, philosophische und politische Strudel hindurchgeht, zum Beweis dienen, daß er jenen leitenden Compaß nicht aus dem Auge verloren hatte.

Der stärkste Hebel und die schönste Frucht der innern Verjüngung Deutschlands war das Aufblühen und schnelle Wachsthum einer nach dem höchsten Ideal emporringenden Nationallitteratur, und mit dieser setzte das Glück unsern Humboldt von früh an in das schönste und fruchtbarste Verhältniß. Mit dem Werden dieser Litteratur wuchs er heran. Er erblickte das Licht der Welt in dem Jahre, wo Minna von Barnhelm erschien. Göthe's und Schiller's Jugendwerke

die Sturmperiode unſrer Dichtung, durchſchütterte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieſer an den Werken des Alterthums das vollendete Kunſtideal in ſich aufgenommen hatte, ſchenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten ſich die Jahre, wo auch Schiller ſich zum Kunſtideal erhob und mit Göthe zu gemeinſamer Wirkſamkeit verband, wo dann in ſchneller Folge die größten Werke geſchaffen und die höchſte Stufe der Kunſt und Kunſteinſicht erſtiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unſerer Litteratur, der die mächtigſten Impulſe hinterließ, wenn auch die Litteratur ſelbſt von dieſer Höhe nur zu bald wieder herabſank. War es ſchon ein nicht geringer Vortheil an dieſe Höhe gleichſam mit heranzuwachſen und nicht das ſchon Errungene nur ſo mühelos zu erben, ſo war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchſten Epoche ſo gereift zu ſein, um an dem Wirken unſerer größten Geiſter Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten parallel ging, ſchloß ſich Wilhelm ganz an die äſthetiſchen Forſchungen unſerer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigſten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genoſſe betrachtet und ſo eng, ſo umfaſſend in die Beſtrebungen dieſer Geiſter verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaiſchen Glanzepoche erſcheint. Ohne ſelbſt ein Kunſtwerk ſolcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forſchungen unſerer größten Meiſter nahm, ſeinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundſätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zuſammenwirkens, war der größte und

entſchiedenſte und kein Dritter konnte ſich in dieſem Bezug irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, dieſen Einfluß auf unſre claſſiſche Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Univerſalität ſeines Geiſtes, ſein Geſchmack, ſein Verſtändniß der neuern Philoſophie, vor allem aber ſeine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er ſich mit den großen Dichtern ſo wunderbar begegnete. Und wie begünſtigte ihn dabei der andere Umſtand, daß das Studium des Alterthums in ſeinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wiſſenſchaft entſtand, an deren Begründung Humboldt, der Genoſſe und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in ſeine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philoſophie durch Kant. In früheſter Zeit machte dieſe Lehre den größten Eindruck auf ihn und er eignete ſich dieſelbe mit dem lebendigſten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage ſeines Denkens, ſie diente ihm auch da noch als Leitſtern, wo er über ihre Gränzen hinausſchritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieſer Philoſophie erweiterten, theils durch die äſthetiſchen Forſchungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philoſophie der Sprache, die wir erſt ſeiner Vertiefung in dieſes Gebiet verdanken.

Wir könnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm ſpäter vergönnt wurde, zu der ſo nothwendig gewordenen Reorganiſation ſeines Vaterlandes mitzuwirken und ſich hierbei durch freimüthiges und entſchiedenes Streben an die geehrteſten Namen unſrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlaſſen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an ſchon erworbenem Rufe und Verdienſte; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre ſeines Alters zu verewigen und ſich eben in den ſprachphiloſophiſchen und vergleichenden Forſchungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unſere Zeit und Nation ſo einzig daſteht, wie ſein Bruder auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die beſtimmenden und fördernden Einflüſſe ſeiner Jugend im Auge zu behalten. Zudem dürfen wir die ſonſtigen Glücksfälle ſeines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung ſetzen. Denn, wie ſich Geiſt und Charakter in ihm faſt unabhängig von ſeinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, ſo würde auch ſeine ſpätere geiſtige Thätigkeit unter allen Umſtänden faſt dieſelbe geweſen ſein, während für ſein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in früheſtem Lebensalter ſich aneignen konnte, das glückliche Geſtirn, unter welchem ſein Leben und ſeine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt ſelbſt ſcheint die Wichtigkeit dieſer Jugendeindrücke und ſeiner früheſten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beſeelte ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die ſein Weſen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu ſein; ja das Gefühl des Segens, der in dieſer Treue ruht, ſprach er am Abende ſeines Lebens in einem der Sonette aus, die ſeine letzten Bekenntniſſe enthalten. Da ich einmal einen Blick auf ſein ſpäteres Leben geworfen, wüßte ich auch nicht beſſer als mit wörtlicher Anführung dieſer ſchönen Strophen zu ſchließen.

„Wer ſeiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet dieſe Treue,
Bewahret Einheit in des Geiſtes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Bruſt noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der erſten Sehnſucht leiſes Wonneleben
Dem ganzen Daſein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigſten der Kranz der Jugend ſchwillet;
Bis hin zum Grabe Balſam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet."

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und früheſtes Wirken.

1788 bis 1794.

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört, [1]) und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthusiasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen," an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

1) Varnhagen a. a. O., S. 276.

Anlage des Menſchen bilden häufig genug gerade die Bedingung großer Individualitäten, noch öfter jedoch ſind ſie auch die Urſache großer Charakterloſigkeit und ſchroffer Widerſprüche in ihrem Leben. So auffällig verbunden aber und doch ſo glücklich geeint, wie in Humboldt's Erſcheinen, begegnen ſie uns ſelten. Was ſich ſonſt kaum in einem und demſelben Menſchen zuſammenfindet oder nur ſchwächend und paralyſirend wirkt, das vereinte ſich bei ihm zu kräftiger Totalität. Die große Empfänglichkeit, die Humboldt, wie Schiller von ihm ſagte, zum gebornen Kritiker machte, ſchloß bei ihm die Energie des Charakters nicht aus; zu der empfindſamſten Reizbarkeit des Gemüths geſellte ſich die ſchützende Kälte des Verſtandes; mit dem höchſten Schwung des Gedankens verband ſich die Vertiefung in die trockenſten Einzelheiten poſitiver Wiſſenſchaft. Wie oft hatte man nur eine Seite ſeines Weſens berührt, wenn man den ganzen Humboldt geſchildert zu haben meinte. So z. B. in ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit. Den Meiſten erſchien die Univerſalität des Geiſtes bewunderungswürdig. Andere wieder bezeichneten die Gründlichkeit des Strebens und Wiſſens als das, was ihn beſonders charakteriſire, was ihm ſelbſt als Höchſtes gegolten. So äußerte ſich einſt auch K. L. von Woltmann, der bekannte Hiſtoriker, über unſern Humboldt. „Wenn es, ſagt er,[2]) ſeinem Bruder Alexander eigen war, ungeheure Strecken der menſchlichen Erkenntniß zu durcheilen, ſo war es Wilhelms Gewohnheit, ſich irgendwo im Gebiete derſelben auf eine Zeit lang feſt anzuſiedeln, und alles, was

2) In einem Artikel über Humboldt, der einſt in den von F. A. Brockhaus herausgegebenen Deutſchen Blättern (B. 2., 1. Jan. 1814) erſchien. Den Verfaſſer würde man leicht ſchon an der ihm eignen diplomatiſirenden Phraſeologie erkennen; allein man weiß auch, daß er damals einen nahmhaften Antheil an jenen Blättern hatte. Dieſer kleine Artikel über Humboldt ging dann in die ältern Auflagen des Converſations-Lexikons über.

es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf." So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwundert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich, ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegenstrebenden Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der idealische Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmender Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb ſelbſt aber verſchaffte ſich nur in reinerer Geſtalt Geltung, er beſeelte jedes Beſtreben Humboldts, ja ſein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktiſchen oder ſcheinbar außerweſentlichen Dingen ſich zu beſchäftigen ſchien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forſchung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchſten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geſchwängert von der Begeiſterung für das Ideale, und ſelbſt in den trauten Umgang, den er pflog, miſchte ſich unabänderlich ein Zug ſchwärmeriſcher Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenſchaften und die Verkettung der geiſtigen Welt in ihrer Tiefe zu faſſen und ſelbſt in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menſchheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde ſeines Weſens eine erforſchende Natur, er lebte nur in den Anſchauungen und Ergebniſſen, die er gewonnen, und verglich ſich ſelbſt in den ſpätern Tagen ſeines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indiſchen Poeſie vorgeführt werden. Dieſen Kern der Humboldtiſchen Natur in allen oft ſo abweichenden Erſcheinungen noch zu erkennen, muß man ſtets den Trieb von dem Gegenſtande, den Stoff von der Form ſeines Wirkens unterſcheiden; man muß überall den vorherrſchenden Zug von den nebenwirkenden Eigenſchaften, den handelnden, von entſchiedenen Grundſätzen geleiteten, praktiſchen Humboldt von dem denkenden und überſchauenden geſondert im Auge haben. Seine Größe beſteht darin, daß er mit jenem alles beherrſchenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entſchiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältniſſen vereint. Ueber ſeinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieſes Geiſtes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu ſehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Geſinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen ſeiner Rede — nur laßt uns auch den Geiſt, der über all dem waltete, in ſeiner Heimath aufſuchen — den Geiſt, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zuſammenfaſſend, nichts höher achtete und nichts höheres erſtrebte, als in der ganzen Menſchheit den ideellen Menſchen zu entdecken und deſſen reinſter Form und reichſten Umfangs ſich bewußt zu werden, ja beides, inſofern ſeine Kräfte zureichten, an ſich ſelbſt, wenn auch immer in individueller Geſtalt, zur lebendigen Erſcheinung zu bringen. Er lebte ebenſo in der älteſten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, faſt mehr in jener. In dieſem Sinne iſt es zu verſtehen, wenn er in ſpätern Jahren einen alten Freund von deſſen politiſchem Standpunkt er ſich nur zu ſehr entfernt wußte, alſo anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Anſichten nennen kann, verſchieden wären, liebſter Freund. Aber auch mit Menſchen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das ſehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Anſichten, und es iſt mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt.“

Auf dieſe Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innerſten Drang doch die nächſte Lebensſtellung nicht verabſäumt, ſondern ihr auf das würdigſte Genüge leiſtet. Ja er ſtand, gleich Wenigen, wie ein Rieſe unter der thatloſen, unkräftigern Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genoſſen — und er war keiner der Geringſten unter

ihnen — wie ein fremder, ſonderbarer Geiſt: er ſcheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kälteſten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang ſeines Geiſtes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutſchen und preußiſchen Intereſſen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeiſterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheiniſchen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decemberſonne“ nannte.

Wie unheimlich mußte ein ſolcher Geiſt den Diplomaten, und gerade den feinſten und verſchlagenſten, ſein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern ſich gedrungen fühlte: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre,“ zu andrer Zeit ſein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchſchaue und ſeine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverſtändliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von ſeltener Anziehungskraft, auch da wo ſie wie gefliſſentlich zurückzuſtoßen ſchien. Dem einſeitigen Blick oft unverſtanden, dem tiefergehenden eine der geſundeſten Erſcheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geiſt, denkend, ſinnend, brütend wie der Moderuſten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Menſch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitsſchwelgerei ein Grieche. Die Energie ſeines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebniß des Denkens zurückſchrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, ſo entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war ſeine Natur von vornherein angelegt. Der kritiſche Verſtand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene ſinnende Tiefe. Er ſchützte ihn aber zugleich davor, in dieſer letzteren zu verſinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Jener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er alles, was er liebte, die Liebe selbst, die Freundschaft, das Alterthum, die Kunst und die Freiheit. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund," rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung."

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten; ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes zuständig und

unterthan; er legte ſich wie der ſtrengſte Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeiſterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geiſt in der That nicht groß genug gedacht werden könne.“ Aber um ihn in einem ſo außerordentlichen Maße und in ſolcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht blos jene innere, idealiſche Einheit in ihm vorhanden ſein, ſondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch ſo vielſeitiger Kräfte dieſer alles beherrſchenden Kraft — des Verſtandes. Er hatte dieſe Herrſchaft und übte ſie mit freieſter Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieſer Stärke hing aber auch, wie wir ſchon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zuſammen. Indem er die innerſte Empfindung zurückdrängte und fremden Augen abſichtlich entzog, wurde der ideale Zug ſeines Innern oft ganz verſteckt. Statt der edelſten Empfindung und wärmſter Begeiſterung zeigte ſich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eiſigſte Kälte, eine gewiſſe Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unrechten Orte auch verletzend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengeſetzten Anſchein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er ſich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchſchauen und auch ſolche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ ſich ſeine Gleichgültigkeit an der äußern Anſprache kaum zur kälteſten Erwiederung bewegen, ſo daß er, der Beredte, wie Einer erſchien, dem dreifaches Erz die Bruſt umgürtet. Varnhagen, dem wir in der Schilderung ſeiner äußeren Erſcheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einſt ſogar an dem bekannten Verbrenner Moskaus, dem Grafen Raſtopſchin, eine gewiſſe Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieſelbe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann. [1]) In der Periode ſeiner politiſchen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verſtellung zu üben und mit Menſchen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe geſtiegen ſein. Erſt in den letzten Lebensjahren fiel dieſe Hülle wieder großentheils ab, und das innigſte Gefühl trat unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten. [2])

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat ſtets das Gefühl und der ideale Trieb unverſtellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geiſtern ſo wie überhaupt in ſeinem höheren Streben und Wirken.

In ſeinen ſchriftlichen Arbeiten iſt zwar auch der forſchende, kühle, ganz auf den Gegenſtand gerichtete Verſtand vorherrſchend. Aber auch dieſer iſt hier gewohnt, das Einzelſte an die höchſten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Weſens zu verfolgen. Auch in den kälteſten Entwicklungen weht uns plötzlich ſein perſönlicher Geiſt, ſein Gemüth an. Den einfachen Wogenſchlag des Gedankens unterbrechend, ſtrömt die Idealität oder ein ſchwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und deſto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.
2) Varnhagen, in ſeiner Skizze über Humboldt, a. a. O. Thl. 4., S. 289.

ſeiner Forſchungen. Gerade darin liegt für uns eine beſondre Schönheit ſeiner Schriften. Männer von auffallend ſchwärmeriſcher oder nüchterner Denkart zeigt unſere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in ſo charakteriſtiſcher Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrſcht bei Leſſing und Göthe ein verſtändiges Element. Welcher Reiz aber iſt es z. B. in Göthe's Proſa, auf dem ruhigen, ſpiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenſchaft übermannt und fortgeriſſen zu werden! Der Idealismus, der ſich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poeſie, ja er iſt der eigentlich poetiſchen Gabe innerlichſt verwandt. Bei Humboldt wirkt dieſe innere Begeiſterung ſtark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme ſelbſt die kälteſten Spitzen auf der Oberfläche der Darſtellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar iſt es, daß der Verſtand, der ſich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den ſeltſamſten Verhüllungen erging, ſich in der ſchriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophiſtik verirrte. Da war er ſtets an das Höchſte geknüpft; ja man verſpürt nichts von dem Hange zur Paradorie und willkührlichen Dialektik, der den Nordoſtdeutſchen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenſo in Schriften wie im Leben, eigen iſt — und der hie und da ſogar zur Sophiſtik wird. Ein ſolcher Zug von Paradorie liegt ſelbſt in Leſſing. Kant hielt ſich vielleicht am freieſten davon und prägte den Geiſt ſeiner Landsleute gewiß am nüchternſten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieſer Luſt zur Verhüllung, ja zu kalter und ſophiſtiſcher Dialektik. Seine Schriften aber, wie ſein ganzes höheres Streben und ſeine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den baarſten Ernſt walten, weshalb er uns auch da durchaus ſo geſund

erſcheint, zuweilen vielleicht eher ſchwärmeriſch, noch öfter kühl, niemals aber willkührlich oder ſophiſtiſch.

Wenn ſchon im perſönlichen Umgang mit Freunden ſich die Empfindung unverhüllter ausſprach, ſo tritt uns vorzüglich in ſeinen freundſchaftlichen Briefen die innigſte Verknüpfung des idealiſtiſchen und gefühlvollen mit dem verſtändigen Humboldt entgegen. In dieſem Sinne erſcheinen ſie uns als die ſchönſten Denkmale ſeines Geiſtes, als der unmittelbarſte Ausdruck ſeines ganzen Weſens. Da ſpricht der Menſch uns an und ſein idealſtes Streben, das wärmſte Gefühl, die innigſte Begeiſterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegenſatz des Verſtandes, aber auch nur ſo weit, um auch das Innerlichſte in keuſcher, durchſichtiger, cryſtalliniſcher Geſtalt aus Licht zu fördern. Daher der ſeltne Reiz, den ſeine geiſt- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den ſchönſten gehören, die wir in unſrer Sprache beſitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geiſt, ſind darin auf eine wunderbare Art gemiſcht.

Damit haben wir die Hauptgegenſätze des Humboldtiſchen Charakters und ihre bedeutendſten Ergebniſſe in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Anſichten und Richtungen dieſes Geiſtes dieſelben Urbeſtandtheile nur in andern Formen und Nüancen wieder finden, ja ſelbſt an ſeinen äſthetiſchen Sympathien erkennen, wie bald der ideal-empfindende, bald der verſtändige Theil ſeines Weſens Genüge ſucht.

Die Kantiſche Philoſophie ging, wie jede große geſchichtliche Erſcheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geiſter hervor. Kant ſuchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenſo in der Kunſt wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angebornen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innern Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings haftete Humboldt in früheſter Zeit noch ſtarrer an der Kantiſchen Anſchauungsweiſe, auch hatte er ſelbſt in ſpäteſter Zeit einzelne der ſtrengen Kantiſchen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forſchungsſtufe von den außerweſentlichern Einzelheiten der Form unterſcheidet, der wird nicht zweifelhaft ſein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigſten anthropologiſchen, äſthetiſchen und ſprachlichen Forſchungen ein fortgeſchrittener und eigenthümlicher ſei oder nicht. Selbſt die Darſtellungsweiſe zeigt einen Geiſt, der, ohne des kritiſchen Sinnes verluſtig zu werden, ſich an der Realität der Erſcheinung viel inniger geſättigt hat und in die Gegenſtände, die er ergründen will, mit unverkennbarerer Hingebung gedrungen iſt.

Humboldt würde ſeine Abſtammung von dem Boden des kritiſchen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr ſprach er nur wenige Jahre vor ſeinem Tode, als er die Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſchrieb, dieſe Anhänglichkeit unverholen aus, ja er ſetzte bei dieſer Gelegenheit ſeinem großen Lehrer und Vorbilde wie abſichtlich ein Denkmal, welches ſelbſt den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.[1]) Er gab darin, mit aller Vorſicht, ſein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu dieſem beleuchtet, ſeinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Indem wir hier ſchon dieſe Stelle anführen, leiten wir zugleich den ſpätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieſer Männer ein, für deren Freundſchaft und gemeinſames Wollen das Zuſammentreffen in Kant und das Weiter-

1) Karl Roſenkranz namentlich in ſeiner „Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie" (Leipzig, 1840. S. 411.) rühmt dieſe Schilderung Kant's „als eine der ſchönſten Charakteriſtiken des Weiſen."

ſtreben auf dieſem Wege eine der weſentlichſten Grundlagen bildete.

„Kant“, ſagt er,[2]) „unternahm und vollbrachte das größeſte Werk, das vielleicht je die philoſophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und ſichtete das ganze philoſophiſche Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philoſophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden deſſelben, zerſtörte die darauf angelegten Truggebäude, und ſtellte, nach Vollendung dieſer Arbeit, Grundlagen feſt, in welchen die philoſophiſche Analyſe mit dem durch die früheren Syſteme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menſchenſinne zuſammentraf. Er führte im wahrſten Sinne des Worts die Philoſophie in die Tiefen des menſchlichen Buſens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, beſaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in ſich, was ſich ſonſt zu widerſtreben ſcheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu faſſen, die auf dieſem Wege nicht erreichbar iſt, und das philoſophiſche Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausſpinnt, und alle vermittelſt der Einheit der Idee zuſammenhält, ohne welches kein philoſophiſches Syſtem möglich ſeyn würde. Von den Spuren, die man in ſeinen Schriften von ſeinem Gefühl und ſeinem Herzen antrifft, hat ſchon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philoſophiſche Beruf beide Eigenſchaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo ſich ſein Geiſt nach Einer Richtung hin zeigt, ſo lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieſes Mannes auch an ſeinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wiſſens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in ſeinen Kreis; aber da das ſelbſtthätige Princip in ſeiner Intellektualität ſichtbar die Oberhand behauptet, ſo leuchtet ſeine Eigenthümlichkeit am ſtrahlendſten da hervor, wo, wie in den Anſichten über den Bau des geſtirnten Himmels, der Stoff, in ſich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantaſie ſtehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig ſich von der Kantiſchen Philoſophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entſcheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant ſeiner Nation, den Nutzen, den er dem ſpeculativen Denken verliehen hat, beſtimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird ſich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigſte iſt, ſo hat er eine Reform geſtiftet, wie die geſammte Geſchichte der Philoſophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erſcheinen ſeiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch ſchwache Kunde von ſich gebende ſpekulative Philoſophie von ihm zu einer Regſamkeit geweckt, die den deutſchen Geiſt hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel ſeines eigenen Suchens anzündete, ſo veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Syſteme und Schulen, und es charakteriſirt die hohe Freiheit ſeines Geiſtes, daß er Philoſophieen wieder in vollkommner Freiheit und auf ſelbſt geſchaffnen Wegen für ſich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann iſt in jeder Gattung und in jedem

Zeitalter eine Erſcheinung, von der ſich meiſtentheils gar nicht, und immer nur ſehr unvollkommen Rechenſchaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Göthe plötzlich da ſtand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in ſeinen früheſten, wie in ſeinen ſpäteren Werken? Und doch gründete er eine neue Epoche der Poeſie unter uns, ſchuf die Poeſie überhaupt zu einer neuen Geſtalt um, drückte der Sprache ſeine Form auf, und gab dem Geiſte ſeiner Nation für alle Folge entſcheidende Impulſe.

„Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut ſein Entſtehen erſt durch ſein Daſein kund, und ſein Grund kann nicht in einem Früheren, ſchon Bekannten geſucht werden; wie es erſcheint, ertheilt es ſich ſelbſt ſeine Richtung. Aus dem dürftigen Zuſtande, in welchem Kant die Philoſophie, eklektiſch herumirrend, vor ſich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es ſchwer ſein zu ſagen, ob er mehr den alten, oder den ſpäteren Philoſophen verdankte. Er ſelbſt, mit dieſer Schärfe der Kritik, die ſeine hervorſtechendſte Seite ausmacht, war ſichtbar dem Geiſte der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteriſtiſcher Zug in ihm, mit allen Fortſchritten ſeines Jahrhunderts fortzugehen, ſelbſt an allen Begegniſſen des Tages den lebendigſten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philoſophie in den Tiefen der menſchlichen Bruſt iſolirte, hat wohl Niemand zugleich ſie in ſo mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Dieſe in alle ſeine Schriften reichlich verſtreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

„Eine ſolche Erſcheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über ſeiner jedesmaligen Beſchäftigung ſchwebte, der die Poeſie ſelbſt, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte, und die ſein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch

Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenſtandes ſeines beſtändigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde ſie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo ſich Schiller damals befand, mit einem Enthuſiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weiſe Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen ſeiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete ſich die neue Philoſophie, ſeiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Syſtemes ging er wenig ein; er heftete ſich aber an die Deduktion des Schönheitsprincips und des Sittengeſetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menſchliche Gefühl in ſeine Rechte eingeſetzt, und in ſeiner Reinheit philoſophiſch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrſchend geweſenen Theorien die wahren Geſichtspunkte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, ſeinem Ideengange nach, die ſinnlichen Kräfte des Menſchen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das äſthetiſche Princip in ſie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinſtimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geſchah es, daß Schiller, als er zuerſt Kant's Namen öffentlich ausſprach, in „Anmuth und Würde," als ſein Gegner auftrat.

„Es lag in Schiller's Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiſte neben ſich nie in deſſen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, ſelbſtgeſchaffenen durch einen ſolchen Einfluß auf das mächtigſte angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geiſtes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern ſoll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, iſt Eigenſchaft jeder größeren Geiſteskraft,

jedes ſtärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verſchieden, zu durchſchauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieſer bewundernden Anſchauung die Kraft zu ſchöpfen, die eigne nur noch entſchiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorſtechender Charakterzug. Allerdings iſt ein ſolches Verhältniß nur unter verwandten Geiſtern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zuſammentreffen, aber es ſetzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieſes Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rückſicht auf die Perſon gänzlich zurückbleibe hinter dem Intereſſe an der Sache. Nur unter dieſer Bedingung gehen Beſcheidenheit und Selbſtgefühl, wie es die Beſtimmung ihres idealiſchen Zuſammenwirkens iſt, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun ſtand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde“ und den „äſthetiſchen Briefen“ durchgeführten Ideen ruhen die Keime ſchon in dem, was er vor der Bekanntſchaft mit Kantiſcher Philoſophie ſchrieb; ſie ſtellen auch nur die innere, urſprüngliche Anlage ſeines Geiſtes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntſchaft zu einer neuen Epoche in Schillers philoſophiſchem Streben; die Kantiſche Philoſophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt ſich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrſcheinlich dabei gewonnen.“ —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu ſprechen.[3]) Sehr charakteriſtiſch für ſeine eigne Entwicklung iſt aber beſonders folgende Stelle, ebenfalls in

3) S. 213. 222—23. 272. 351—52. Ferner über Kant's philoſophiſche Diktion: Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller.[4]) „In jedem Menſchen, der ſich vorzugsweiſe mit philoſophiſchem Nachdenken beſchäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe ſeiner Gedanken Feſtigkeit und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, ſich, indem er ſicher und feſt aufſteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es ſcheint mir ein vorzüglich ſchwieriges Kunſtſtück der Bildung ſeiner ſelbſt und Anderer, dieſen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es iſt ſchon immer viel ſich nur von dem Wege nicht ablenken zu laſſen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und ſich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerſtückelte Unternehmungen zu zerſtreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geiſt zu genügen im Stande ſind, erſt jenſeits dieſer Gränze liegen können. Bei Wenigen iſt dieß ſo offenbar als bei Kant, wenn man ſeine früheren Schriften mit den ſpäteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt iſt ihm eigentlich erſt ſpät erſchienen, aber aus den Bruchſtücken ſeiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren ſeines Ganges. Ihnen iſt es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche ſich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen leſe, ſelbſt in der flüchtigſten Bemerkung in einem Briefe, herrſcht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit.“

Daſſelbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade dieſe Einheit und Sicherheit des Weſens iſt von ſeinem erſten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantiſchen Werke einen ſehr weſentlichen Antheil, dieſen Zeitpunkt ſeiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein ſo wahlverwandter Geiſt, wie Humboldt urſprünglich war, durfte ſich von ſolchem Studium eine ſo frühzeitige Wirkung verſprechen.

4) Vom 27. November 1795.

Verwandt war Humboldt dem Geiſte Kant's ſeiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das Syſtem des Letzteren am beſtimmteſten charakteriſiren. Verwandt in ſeinem Hinausſtreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und deſſen Gränze ſorgfältig beobachtet. Die Weiſe ſeines Erkennens war die Kantiſche, nämlich transcendental. Der Transcendentalphiloſoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit ſtets eine ſkeptiſche Stimmung mit und vergißt nicht, daß das Denken allein, ohne ſich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu laſſen, inhaltlos iſt. Dieſe Beſonnenheit vermiſſen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er ſich auch in die höchſten Regionen begibt, wo die philoſophiſche Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen ſprach er ſchon ſeine Freude aus,[5]) daß Forſter es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Ueberſinnlichen ſchlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi ſei zwar zu ſehr Philoſoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anſchauen zu können. „Ich geſtehe Ihnen gern," ſetzt er gegen Forſter hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen." Er hatte dies auch Jacobi'n ſelbſt in mehreren Briefen vorgehalten, dieſer aber die Antwort immer erſt verſprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philoſophie die zu großen Forderungen ab, die ein ſo denkender Geiſt, wie Jacobi, für ſeine ſubjektiven Bedürfniſſe geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den ſpätern großen deutſchen Philoſophen, die ein abſolutes Erkennen überſinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt iſt er Kant in der Begeiſterung für die

5) Brief an Forſter, 14. März 1789.

moraliſche Freiheit des Menſchen, wie für die Anerkennung der Menſchenwürde in der bürgerlichen Welt, alſo für Menſchenrechte und politiſche Freiheit. Auch er glaubte, wie ſein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktiſchen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in ſeinen politiſchen Ideen eine eigne Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden" gegen ſeinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus iſt nun meinem Geſchmacke nicht recht gemäß, ſo wenig als gewiß auch dem Ihrigen." [6])

Verwandt ferner durch die Richtung des Geiſtes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich ſo eng an Schiller knüpfte. Neben der reinſten und allgemeinſten Begeiſterung für alles Schöne und Künſtleriſche hat er dennoch dieſe Vorliebe für das Erhabene ſo wie für das Gedankliche in der Dichtung ſein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeſchylos, Pindar, für Schiller, ja für die philoſophiſche Poeſie der Indier, war er ſo eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja ſein ſcharfer, kunſtgeübter Blick ließ ſich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Geſtalt auftrat, auch manchmal im äſthetiſchen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meiſter Kant endlich auch in Rückſicht auf die Methode des Forſchens. Nicht etwa deshalb inſonders, weil er unter dem Einfluß der Kantiſchen Syſtematik und Architektonik arbeitete und ſich in den Kantiſchen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja faſt mit der ganzen nachfolgenden wiſſenſchaftlichen Generation —

6) 30. Oktober 1795.

ſondern hauptſächlich, weil er in ſeinen ſpekulativen Forſchungen immer von pſychiſchen und anthropologiſchen Erfahrungen ausgeht oder doch ſtets Anhaltpunkte und Analogien in der Natur des Menſchen ſucht. Auf dieſem Wege vorzüglich war und iſt der Philoſophie noch Bedeutendes zu leiſten übrig, und von den Nachfolgern in Kant's Schule zum Theil wirklich ſchon geleiſtet worden. Humboldt's Ideenkreis wurzelte durchweg in Beobachtungen der geiſtig-ſinnlichen Menſchennatur, und auch in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen erklärte er das Weſen und die Gattungen der Poeſie aus dem Weſen der menſchlichen Einbildungskraft und den möglichen Wirkungen auf dieſe.

Wir werden ſpäter, beſonders im Anfang des Umgangs mit Schiller, den feinen Kritiker in mancher abſtrakten und übel angewendeten Formel der Kantiſchen Lehre befangen finden, z. B. wenn er, vielleicht eben um für Schiller's individuelle Dichtweiſe eine befriedigende Rechtfertigung zu geben, eine Zeit lang in den Satz einſtimmte, daß die Dichtung in ihrem höchſten Fluge einen nothwendigen Inhalt, die Wahrheit der Idee, zum Gegenſtande haben und auch in der Form dieſes Nothwendige zu erzeugen ſtreben müſſe, ſo daß aller Reichthum poetiſcher Weltanſchauung einer kleinen Summe poetiſcher Ideen, aller Reiz des individuellen Geſtaltens einem kalten Formenideale weicht — eine Lehre, die ſo abſtrakt aufgeſtellt, ihre Anwendbarkeit an manchen Mißgeſtalten der hochſinnenden Muſe ſeines Freundes Schiller, am ärgſten vielleicht in der Braut von Meſſina erprobt hat. Glücklicherweiſe macht Humboldt's kritiſcher Inſtinkt von dieſen Sätzen faſt keinen Gebrauch, ſobald er ſich nicht gerade der Muſe des großen, ihm gemüthlich ſo nahe ſtehenden Denker-Dichters gegenüber befindet.

Von andern Einſeitigkeiten des Kantianismus befreite ihn ſein eigner, die Schranken des Syſtems durchbrechender

Geiſt, und das Streben, dem er gemeinſchaftlich mit Schiller oblag, die Prinzipien dieſer Lehre auszubauen und den ſtreng Kantiſchen Standpunkt zu erweitern. Diejenigen dürften ſehr irren, die Schiller und Humboldt in ihren philoſophiſchen Bemühungen ausreichend zu charakteriſiren meinen, indem ſie ſie als verſtockte Kantianer hinſtellen. Die Spekulation könnte noch an manches wieder anknüpfen, was dieſe Geiſter anbahnen — ohne deshalb die neuere Errungenſchaft geradehin zu opfern. Humboldt's Geiſt war nicht in den Banden eines Syſtems gefangen. Noch ganz erwärmt von der Lehre des großen Weiſen ſuchte er doch ſchon in frühen Jahren den Umgang mit Männern von ganz abweichender Denkart, wie mit Fr. Jacobi, oder den von ſolchen, die, der Fülle und Richtung des eignen Geiſtes, wie z. B. Forſter, vertrauend, gar keinem ſyſtematiſchen Ideencentrum huldigten. Wie hätte er einem Syſtem zu Lieb, die Erweiterung ſeines eignen Ideenkreiſes verabſäumen ſollen? Der individuelle Genius, in ſeiner Fülle und Abſonderlichkeit arbeitet auch dem Philoſophen in die Hände; ihm ſind eigne Aufgaben geſetzt; und noch in ſeinen Verirrungen iſt er ein Gegenſtand des Intereſſes. Für Geiſter wie Humboldt und Schiller ſtand die ſelbſtſtändig denkende Kraft auch neben dem vollendeten Syſtem berechtigt da; am wenigſten glaubten ſie, daß Kant ſelbſt ein fertiges Syſtem geboten, er, der „nicht ſowohl Philoſophie, als zu philoſophiren lehrte.“ Und ob ſie ſchon nicht jedem individuellen Gelüſt geſtatteten, ſich für Philoſophie auszugeben, ſo waren ſie doch gewiß eben ſo weit entfernt, die Aufgabe der denkenden Menſchheit in den Paragraphen irgend welchen Meiſters für abgeſchloſſen zu halten.

Humboldt's Charakter ſpiegelte ſich auch in ſeinen Freundſchaftsbündniſſen und im freundſchaftlichen Verkehr ab. Auch

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist *sein* Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

---

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserleſene Bildung zu finden verſichert war, ſuchte er ſich auch durch perſönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja ſelbſt Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete ſie in ſeiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geiſt und Herz ihn anſprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht ſich die höchſte Fülle geiſtigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geiſt Anſpruch machen konnte, auch perſönlich genoſſen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichſt zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinſicht günſtig hiefür, alles friſch, regſam und ſchaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, ſo vieles noch erſt im Werden und Entſtehen; die Geſinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländiſch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerriſſen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten ſich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Dieſe ächt menſchliche, duldſame Denkart, die Freiheit von ſo viel befangenden Vorurtheilen, ein Geiſt, der als eine Art Repräſentant deutſcher Bildung angeſehen werden konnte, die höchſte Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um ſo größer ſeyn durfte, weil der Hingebende ſich immer ſeiner Ueberlegenheit bewußt blieb und ſie bei jedem Anlaß in Witz, Beredſamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er ſelbſt bot ſeine ganze Geiſtesfülle eben ſo gern in bewegtem Geſpräch und vertrautem Briefwechſel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckſchriften aufzuſpeichern, überließ er ſie vielmehr verſchwenderiſch dem nächſtgelegenen Geſpräch oder Briefe" — auch die gehaltreichſten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegenſten Aufſätzen, die es das Leichteſte

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen,[2]) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!“

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde.“ Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

---

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forſter, geſchrieben in den Jahren 1788 — 1792. Litteratur, Philoſophie, Politik — ſind ſchon die Gegenſtände, die ihn vorzugsweis beſchäftigen. Durchaus männlich und fertig erſcheint er, vom erſten Federzuge, vor uns. Das geläutertſte Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geſchmacks und Urtheils. Feſt und energiſch in ſeinem Ideenkreiſe. Freiſinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Geſinnung. Aechte und oft ſchwärmeriſche Begeiſterung, im Bunde mit kühler Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der ſcharfe, kalte Verſtand, der ſeine reifſten Schriften charakteriſirt.

Georg Forſter iſt, nächſt ſeinem Bruder Alexander, die erſte gewichtige Geſtalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1]) Forſter's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte ſich bald das innigſte Seelenband und namentlich mit Forſter ein höchſt intereſſanter Briefwechſel. — Schon der Bund mit dieſem charakteriſirt Humboldt. Jetzt wiſſen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetiſchen Geiſt des unglücklichen Forſter, der überdies einer unſerer ausgezeichnetſten Schriftſteller und Proſaiſten war. Sein angeborner Freiſinn, genährt auf Reiſen, die er als Knabe ſchon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältniſſe des deutſchen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unſerer beſten Geiſter ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel geriſſen, dem deutſchen Vaterlande verloren. Die Läſterung warf ſich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2]) bis ihn ſeine herrlichen Briefe, die ſeine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forſter's Tod geſchriebnen Aufſatz über ihn und ſeine Schriften. Er ſteht in dem erſten Band der Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten. [3])

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte ſich im Umgang mit dieſem freien, vorurtheilsloſen Geiſte gehoben und geſtärkt. Beide Brüder ſuchten und genoßen ſeine Freundſchaft; Alexander machte am Schluß ſeiner akademiſchen Jahre mit ihm die bekannte Reiſe nach England. Sie mußten ihn zwar ſeinem Geſchick überlaſſen, als er blindlings in den Ocean der franzöſiſchen Umwälzung ſtürzte; aber ſie hielten ihn ſtets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Vorleſungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendſten Verſammlung hielt, Forſter's Verdienſt würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte ſein Gefühl für den Freund ſeiner Jugend nicht beſſer an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß ertheilte, ſeine Briefe in dem Forſter'ſchen Nachlaß mit abdrucken zu laſſen. Sie ſtehen am Schluß des zweiten Bandes und ſind jetzt auch in Humboldt's geſammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewiſſer Hinſicht kann man Humboldt's Umgang mit Forſter als Vorbereituug ſeines ſpätern Verhältniſſes zu Schiller betrachten. Sein Charakter, ſein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der ſich ſchon in den Berliner Kreiſen, dann im Studium Kant's gebildet und geſtählt hatte, fand in jenem Bunde die ſeltenſte Gelegenheit, an die größten Geiſter der Zeit ebenbürtig heranzureifen.

---

3) Die ſchönſte Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in ſeiner „Neueren Geſchichte der poetiſchen Nationallitteratur der Deutſchen." B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forſtern nachſagt, „er ſei ein größerer Politiker als die größeſten, die wir ſchlechtverdienter Maßen mit dieſem Namen beehren", ſo thut er gerade damit ſeinem Liebling Unrecht; ja dieſer würde ſolchen Ruhm in ſo trauriger Zeit gar nicht einmal haben anſprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äußres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müſſen jetzt auf dieſe Zeit wieder zurückblicken. Im Herbſt 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreiſe. Forſter hatte ganz kürzlich ſeinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Univerſität. Vier Tage, „die glücklichſten, die er auf der ganzen Reiſe verlebte", brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forſter zu, auf das angenehmſte und unerwartetſte durch die freundſchaftliche Güte überraſcht, die dieſer ihm erzeigte. Forſters Frau, die nachherige Gattin des Schriftſteller Huber, nahm an den geiſtigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der ſie bewundernd einſt die erſte aller Frauen genannt hat, hielt ſie bis an ſeinen Tod in höchſtem Werth. Forſter ſelbſt gab dem geiſtvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philoſophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reiſend, aufzuſuchen nicht verſäumte.

Jacobi's Stellung zur Philoſophie iſt ſchon in dem vorangehenden Abſchnitte gedacht worden. Für unſern Freund war eine ſo erregte Perſönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der ſich Kant, wie den nachfolgenden Syſtemen der deutſchen Philoſophie, als Widerſächer entgegenſtellte, aus ſich ſelbſt zwar ein ebenbürtiges Gedankengeflecht zu erzeugen nicht die Kraft beſaß, dennoch aber als fühlender Denker ſo reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logiſchen und ſcholaſtiſchen Befangenheiten der Syſtematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigſtens, gewaltig intereſſiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuelles Streben auf ſeinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber ſein, die allſeitigſte Kenntniß ſuchender Geiſt mußte auch einem Genius dieſer Art näher zu rücken wünſchen und ſich von dem, was ein ſo denkender Kopf darbieten konnte, ſo viel aneignen, als ſich nur immer mit ſeinem eignen

vertrug. Schon hier zeigte ſich Humboldt durchaus nicht als ausſchließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das Syſtem, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weiſe mochte ihn beſonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwiſchen der Denkweiſe und der ganzen Perſönlichkeit Jacobi's Statt fand, ſo wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutſchen vorzugsweis an die Alten erinnernd, ſeine Ideen durch künſtleriſche Darſtellung ins Leben einzuführen ſuchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gaſtlichen Ort gleich bei Düſſeldorf, wo Jacobi die ſchönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forſter ſchrieb am 10. an Jacobi, der ſchon ſeine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir verſprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forſters] dann noch nicht bei Ihnen geweſen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief ſchrieben, ſo muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geſchrieben.“ [1])

Doch ſchon am ſelbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen ſeinem lieben Forſter den Verlauf der Reiſe. Zuerſt dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm ſeinen Aufenthalt in Mainz ſo angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Ausſicht für die Zukunft, da er ſich mit der Fortdauer dieſer freundſchaftlichen Geſinnungen ſchmeicheln dürfe. „Es iſt ein großes

1) In G. Forſter's Briefwechſel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieſer Sammlung befinden ſich außer den Forſter'ſchen Briefen auch andere, die uns hier intereſſiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weiſe hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefſtellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, ſich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen; und dieſes Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beſchreiben, wie ſtark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner erſten Bekanntſchaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundſchaft und — ich darf es ſagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwieſen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich ſein wird, und daß nie der Wunſch in mir erſtickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich ſo gütiger und freundſchaftsvoller Geſinnungen immer würdiger zu werden ſuche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reiſe, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düſſeldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einſt ſein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundſchaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlaſſen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiederſehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Geſandter Preußens am niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe angeſtellt und zwar zu jener Zeit beſonders mit der Aachener Verfaſſungsangelegenheit, ſpäter mit den Lütticher Händeln beſchäftigt. Humboldt ſah ihn doch im nächſten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erſt nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwartetſten Freundſchaft, mit einer Freundſchaft, die mich ſtolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich ſie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

2) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherm Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Uebersinnliche fassen zu können meinte. [3]) Dieser gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza" heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel," sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft." —

---

3) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieſes Briefes geht Forſter ſelbſt an und zwar einen Aufſatz deſſelben über die engliſche Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's brittiſchen Annalen, über den er ſich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten ſprach dieſer ein ſehr gewichtiges aus. „Aufſätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten ſie ein magres, armſeliges Anſehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor ſich hatten, iſt es ſo ſchwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth ſo leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregiſter zu liefern. Darum hat mir die Darſtellung in Ihrem Aufſatz ſo meiſterhaft geſchienen. Es geht alles ſo in einer Reihe, an einem ſo künſtlich geſponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunſt bemerkt, die dazu gehörte, ihn ſo zu ſpinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittiſchen Nationalgeiſtes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neueſten Schriftſteller eines Landes, ihrer Schriften u. ſ. f. kann immer ganz intereſſant ſein, aber der raiſonnirende Leſer verlangt doch mehr; er will wiſſen, warum die Schriftſteller in dieſem Lande gerade in dieſem und keinem anderen Geiſte ſchrieben, warum gerade dieſe Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszuſtande in England iſt ganz in dem Geiſte geſchrieben, in dem ich jetzt recht vieles geſchrieben wünſchte."

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, ſondern meiſt ſchon auf kleinern und größern Reiſen in und außer Deutſchland begriffen. Zunächſt iſt ein Beſuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar ſchon früher perſönlich bekannt war, diesmal aber beſonders mit Friedrich Jacobi zuſammentraf. Den Tag vor ſeiner Abreiſe dahin (26. Juni) verſpricht er Forſtern vollſtändige Nachricht

von dieſem Rendezvous zu geben und fügt für dieſen ſelbſt nur den Wunſch bei, daß er doch ja ſeine Geſundheit ſchonen möge. „Auch das bischen Genuß dieſes Erdenlebens iſt doch ſo viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken" — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil ſie, gerade ſo gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden ſein möchte.

Er genoß in Hannover fünf ſehr vergnügte Tage, wovon er das Meiſte allerdings auf Jacobi's Anweſenheit, Einiges doch auch auf Hannover ſelbſt rechnet. Er ſchränkte ſich diesmal abſichtlich auf wenige Geſellſchaften ein, und unter den Perſonen vom erſten Range ſah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei dieſem zu und mit ihm beſuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen ſonſt von dortigen Notabilitäten von Intereſſe war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendſte Perſönlichkeit in jenem Kreiſe. Auch er huldigte der kritiſchen Philoſophie und war außerdem ein Mann von ſeltenem politiſchem Scharfſinn — deſſen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zuſammenſtellung, noch heute zu dem Beſten gehören, deſſen wir uns in politiſcher Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philoſophiſchen und romantiſchen Phantasmen neurer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt ſehr, wie er dieſen auch in ſeinen durchaus edlen Geſinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewiſſen kalten Abgeſchloſſenheit gegen jede andre Geiſtesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunſtgeſchmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächſten," ſo ſchrieb dieſer, gleich nach der Rückkehr von dieſer Excurſion, an Forſter,[4] „iſt Jacobi, wie Sie ſich leicht denken

4) 1. Juli 1789.

können, mit Rehberg zuſammen gekommen. Die erſte Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei ſo treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber ſchon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er ſehr heiter, offen und freundſchaftlich." Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, ſeiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu beſuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obſchon ſie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals ſehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menſchen geſehen, die ſo viel durch die perſönliche Bekanntſchaft gewönnen als dieſer. Ein gewiſſer Stolz, der freilich unverkennbar an ihm ſei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf ſeine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für ſeine Perſon mache, äußere ſich auch weit weniger im Umgang als in ſeinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft ſo grießgrämigen, einſeitig urtheilenden Jacobi etwas verſöhnlicher zu ſtimmen. So brachte er ihm auch über Bieſter, von welchem er in ſehr hartem Ausdruck geſprochen, eine beſſre Meinung bei. „Ich," ſagt Humboldt (in demſelben Briefe an Forſter), „der ich über Bieſter ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm ſtehe,[5]) wollte dies für die Zukunft verhüten und ſchrieb ihm geradezu meine der ſeinigen völlig entgegengeſetzte Meinung." Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Waugenheim war einen Mittag der ganze Kreis ſehr heiter zuſammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Univerſität folgte und ſich auch als Schriftſteller, beſonders gegen die franzöſiſche Revolution, Namen gemacht hat —

5) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angeſpielt iſt, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden ꝛc. ꝛc. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Witz. „Vorzüglich mußte ich," setzt Humboldt hinzu, „als Campe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein."

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Meßkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Biester in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Dupaty's Briefe über Italien, die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Dupaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammenfügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltsamkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiſte rechnen, was aus ſeiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgeſehen von ſeinem beſondern Werthe, zugleich Humboldt's geiſtige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

Gleich darnach ſollten größere Ereigniſſe, als die literariſche Debatte in dem erregten Kreiſe einer einzelnen deutſchen Stadt, die Aufmerkſamkeit des Jünglings in Anſpruch nehmen. In der Hauptſtadt Frankreichs hatte die politiſche Kriſis eine ſolche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entſcheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptſtadt, die drohende Stellung der National-Verſammlung zu Verſailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe ſchon im Monat Juni Trotz geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen ſollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Ariſtokraten complottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Miniſterium verabſchiedet und des Reiches verwieſen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die franzöſiſchen Garden weigerten ſich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Baſtille war der Sieg des Volkes entſchieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutſchland, die ſchon ein wachſames Auge auf die Weltverhältniſſe richteten und den herannahenden großen Umſchwung der Dinge ſogar mit Sehnſucht erwarteten. Wenige wohl mit einem ſolchen Enthuſiasmus, wie J. H. Campe, den wir ſchon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte ſeit einigen Jahren in Braunſchweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewiſſen Freiſinnigkeit ſtand, einen hübſchen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Ausflug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochnen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen." In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden. [1]) Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitern Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

---

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben," die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergehen sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789. Braunschweig, 1790" (dann auch im VIII. Theile seiner Samulung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthaltes in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhitzt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine so günstige Gelegenheit für das Unternehmen sich darbot.

Campe selbst drückt sich also über seine Reisegenossen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stelldichein in Holzminden." Am 17. Juli verließen sie Braunschweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Bestellung. „Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen." Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar vom ersten Tag an im erwünschtesten Humor. Ihr nächstes Nachtquartier, so erzählt uns Campe in den Briefen an seine Tochter, schlugen sie in dem Gesundbrunnen bei Driburg auf. Es war spät nach Mitternacht, als sie anlangten. „Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehen." Den umständlichen Bericht, den sie nach der Zurückkunft abzustatten nicht ermangelten, schaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er sich zu sagen veranlaßt, „daß er sich, dieser guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glück gewünscht habe." „So sollte man," sagt er, „so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre

Geſchäfte, lachend ſteigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Weſtphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends verſäumten ſie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüſſe, die ſich darboten. In Aachen hatten ſie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu ſehen. Noch ehe ſie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich ſchönen Begebenheiten" des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entſcheidende Schlag war geſchehen. Die erſte Kunde empfingen ſie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariſer, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, deſſen Eröffnung ſie ſo herzlich gern beigewohnt hätten, ſchon ſeinen Anfang genommen. „Meine Reiſegefährten und ich," ſchrieb Campe nach Haus, „eilen, ſo ſehr wir können, um wenigſtens den zweiten Akt dieſer großen Weltbegebenheit mit anzuſehen." Schon ſtrömten franzöſiſche Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant ſchon an mehreren Orten, durch die ſie reiſen ſollten, der Aufruhr ausgebrochen ſei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüſſel ſelbſt nur die militairiſche Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo ſie hinkamen, ſchüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reiſen. Alles dies klang ſehr bedenklich. „Aber nicht für uns," ſagt der mehrgenannte Berichterſtatter. „Unſere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, ſich wieder in Beſitz der ihnen geraubten Menſchenrechte zu ſetzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu ſtark, als daß ſie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen ſollen." Doch hatten ſie zur Vorſicht ſich noch in Aachen und

Lüttich mit Päſſen der preußiſchen und franzöſiſchen Geſandtſchaft verſehen. Wirklich trafen ſie es im Brabantiſchen überall ſo, wie man es vorhergeſagt hatte. Nur die Militairanſtalten hielten das Volk zu Brüſſel noch im Gehorſam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgefahren. Eilig nahmen unſre Reiſenden die Merkwürdigkeiten der ſchönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenſchein: das Brabanter Land und Brüſſel inſonders gefiel ihnen ungemein. Dann fuhren ſie faſt ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von ſeinem Eintritt in Frankreich war Campe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieſes Volk, das bisher für ſo geckenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preiſt er die Artigkeit, die Großmuth, den Geiſt ſelbſt an den unterſten Claſſen der Bevölkerung. Als man ſie in Valenciennes aufforderte, ſich die Freiheitskokarde an den Hut ſtecken zu laſſen, da glaubte er mit der ganzen franzöſiſchen Nation Brüderſchaft zu machen. „Unſere Reiſegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunſchweiger zu ſein. Aller Nationalunterſchied, alle Nationalvorurtheile ſchwanden dahin.“

Am 3ten Auguſt kamen ſie in Paris an und bezogen ſogleich im Faubourg St. Germain, Rue des petits Auguſtins, eine Wohnung. Den anderen Tag ſtürzten ſie ſich in den Ocean dieſer damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten ſie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon ſie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Verſailles und Ermenonville benutzen wollten. Bei dem heißeſten Wetter mußten ſie die beſchwerlichſten Tagereiſen in die verſchiedenſten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das ſie zu genießen hatten, war hinlänglicher Erſatz. Wir wollen ſie auf ihren Wanderungen durch die Oertlichkeiten dieſer Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Campe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte." Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaktion erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen," erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz." Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

den Verſuch wagten, ſich ihnen anzuſchließen und ſo der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle beſetzten Eingänge und Säle durchgelaſſen, kamen ſie in die große Gallerie des Schloſſes. Anfangs herrſchte auch hier das wildeſte Getöſe. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präſident hielt die geſtern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Verſammlung in ein dreimaliges ſo ſchmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palaſt in ſeinen Grundfeſten erbebte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unſre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als ſie in das letzte Zimmer traten, erſchien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erſtemal ſeit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mme. Eliſabeth, um in die ſchon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm ſeinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den erſten beſten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erſcholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünſtiges Hoch. Mit dieſer Feierlichkeit wurde die Niederlage der franzöſiſchen Monarchie — nicht blos des Despotismus — beſiegelt. Campe konnte ſich Glück wünſchen, den Zweck ſeiner Reiſe vollſtändig erreicht zu haben.

Denſelben Abend kamen die Reiſenden nach einer ſehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten ſie an ihren Heerd: ſo heimiſch fühlten ſie ſich in den Räumen dieſer Stadt.

Einige Tage ſpäter traten ſie eine Wallfahrt zu Rouſſeau's Grabe an.

Ueber St. Denys und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten sie das schöne romantische Besitzthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elysium. Ueberall hatte der geschmackvolle Besitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grasbänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderst nach dem Hause, welches Rousseau während seines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er starb. Es war ein kleines bescheidnes Häuschen, in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett stand noch da, auch der Lehnstuhl, in welchem er den Geist aufgab. — Jetzt wallten sie nach seinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Insel eines kleinen Sees beerdigen lassen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geschmückt, die leider, seit er das Schloß nicht mehr bewohnte, schon in Verfall geriethen. Auch die Pappelinsel trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte sich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So standen die Reisenden im Angesicht des Monumentes, ohne in dessen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den schönsten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten sie noch einen besonders interessanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande besonders festlich begangen ward. Processionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdistrikten, Menschenwogen — so ging es in Paris vom Morgen an. An diesem Tage standen alle Akademien offen, der Ertrag der schönen Künste der letzten beiden Jahre wurde ausgestellt und in einer öffentlichen Sitzung der französischen Akademie Festreden gehalten und die jährlichen Preise zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier" hatte sich ihm für diesen Tag ganz zu überlassen und ihr Cicerone zu sein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anspielte, den man seinem „jungen Anacharsis" geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiasmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean-Jaques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave" Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Aſtronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den beſonders um Homer verdienten Philologen Villoiſon, der unter ſeinen Landsleuten, nächſt Barthelemy, das Alterthum am beſten und außerdem Paris vielleicht beſſer kannte als irgend ein Anderer.

Die Friſt, die ihrem Aufenthalte in dieſer Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es ſchmerzlich, dieſen Ort gerade in dieſer Zeit wieder verlaſſen zu müſſen. Den 27. Auguſt Morgens reisten ſie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte ſich Humboldt von ſeinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthuſiasmus hingeriſſen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariſer Eindrücke abgekühlt worden — es ſcheint, daß er ſich am Ende dieſer Reiſe durchaus nicht in ſo glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er ſeinen Freund Forſter, dem ja jede Mittheilung aus ſolchem Munde und über ſolche Dinge höchlich willkommen ſeyn mußte. Schon am 28. Auguſt ſchrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt iſt ſeit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieſer Gelegenheit hier auch einen halben Tag genoſſen." Forſter ſagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Popularſchriftſtellerei übel zu ſprechen. Vierzehn Tage ſpäter ſchrieb Forſter an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt iſt noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne ſolche Würze in der That inſipid iſt."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umſichgreifen des Papismus waren in der Hauptſache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jeſuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Roſenkreuzer, ſelbſt in dem Hauptſitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen ſah? Im erſten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und ſogar fanatiſch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papſtthum in milderm Licht darſtellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beſchuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schloſſer, Lavater und ſelbſt Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieſer Männer ſich verpflichtet, die Angegriffenen zu beſchützen, ſo daß am Ende das geiſtige Uebergewicht entſchieden auf dieſer Seite war und die Ausforderer zurückgeſchlagen, und als „Jeſuitenriecher“ zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim beſten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie ſollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatſchrift unterſtützt, gegen Widerſacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergeſſenheit. Der Angriff ſelbſt wurde erſt in einer viel ſpäteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholiſchen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einſt ſo hart angefochtene und heftig vertheidigte evangeliſche Oberhofprediger Stark in Darmſtadt ſich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widerſacher Bieſters und ſeiner Freunde wahrhaft eine Nemeſis getroffen. Faſt

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Eltvill abdrucken lassen, worin dieser der Wittwe eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdroß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses [1]). Er kämpfte

1) Wenn daher Göritz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das positiv Bestehende und hielt diesen Kampf an sich meist für vergeblich, ja in gewisser Rücksicht schädlich. Dennoch sah er in dem Bestande selber nur eine Knechtschaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religiosität und suchte sich deshalb, für seine Person wenigstens, von allen diesen Beziehungen, so viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Alterthum — auf jeden gesunden und empfänglichen Geist üben werden. Die Duldung war ihm die erste Forderung. Er stellte sie so gut an den Protestantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confessionellen Streitigkeiten berührten ihn auf seinem Standpunkt fast nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Protestanten gegen die hierarchischen Plane zu unterstützen, erklärte sich aber sogleich wider jene, sobald sie ihre sogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle stand er zwischen Biester und dessen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgesinnte Streben und die persönliche Gesinnung des Ersteren in Ehren hielt und diese Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forster nirgends verhehlte, stimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff solcher Denunciationen, der Forster'schen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forstern zu solcher Mäßigung zu bewegen, daß dessen

---

warnte, wie er sie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der christlichen Ansicht hervorhob. Von der kirchlichen Satzung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, seiner innersten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieser. Das ganze Kirchenthum, nach unserm herrschenden Begriffe, erschien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberlieferung, gegen die man die Einzelnen so viel als noch möglich in Freiheit zu setzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Göthe „Heiden" genannt hat, müßte sich Humboldt allerdings gefallen lassen auch für einen solchen zu gelten.

Aufſatz recht wohl in die Berliner Monatsſchrift eingerückt werden konnte.

Dieſer Aufſatz Forſters „über Proſelytenmacherei“ erſchien im Dezemberheft dieſer Monatſchrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, ſo äußerte er ſich darin, das den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proſelytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel ſoll man bekämpfen. Auf welchen ſchwachen Füßen müßte der Proteſtantismus ſtehen, wenn er ſich ſo kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Bekehrungsverſuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Proteſtanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen, ſo iſt ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf dieſe Arbeit deutet Forſter wiederholt in ſeinen eignen damaligen Briefen an. So ſchreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier iſt! Ich ſchreibe an meinem Aufſatz gegen Bieſter. (Nun berührt er die Veranlaſſung des Aufſatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, leſe ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Bieſtern den Aufſatz für die Monatſchrift ſchicken, denn ich habe es nicht mit ihm, ſondern mit ſeinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch.. halten. Der weltliche Despotismus ſoll bei mir übel ankommen.“ — Auch gegen ſeinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieſes Aufſatzes und ſagt: „Humboldt hat es entſtehen geſehen, und wir haben während ſeines Hierſeins beſtändig darüber philoſophirt.“ Auch ſpäter gedenkt er dieſes Einfluſſes noch einmal, gleichſam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es iſt leicht möglich, daß mein Aufſatz etwas Geſchraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortſchreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verclausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster," schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet."

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie Schade, daß wir der Briefe nicht mehr haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt." Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September [1]) — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.“ — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind.“

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kircheurath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

[1]) Das Datum des Briefes ist irrig vom 23. gedruckt.

Aufſatz vor, und fand volle Zuſtimmung für dieſelben. Auch er erhob ſich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieſer Mann einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er ſcheine ſo gerade, ſein Verſtand ſo hell und durchdringend, und dabei habe er ſo viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menſchheit. Selbſt in ſeiner Ausdrucksweiſe liege eine gewiſſe Einfalt und Kraft.

Von Tübingen ſchreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die ſich würdig an die ſchönſten ſchließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin dieſe einzige Oertlichkeit in Proſa und Dichtung gefeiert haben. „Die Ausſicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in dieſen Gegenden ſah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, ſelbſt da, wo ſie am ſchönſten ſind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewiſſe Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felſen, und ihre Mainzer Gegenden ſind zwar lachend und mannigfaltig, aber ſie ſind nicht maleriſch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und ſchöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieſer Gegend, und der Eindruck, den ſie in der Seele zurückläßt, iſt groß und tief.“

Von hier ſchlug er den „überaus ſchönen“ Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um ſich nach Stuttgart zu begeben. Hier beſuchte er zuerſt den Profeſſor Abel, der damals an der dortigen Carlsakademie angeſtellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unſeres Schiller, genoß auch in der philoſophiſchen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer dieſem lernte Humboldt noch den Profeſſor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Guſtav Schwab, und, wie Abel,

ein Widerſacher Kant's — ſchien ihm nicht blos ein vernünftiger und aufgeklärter, ſondern ſogar ein feiner Kopf zu ſein. Ueber Schubart äußert er ſich gar nicht. Deſto entſchiedner über Abel. Sie kamen bald in eine metaphyſiſche Unterredung. „Er griff," ſagt Humboldt, „die Kantiſchen Grundſätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche Syſtem, welches zum erſten Princip die Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntſchaft mit Kant's und den übrigen neueren philoſophiſchen Schriften, aber in ſeinem eignen Raiſonnement bemerkte ich weder großen Scharfſinn noch Feinheit und tiefen Blick." Humboldt wohnte einer ſeiner Lehrſtunden in der Akademie bei; er las über empiriſche Pſychologie, wie Kant es nennen würde. Nach Humboldt's Meinung, verfehlte er die richtige Methode, wie Gegenſtände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müſſen. Es war ein ewiges Abſtrahiren. Er prüfte nur die einzelnen Seiten eines Gegenſtandes, ohne ſie hernach wieder zuſammen zu ſtellen und die Veränderung anzugeben, die er im Verhältniß zu anderen erleidet. Dies eben ſei aber die ſchwierige Kunſt in der Erforſchung aller Erfahrungsgegenſtände. Auch ſcheine Abel oft zu vergeſſen, daß, was er in Gedanken trenne in ſich doch nur Eins ſey. Sein Vortrag wie ſeine ganze Ausdrucksweiſe ſei zwar deutlich und beſtimmt, aber, kalt, trocken und in vieler Rückſicht mager.

„Ueberhaupt," fährt Humboldt fort „iſt es doch ſonderbar, wie die Philoſophie, die gerade am meiſten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine ſo unfruchtbare Weiſe behandelt, zu einem fleiſch- und markloſen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wiſſenſchaften es ſein ſollten, die ſich blos mit Analyſirung ſelbſt conſtruirter Begriffe, alſo im eigentlichſten Verſtande mit blos formellen Ideen beſchäftigen. Allein freilich iſt die

gewöhnliche Philoſophie auch beinahe nichts, als eine ſolche Wiſſenſchaft; freilich iſt es leichter, Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir ſo wenig Befriedigendes über alle Theile der praktiſchen Philoſophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Geſetzgebung; darum ſind die meiſten unſerer Metaphyſiken nur Uebungen zur Anwendung der logiſchen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieſer Rückſicht unendlich geſchadet. In allen Wiſſenſchaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht intereſſanten Aufſatz geben, einmal den ganzen Schaden zu ſchildern, den das Formelle in unſerer Erkenntniß dem Materiellen derſelben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander ſtehen, Linné's botaniſches Syſtem, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrſcht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen beſtiegen hätte, die Jacobiſche Philoſophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht iſt, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten exiſtirt. Denn auch das entgegengeſetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobiſche Syſtem auch nur an dies Extrem ſtreife — die Vernachläſſigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienſt gewürdigt werden."

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Conſtanz, um den Bodenſee wenigſtens nicht vorüberzureiſen, von da nach Schaffhauſen und langte in den erſten Tagen des Oktober zu Zürich an. Nur über eine Perſönlichkeit, die er hier kennen lernte, ſchrieb er Forſtern, aber auch ein

ſo intereſſantes Urtheil, daß es dem Litteraturgeſchichtſchreiber geradezu als unentbehrlich zur Schilderung des Betroffenen erſcheinen muß. Das iſt Lavater, eine jener bizarren Subjektivitäten, die allerdings zur Anregung unſers geiſtigen Lebens entſchieden mitgewirkt haben, in den ſiebziger und achtziger Jahren eine bedeutende Rolle ſpielten, dann aber, als Kunſt und Wiſſenſchaft einen vollgültigen Gehalt und ſtrenge Form erzielte, plötzlich in ihrer Unzulänglichkeit erkannt wurden. In jener früheren Epoche imponirte Lavater den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; ſelbſt Göthe, den Jüngling, wußte er ſo zu feſſeln, daß es erſt Jahre brauchte, um ihn ganz über ihn zu enttäuſchen. Es ſollte unter den Seltſamkeiten unſrer litterariſchen Genieperiode auch nicht an einem Mann fehlen, der die Prophetenrolle ſpielte, leider ohne in höherem Grade von dem Geiſte der Gottheit angewehet zu ſein. Alle Schlauheit des Prieſters, alle Selbſtbeäugelung eines Kleingeiſtes, alle Täuſchung eines Schauſpielers, und daneben doch auch unbewußter Selbſtbetrug, ein glücklicher Naturſinn und ſo viel Lichtblicke, daß man ein Genie muthmaßen konnte, das alles vereinte ſich in dem Kopfe, von dem ſpäter die Xenien ſagten, daß in ihm zum würdigen Mann und zum Schelmen der Stoff ſei. Zur Zeit, als der junge Humboldt ihn kennen lernte, hatte ſein Ruf zwar ſchon manche Anfechtung erlitten — auch noch kürzlich im Kampfe mit den Berlinern — aber immer umſchwebte ihn noch der Nimbus der Genialität. Um ſo mehr überraſcht uns Humboldts Scharfblick, der, als er den Propheten im Hauskleide vor ſich ſah, ſtatt des tiefen und genialen ſogleich den kleinlichen, ſelbſtgefälligen und pedantiſchen Geiſt erkannte. Dies Zeugniß, ſo wie das von Heinſe, der (in einem Brief an Jacobi vom Jahr 1780) ein ähnliches Urtheil über Lavater's Perſönlichkeit ganz unverholen ausgeſprochen, iſt uns von um ſo größerer Wichtigkeit, als ſich dadurch die freundliche

Schilderung, die Göthe in seinen Lebenserinnerungen von dem Freunde seiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weise ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unsern Reisenden bei Lavatern eingeführt, und zwar auf sehr charakteristische Weise. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er diesem schreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieses Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, **[Biester] sey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“ [2])

„Unstreitig,“ so äußerte sich nun Humboldt gegen Forster[3]) über diese Erscheinung, „interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. . . Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blos getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in

2) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel B. 1. Leipzig, 1825. S. 505.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften ꝛc. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

müſſe. Seine wichtigſten Unterredungen mit ihm waren über Phyſiognomik, über deutſche Schriftſteller und über den Maßſtab, nach dem man Geiſtesprodukte bei uns beurtheile. Darüber, daß ſo wenig Werke bei uns erſchienen, aus denen eigentlich Genie hervorblicke, ſagte er allerdings manches Gute, nahm aber, zu Humboldts Erſtaunen, von dem allgemeinen Verdammungsurtheil nur Jacobi, Spittler und — Löffler, den Gothaer Theologen, aus.

Bei Gelegenheit der Phyſiognomik knüpft Humboldt ſelbſt eine ſehr charakteriſtiſche Aeußerung an. „Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur ſo als eine Art anzuſehen, wie die unſinnliche erſcheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthſeln müſſen; aber intereſſant bleibt die Idee doch immer, und wenn man ſich recht hineinträumt, ſchon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieſer Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es iſt, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den äſthetiſchen Sinn, als den wahren Mittler zwiſchen dem ſterblichen Blick und der unſterblichen Uridee.

Konnte Humboldt dem Züricher Propheten wenig Geſchmack abgewinnen, ſo gewährten die herrlichen Ausſichten am Züricher See deſto größern Genuß. Er begab ſich von da weiter nach Zug und Luzern, und dann trat er Fußreiſen in die Gebirge des Berner Oberlandes an. Es war das ſchönſte, heiterſte Wetter. Die höchſten Berge bedeckte kein Wölkchen. Durch die bekannten Thäler und Hochpäſſe kam er bis nach Spital im Oberaarthale, in der Abſicht von da

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte," schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein."

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neufchatel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Clärchen gegeben. „Ich freue mich," schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelſachſen und Normännern herholen wollten, zu dem ſanften Clärchen herabgeſtimmt hat.“ Das eigentliche Nordiſche ſcheint Humboldt durchaus abgeſtoßen zu haben. Auch ſelbſt an Shakespeare möchte gerade dieſes Element und eine gewiſſe damit verwandte Rauheit der Grund geweſen ſein, daß er ihm viel ferner ſtand, als die alten und unſre vaterländiſchen Dichter. Selbſt von Italienern, wie z. B. in den „Aeſthetiſchen Verſuchen“ über Arioſt, ſpricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend ſelten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philoſophen, geſehen, aber er fand ihn gar nicht wie ſeinen Bruder, weder deſſen Geiſt, noch Phantaſie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffeln in Colmar ſprach er flüchtig, konnte dieſem aber ſchlechterdings kein Intereſſe abgewinnen. In Straßburg ſah er Brunk und Oberlin; keiner intereſſirte ihn. Wie lang er in Carlsruhe bliebe, ſollte von der Art abhängen, wie J. G. Schloſſer (Göthes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, dieſen oft und lange zu ſehen. Es iſt bemerkenswerth, wie Humboldt ſich in jener Zeit von einem Geiſterkreiſe, dem er mehr oder minder fern ſtand, an den ſich aber manches perſönliche und geſchichtliche Intereſſe knüpfte, eine genauere Anſchauung zu verſchaffen ſuchte. Lavatern hatte er widerwärtig gefunden. Schloſſer, ein tüchtiger Mann und praktiſcher, leider verdüſterter Kopf, mußte ſchon längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewiſſem Sinn das bedeutendſte Haupt dieſes Kreiſes, nahm Humboldt auch in ſpätre Lebensepochen eine beſondre Neigung hinüber.

Die Herbſtreiſe ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unſer Wanderer wieder in Mainz ein. Forſter gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier ſchieden ſie, ohne ſich perſönlich je wieder zu ſehen. Während Humboldt in

seinem Eifer für Freiheit die besonnene Ruhe fest hielt, ja den höchsten Werth nicht in das unmittelbare Handeln und Wirken, sondern mehr und mehr in die individuelle Ausbildung setzte, — wurde Forster bald ganz von den politischen Schwingungen fortgerissen und erlag in ihren Strudeln.

Unleugbar ist es, daß durch die französische Revolution, die in Humboldt den freien Sinn nicht erst zu erwecken hatte, sein Geist gerade mehr nach innen und auf das persönliche Dasein gelenkt wurde, dessen Interesse er von nun an neben jedem anderen verficht. Die Revolution war ja im besten Zuge, im Namen der Gesammtheit und des Rechts, nur eine neue Tyrannei zu gründen — um so entschiedner verlangte Humboldt die Freiheit und Achtung des Individuallebens. Wie er alsbald in seinen politischen Ideen die Freiheit der Individuen von jedem entbehrlichen Zwange und jeder unnöthigen Bevormundung als Hauptgesichtspunkt erfaßte, so legte er schon im Anfang des nächsten Jahres in einem Briefe an Forster (8. Februar 1790) nachfolgendes Glaubensbekenntniß nieder:

„Der Heyne'sche Ausspruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, ist ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Mensch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, so viel Täuschung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und blos auf sich wirkt.

„Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als

von ſelbſt aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; ſo wäre die höchſte Moral, die conſequenteſte Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Geſetzgebung den Herzen der Menſchen einverleibt. Man ſei nur groß und viel, ſo werden die Menſchen es ſehn und nützen; man habe nur viel zu geben, ſo werden die Menſchen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft ſein. Wenn unter uns ſo wenig geſchieht, ſo iſt es nicht, weil unſre Lagen und Verhältniſſe uns hinderten zu wirken, ſondern weil ſie uns hindern zu werden und zu ſein. Ich tadle die nicht, welche über Eingeſchränktheit des Wirkungskreiſes klagen. Leider haben die meiſten Menſchen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältniſſe, um ſich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große, d. i. wahrhaft intellektuell und moraliſch ausgebildete Mann wirkt ſchon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein ſolcher Mann einmal unter den Menſchen iſt, oder geweſen iſt."

Mit dieſer Anſicht war Humboldt recht eigentlich in den Mittelpunkt ſeiner Weltanſchauung getreten. Der Grundzug ſeiner ganzen Perſönlichkeit liegt darin ausgeſprochen, ſein ganzes Streben bezeichnet. Von nun an konnte die Aufgabe ſeines Lebens in nichts Höherem beſtehen, als dieſen Geſichtspunkt in allen Gebieten des Denkens feſtzuhalten, den idealen Menſchen theoretiſch zu begreifen und praktiſch an ſeinem eignen Ich zu bethätigen. Intereſſant iſt es, daß gerade um dieſe Zeit Humboldt zum erſten Mal, ſeinem nachherigen ſo innigen Freunde, dem idealiſchen Dichter und Denker Friedrich Schiller begegnete.

Wie jedem idealen Prinzip, ſo lag dieſem die Gefahr ſchlechter Anwendung nahe genug. Wie leicht hätte ſich ein quietiſtiſcher Sinn dahinter verſtecken können! Humboldt's Charakter bedurfte aber eines ſolchen Deckmantels nicht. Sein verſtändiger Sinn war weit entfernt, ſich vom

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er ist uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht schuldig geblieben. Nur war ein solches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umständen gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchste gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in übeln Jahreszeiten diese Bahn zu verlassen und einer Thätigkeit zu entsagen, die mit Ehre und Consequenz oder mit einem sicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft sich schon durch ihr bloßes Dasein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philosophie Humboldt's eignen Ideenkreis gezeitigt, so hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher sein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunst der Griechen. Dazu verschaffte er sich auch alsbald die Muße, da es ihm ohnehin besser dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerst noch für einige Zeit Abschied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und sein Wirken blos ein litterarisches und wissenschaftliches war, den Sinn für das Oeffentliche wach zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße sogleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beseelten, auch in einer umfassenderen politischen Ansicht und Theorie auszuprägen.

Jetzt öffnet sich unsern Augen eine neue Scene. Zu den schon fest stehenden Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutsamere hinzu, und neben der Freundschaft erblüht auch schon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt sich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften sich folgende, zum Theil für sein ganzes Leben entscheidende

Verhältniſſe: das mit dem Koadjutor von Dalberg, mit ſeiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürſten von Mainz beſtimmte damalige Koadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter ſeinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Univerſität beſaß, wo ſelbſt eine Litteraturzeitung erſchien und der namentlich durch die Anweſenheit des für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo überaus thätigen Dalberg immer einiges Anſehen erhielt. Die nachherige, eben ſo glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieſes edlen Geiſtes iſt bekannt. Obſchon ſeine Stellung als Fürſt Primas im rheiniſchen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erſcheinen mußte, hat er doch auch da, als Menſchenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlaſſen. Er, der ſelbſt als Schriftſteller auftrat, und zwar beſonders im Fache der praktiſchen Philoſophie, der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik, machte ſich noch beſonders durch die Gunſt verdient, die er, ſo ſehr es nur die Verhältniſſe geſtatteten, den hervorragendſten und zum großen Theil ſolcher Stütze nur zu bedürftigen Geiſtern unſrer Litteratur auf eine ſehr reelle Weiſe zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, dienen uns doch als Zeugniß ſeiner trefflichen Geſinnung. Humboldten, der ſpäter noch längere Zeit in ſeiner Nähe lebte, intereſſirte er als praktiſcher Philoſoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten ſich und ſtritten über dahin einſchlagende Gegenſtände. „Je länger ich Gelegenheit habe," ſagt er einmal,[1]) „mit dem Koadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters." Ja die Auf-

1) Brief an Forſter, 1. Juni 1792.

merkſamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf dieſen wendete, fand Humboldt ganz beſonders charakteriſtiſch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gaſtfreundſchaft und Geſelligkeit, welches für unſern Humboldt der erfolgreichſte Anziehungspunkt daſelbſt werden ſollte, nämlich das des Kammerpraſidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem ſächſiſchen und beſonders thüringiſchen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhauſen, an der Unſtrut, liegt das Stammſchloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräſident der preußiſchen Kammer zu Halberſtadt, und mit einer Baronin von Poſadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Beſitzung in dem damals ſchon preußiſchen Antheil der Grafſchaft Mansfeld. Dacheröden, der auch ſonſt anſehnlich begütert war, erfreute ſich aus dieſer Ehe einer ſehr ausgezeichneten Tochter. Er gab ſeine Stelle in Halberſtadt auf, und ſetzte ſich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der ſorgfältigſten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geſelligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe, daß ihn im Palaſte des Vicekönigs zu Palermo ein Malteſerritter anredete und ſich nach Erfurt und der von Dacherödiſchen Familie daſelbſt wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er ſagt, hinreichende, jenem ſehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieſes Hauſes, feſſelte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen ſchön zu nennen, ja ihr Körper ſogar ein wenig verwachſen. Aber ihr Kopf war von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewundernswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete ſie ihr

inneres Wesen aus, ein Geist, wie er, in weiblicher Gestalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt," sagt Varnhagen, „hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeschlossen waren." Gerade ein solches Wesen war wie geschaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmerische, was in seiner Natur lag, was er im Außenleben so zurückdrängte, fand hier seinen Brennpunkt, die innigste empfindsamste Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, so vermochte sie an seinem innern Leben, seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieser Fülle des Gemüthes vereinte sich in ihr eine so männliche Bildung, daß sie nachmals mit ihrem Gatten die griechischen Dichter in der Ursprache lesen konnte. Dazu war sie ganz geboren für höhere auserlesene Geselligkeit, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und, wo sie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geisteslebens wurde. Auf Humboldt selbst wirkte sie vom ersten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als sie gestorben war, vergingen seine Tage nur in Sehnsucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der schwärmerischen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken seiner letzten Lebensjahre erhalten sind.

An die Bekanntschaft mit ihr knüpften sich für Humboldt sogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schwestern, gebornen Fräu-

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarischen Geheimenrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verehlichen. Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudolstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Faden ausgeworfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin," sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers[2]) „wurde

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie. (2 Bde. Stuttgart 1830) B. II. S. 22.

Schillern ſehr werth. Unſer vereintes Leben in Lauchſtädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, ſehr heiter.“ Dort war es auch, wo Schiller ſich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er[3]) welche große Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für ſeine Schriften gefaßt habe. — Nur Göthe ſtand noch in ſcheuer Ferne, während der Mann, an deſſen Seite Schiller für deſſen Umgang reifen ſollte, Wilhelm von Humboldt, ſchon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schweſter eine Zeit lang in Weimar; Schiller beſuchte ſie faſt jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hinderniſſe der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derſelben Abſicht, Schillern die Hoffnung einer ſorgenfreiern Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte ſie dort aufs angenehmſte, in Beſuchen und Gegenbeſuchen. In dieſer Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erſte Bekanntſchaft Schillers,[4]) ein Begegnen, aus dem bald die edelſte Freundſchaft entſproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Caroline von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, ſich nicht ohnedies ſchon beim erſten Zuſammentreffen gewaltig anziehen ſollen! Wie ſympathiſirten ſie gleich über die damaligen Pariſer Begebenheiten, die zur ernſteſten Theilnahme und Unterhaltung den nächſten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge ſo ſehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er ſich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaften Briefwechſel mit ihm

3) Fr. v. Wolzogen a. a. O., II. 16.
4) A. a. O., II. 48. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammen-Lebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden[5]). Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise könnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Dasein. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin[6]), hat je ein so schönes

5) A. a. O., II. 58—59.
6) A. a. O., II. 60.

Leben exiſtirt, als es ihre Phantaſie dichtete. Nur Dalberg ſelbſt hörte lächelnd dieſen Träumen zu, und ſagte dann mit verdüſterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewiſſes. Ein Sturm kann das Alles umſtürzen!“ Und bald rieth er, den Umſturz der vaterländiſchen Zuſtände ahnend, ſelbſt den Freunden, ihr Glücksſchiff nicht an das Seinige zu binden.

So ſchied Humboldt für jetzt von ſeiner Verlobten und von dieſem ganzen Freundeskreiſe. Vorerſt hatte er in Berlin einen Probecurſus zu machen und ſich dadurch in den Staatsdienſt einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwiſchen wurde Schiller ſchon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntſchaften, die Humboldt muthmaßlich noch in dieſem Winter machte, iſt wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieſer ſtrahlte damals als neuaufgehendes Geſtirn der Alterthumswiſſenſchaft auf der Univerſität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreiſe nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, ſo holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von ſeiner Ankunft gehört hatte, in ſein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacherödiſchen Hauſe kennen, und wurde zu ihm geladen. Es iſt klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreiſe angekündigt hatte.

Ob und wie lange Humboldt ſich dieſen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn ſchon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien ſowohl als der erſten Reiſen, zunächſt zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereiſte indeß dieſes Frühjahr, und zwar in Begleitung

G. Forſters, die Niederlande, England und Frankreich, eine Reiſe, der wir eine der trefflichſten Forſter'ſcher Schriften, „die Anſichten vom Niederrhein ꝛc.“ zu verdanken haben. Noch immer war Alexander kränklich, ja er hatte ſich eigentlich ſchon fünf Jahre her faſt ununterbrochen leidend befunden. Nur langſam erſtarkte er zu den großen Reiſeunternehmungen, deren Plan ſchon ſehr früh ſeinem Geiſte vorſchwebte.

In Berlin konnte es Wilhelm damals wohl nicht geheuer finden. Nach dem Tode Friedrichs des Großen folgte ein Regent, der ſich auf die Hinterlaſſenſchaft ſeines energiſchen Vorgängers übel verſtand. Maitreſſenwirthſchaft, Vergeudung des Staatsſchatzes, eine reaktionäre, kindiſch entgegengeſetzte Politik war die Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, bei der herrſchenden Partei eine, noch dazu heuchleriſche Richtung auf Frömmelei und Myſticismus. Im Jahre 1788 erſchien, unter dem Miniſter Wöllner, das berüchtigte Religionsedikt. Die auswärtigen Verhältniſſe wurden theils ohne Rückſicht auf ſehr veränderte Zeitverhältniſſe, theils mit ſolchem Schwanken, ſo ſchroffem Wechſel und ſo unverhüllter Schlechtigkeit geleitet, daß Preußen innen und außen herabſinkend, ohne den beſſern Kern ſeines Weſens, den harten Ausſpruch des Grafen Mirabeau wirklich verdient hätte, der von ihm ſagte: pourriture avant maturité. Auch das ſittliche Leben verpeſtete bis in die untern Claſſen, die Geſinnung, in Worten übermüthig, erſchlaffte, es mußten erſt ſchwere Leiden folgen, um ſelbſt im Volke die ächte Begeiſterung und den erſtorbnen Muth neu zu erwecken. Daß die franzöſiſche Revolution, die mit wachſender Energie alle Dämme niederriß, ein ſolches Gebäude früh oder ſpät zertrümmern werde, wie hätte ein weitblickender Kopf das nicht ſchon damals ahnen ſollen?

Wie es Humboldt zu Muthe war, als er unter ſolchen

Verhältniſſen nach Berlin zurückkehren und ſeine bürgerliche Laufbahn betreten ſollte, dies iſt auch ohne nähere Kunde leicht zu errathen. Doch fand er eine geliebte Mutter und ſeine alten Freunde und Bekannten wieder, zu denen ſich bald auch manches neue angenehme Verhältniß geſellte. Die Männer, mit welchen wir ihn früher dort verbunden ſahen, waren dem gegenwärtig herrſchenden Geiſte ſämmtlich abgeſagt. Bieſter, Gedike, Engel, die unter der vorigen Regierung und dem Miniſter des Kirchen- und Schulweſens v. Zedlitz amtlich oder rathgebend wirkſam geweſen waren, ſahen ſich nun beargwohnt und theilweis ſelbſt in ihrer litterariſchen Thätigkeit gehemmt. Die Oppoſition, die gegen die nächſten Zuſtände nicht laut werden durfte, konnte zur Noth ſich in litterariſchen Debatten und über allgemeinere Gegenſtände, wie z. B. in der kryptokatholiſchen Frage, Luft machen, wobei freilich die geiſtige Beurtheilung gar oft zu kurz kam. Humboldt ehrte ihre Abſicht, ohne ihre Bewegungen überall gut zu heißen. Er ſelbſt trat zuerſt in Bieſters Monatſchrift als Schriftſteller hervor, und lebte mit ihm, wie mit Herz, Engel, David Friedländer und Gleichgeſinnten in fortdauernd vertrautem Umgang.

Humboldt, mit allen Schätzen einer reichen Bildung in die Heimath zurückkehrend, war für das damalige Berlin eine Eroberung, mit deren Erſcheinen gleichſam das Signal gegeben war, daß dort eine neue Generation erblühe, die ihre Wurzeln tiefer und breiter in das erwachende allgemeinere Geiſtesleben der Deutſchen geſenkt hatte. Es blieb ſogar in der damals vielſeitig erſchlaffenden und für jede Ueberfeinerung zugänglichen „Brennenſtadt“ nicht bei dem Maße des Fortſchritts wie Humboldt ihn darſtellte, der nicht blos an den größten deutſchen Dichter, ſondern zugleich an die kräftigſten Denker und Forſcher, inſonders an Schiller gekettet war. Sondern, als müſſe es nun auch den Gegenſatz

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Aeußerſten ſteigern, wurde Berlin bald der Hauptſitz der hyperpoetiſchen, in alle Extreme geworfnen, eben ſo geiſtesfriſchen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthskranken romantiſchen Schule. Zunächſt waren es auch einige weibliche Erſcheinungen, jüdiſchen Urſprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation ſogleich an ſich zogen, ſelbſt nicht frei von den Einflüſſen dieſer Ueberbildung, aber doch durch die gleichſam stammvererbten Ueberlieferungen der Leſſing-Mendelſohnſchen Epoche vor der geiſtigen und äſthetiſchen Verweichlichung des folgenden Geſchlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tiefſinnende, wahrheitsdürſtende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wunderſamen Briefen, uns jetzt zugleich als Repräſentantin des damaligen großen Umſchwungs daſteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meiſter verdiente, ging zuerſt zum großen Theile von dem dortigen Kreiſe aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieſer hingebenden Begeiſterung auch die höchſte Energie freien, eigenthümlichen und ſtraffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetiſchem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geiſtig große Anziehung: Schleiermacher, der ſtraffſte Denker der romantiſchen Epoche, wurde ihr vertrauteſter Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um dieſe Zeit ein Mittelpunkt geiſtigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßſtabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptſtadt zog vorzüglich Friedrich Gentz die Aufmerkſamkeit Wilhelm von Humboldt's auf ſich. Ja es bildete ſich zwiſchen ihnen

eine Freundſchaft, die nie ganz erloſch, während ſie, bei der großen Verſchiedenheit dieſer Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte ſie der politiſche Standpunkt. Nur im erſten Moment ſtimmte Gentz in die allgemeine Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution und wurde ſehr bald ihr entſchiedener Widerſacher. Obwohl er in ſeiner Anſchauung dazumal noch immer Raum für Verfaſſungsleben hatte, und nur die demokratiſirte, ebenſo wie die abſolute Monarchie von ſich wies, ſo war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innerſten entgegengeſetzter und freierer. Sein Hauptgeſichtspunkt war der Menſch, deſſen Selbſtentwicklung und Selbſtberechtigung, während Gentz jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegenſätzen großen Reiz für einander haben, um ſo mehr, da ſie doch wieder manche Fähigkeit beſonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und ſich ſelbſt, wenn auch in höchſt verſchiedner Weiſe, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich ſehr verſchiedene Naturanlage zu ſchwelgeriſchem Genuſſe. Während ſie Gentz in den Abgrund der herrſchenden Sittenloſigkeit riß, nährte ſie in Humboldt die dem antiken Geiſt verwandtere Beurtheilung oder erſchien an ihm auch als eine Richtung ſeines allſeitigen Forſchungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Gentz war die Schärfe des Verſtandes und die Macht der Beredſamkeit zu bewundern; aber der Verſtand war bei jenem unendlich mehr als bei dieſem nur äußerliche Macht, und die Beredſamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausſchließende Gewohnheit. In ſeinem weitumfaſſenden Geſichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publiciſten doch

zu würdigen, und einſt nannte er Gentz gegen Schiller [1]) ſogar ſchlechtweg den denkendſten Kopf Berlins, während dieſer erſt gegen das Ende ſeines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenoſſen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber ſeiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Gentz, der nachher in öſterreichiſche Dienſte ging, ſah Humboldt dann erſt nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an ſeine Freundin Rahel ſchreibt, [2]) durchaus nicht verändert; „eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt.“ „Sie haben mir,“ fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten(!) von ſolcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.“ Und im nächſten Jahre ſchrieb er abermals an dieſe Vertraute: [3]) Humboldt habe das alles verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf ſie wirkte und ſei jetzt nichts als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

---

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1810 (in den von mir herausgegebnen „Schriften von Fr. von Gentz.“)

3) 8. Aug. 1811 (a. a. O.)

ſchwunden iſt.“ So charakteriſtiſch dieſe Aeußerungen für den damaligen Gentz, ebenſo ſind ſie es für die ganze Freundſchaft dieſer Männer. Dennoch iſt zu verwundern, daß Jener gar nicht ſpürte, warum Humboldt, der damals als preußiſcher Geſandter zu Wien war, ſeine Ueberlegenheit ſo wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congreſſes wieder fühlbar genug wurde. Wie ſehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Gentz immer Intereſſe und in ſeinen ſpäteren hingebenderen Jahren ſprach er dies auch ganz unverholen aus. Ueberhaupt hatte er den noch ſo entgegengeſetzten hervorragenden Zeitgenoſſen gegenüber den großen Vorſprung, daß er, der entſchiednen Richtung ſeines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch ſo fern ſtehenden Betrachtungsweiſen einzugehen und auch vom Entgegengeſetzten das Beſſere ſich leicht anzueignen vermochte. Seine Geiſtesfreiheit und humane Denkart ſcheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geiſt- und talentvoller Erſcheinung begegnete; vielmehr ſtählte ſich, im harmloſen Umgang mit ſolchem die eigne Geſinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald ſich abſichtlich verhüllend, in fortwährender Uebung blieb. Geiſt, Geſchmack, Bildung — dies war es was ihn ſelbſt an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schloſſer, Lavater ꝛc. verkehrte, ſo ſchreckten ihn ſpäter auch die katholiſirenden Romantiker nicht, noch Gentz, als Geheimſchreiber der heiligen Allianz. Manches Geiſtige und Tiefe ſchätzte er gerade an ihnen oft beſonders, ſo namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlaſſungen aber verfehlte er doch nicht ſeinem Spott und Sarkasmus Luft zu machen; aber er durfte, ſelbſt in widerwärtigen Zeitſtrömungen, auch ſchweigen, ohne fürchten zu müſſen, daß man vergeſſe, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schreckniß vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen vorauseilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi:[4]) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!"

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernen Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt", schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

iſt bei Büſch in Hamburg, ſtudirt das Praktiſche des Comptoirweſens, morſondirt ſich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Chriſtian Stolbergen beſucht und iſt voll ſeines Lobes, geht zuweilen aus, um Mooſe zu ſammeln, die im Winter blühen, und ſchreibt poſſierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindſamkeit. Der älteſte iſt immer noch der brave Mann, der er war." — Den 6ten Auguſt 1791 ſchreibt Forſter abermals an Jacobi über dieſe Gebrüder. Wilhelm hatte nun ſchon beſchloſſen, ſeiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerſt aufzugeben. „Alexander Humboldt", ſagt Forſter, „iſt in Freiberg und fängt an mir abzuſterben. Wilhelm iſt längſt todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in ſeiner Stimmung aller öffentlichen Wirkſamkeit entſagen, welches bei ſeinen Talenten zu bedauern iſt. Alexander wird deſto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu."

Wirklich fing Humboldt, wie ſchon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieſer Zeit von ihm vorhanden, ſpüren laſſen, während dieſer Geſchäftsperiode an, ſeinen entfernten Freunden abzuſterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt ſo werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint iſt, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forſter ſchreibt: „Von unſerm guten Humboldt habe ich nun auch die Verſicherung ſeines freundſchaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann iſt mir ungemein werth." Es iſt aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften ſich doch die philoſophiſchen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieſer ſich von der günſtigen Meinung ſehr geſchmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und beſonders gegen

ihn äußerte, als deſſen Briefe über Spinoza von der ſtreng-kantiſchen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi ſendet ihm ſeine neueſten Abhandlungen, drückt aber zugleich ſein brennendes Verlangen aus, ſich einmal ausführlich über Kant und deſſen Syſtem zu erklären, wobei er auf dieſen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausſpruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieſer und andern Seiten, auch auf alle ſpätern Syſteme, ja gegen dieſe in erhöhtem Maße, geltend zu machen ſich bewogen gefunden. Wer in der Philoſophie gerade das ſucht oder in ſie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innerſten widerſtrebt, der wird als Philoſoph vom Fach, ſo geiſtvoll und ſinnig er immer ſei, nie über einen exoteriſchen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philoſophie eigentlich erſt anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Syſteme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wiſſenſchaftlichen Gedankengängen eines ganzen, ſo erregten Zeitalters und einer ſo zum Denken geſchaffnen Nation nur den Mißbrauch des philoſophiſchen Vermögens hervorzuheben, iſt, namentlich wo nicht ſittliche oder politiſche Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten deſſen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu ſetzen vermag, ſtets ein noch vermeſſeneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es ſich ſchmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünſchte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31ſten", ſo ſpricht er dieſen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erſtenmal ſah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo ſehen wir uns einmal wieder?" ...

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“ [5])

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ [6]) — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

---

5) Fr. Jakobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—44. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieſer Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müſſen erſt eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen ſo giebt, indem man ſich hinſetzt, nachdenkt, und ſie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte.“ Der erſte Aufſatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, ſolle ſeinem Schutze vertraut ſein. — Endlich erwähnt Humboldt in dieſem Briefe noch eine „ſonderbare Schriftſtellerarbeit“, die er geliefert, nämlich im Prozeſſe, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconſiſtorialrath und Cenſor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Univerſität und Profeſſor der Rechte nach Halle verſetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eiſenbergen gehörte nur die Unterſchrift. Das Ganze wurde gedruckt.[7]) „Dieſe an ſich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie ſollen keinen Ausdruck darin finden, der Animoſität, oder Sucht, ſeine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch ſtatt Akten zu ſchreiben, verriethe. Das Urtheil, ſo ſchön es iſt, iſt von dieſen Dingen nicht ganz frei.“

Am unterbrochenſten war Humboldt's Briefwechſel um dieſe Zeit gewiß mit ſeiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntſchaft doch erſt mehr äußerlich.

---

7) Und zwar als Broſchüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Cenſurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von K. L. Amelang zum Druck befördert. Mir iſt ſie noch nicht zu Geſicht gekommen. Wird man eine ſo frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen ſo intereſſanten Gegenſtand, nicht mit in ſeine geſammelten Werke aufnehmen?

Wenigſtens ſcheint der Verkehr zwiſchen ihnen erſt von 1791 an reger geworden zu ſein, wo ſie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.[8]) — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büſch und Ebeling in Hamburg, beſuchte dann die Seinigen in Berlin und begab ſich von da, noch zu weiterer Ausbildung für ſeinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli deſſelben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognoſten Werner, bis zum März des folgenden Jahres ſtudirte.[9])

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin ſo bald als thunlich wieder zu verlaſſen. Unmöglich konnte er ſich unter den damaligen Gewalthabern in den Geſchäften gefallen, ſo klug er auch in ſeinen Briefen dieſen Punkt verſchweigt. Das Böſe, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, ſchlug er ſo hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünſcht haben, daß er ſeinen Poſten behaupte, um in beſſerer Zeit gleich zur Hand zu ſein. Humboldt aber konnte ſich dazu nicht verſtehen, und hatte dafür noch andre entſcheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz ſeinem Familienkreiſe leben. Hauptſächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe ſeiner Lebens- und Menſchheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu ſchien ihm die Philoſophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm ſeine frühern philologiſchen Studien die

---

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller S. 3. ſagt: „Vorher (vor 1793) kannten wir uns wenig," ſo widerſprechen dem doch ſeine früher geſchriebenen, ſchon ſehr innigen Briefe an Schiller. In dieſen Jahresangaben ſcheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlaſſen worden zu ſein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings ſein ganz intimer Umgang mit dieſem anfängt, aus Verſehen ins J. 1793 ſetzt.

9) Freieſsleben, a. a. O.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hiezu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuenden und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preußischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, fein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sichrer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und ſchloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben ſchon eine kurze Charakteriſtik dieſer Frauengeſtalt zu geben verſucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an ſeinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verſchiedenen Zuſtänden ſeiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieſer Liebe wurde ein weſentlicher Theil des ſo überaus glücklichen Humboldt'ſchen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er ſelbſt zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieſes beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft," ſagt Varnhagen,[1]) „der Vorſätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, ſtrömte hieher zuſammen, wirkte mit nie erlöſchendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde ſeine Frau werden, that er gleich das Gelübde, ſie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er dieſe Aufgabe feſtgehalten, und nach ſeinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, ſein einziges Glück zu ſein. Als die geliebte Gattin im erſten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem ſchrecklichſten Verluſte das Leben nicht ertragen, indem er ſeinem verzweifelten Vorhaben in der Angſt ſogar den Grund unterſchob, man könne ja nicht wiſſen, ob die Geliebte nicht jenſeits noch ſeiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als ſein höchſtes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte dieſe Beeiferung in jeder Geſtalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergeſſen ſeiner ſelbſt, mit Aufopferung ſogar derjenigen Anſprüche, die von ſolcher Liebesfülle unzertrennlich ſchienen." Er genoß

1) A. a. O., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit seines Herzens erwiedert zu sehn; in weiblicher Anmuth strahlte ihm das Innerste seines eignen Wesens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie sie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erscheint, möchten wir, seinem vorwiegend antiken Geiste gegenüber, einen romantischen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrsamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geistesgenusse und zur Kunst. So hatte sie z. B. eine besondere Vorliebe für die Werke der Malerkunst, für die Musik, während Humboldt, der sonst so vielseitige, so kunstsinnige Geist, für das in dem eigensten Wesen der Weiblichkeit liegende Kunstelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunstkenner Lessing völlig abging. Wir haben früher schon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewiesen. Es war nicht blos vorhanden, sondern machte als Theil seines idealisch schwärmerischen Triebes einen Grundzug seines Wesens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verstande, so daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline spricht einmal in einem Briefe an Rahel [2]) von ihrer ältesten Tochter, und schließt am Ende mit den sehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater." Bei Frau v. Humboldt aber erschien dies schwärmerisch-Gemüthliche auch in entsprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geist und Verstand des Mannes zu erinnern. Mit dieser, wenn es gestattet ist das Wort zu wiederholen, romantischen Seite ihres Wesens paarte sich die anmuthigste

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erhoben habe. „Eine starke Seele," schrieb er an seinen Freund,[3] „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen." Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiederte Schillern:[4] ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit." Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in seltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansichhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkührlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

3) 12. Sept. 1803.
4) 22. Okt. desselben Jahres.

mußten oft ſeine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in ſpöttiſchem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meiſter nur im geringſten Widerpart leiſten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus geſellige, zur Liebe und Freundſchaft in reichſter Ausdehnung geborne Natur. In der früheſten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wiſſenſchaften, der Litteratur und einer viel erwählteren Geſellſchaft lebte, da hatte ſie dieſe Gaben noch nicht in ſolchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten ſie ans Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteſte Kreis ſich um ihr gaſtliches Haus ſammelte. Da erſchien ſie innen als der waltende Geiſt, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geſelligen Umgang mehr ſeinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja ſie ebnete dadurch auch den Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber ſpäter zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'ſche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geiſtigen und geſelligen Verkehrs, ein „point de ralliement," wie ſie ſelbſt ſagt, für Einheimiſche und Fremde. Jeder Mann von Geiſt und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in dieſem Hauſe. Wenn man eine Staël und Recamier als ſolche hervorhebt, die im geſelligſten Lande Europas die eminenteſten Vereinigungspunkte des geiſtigen Lebens neuerer Zeit geweſen, ſo können wir von unſern Landsmänninen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Varnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberſtellen, und dieſen in Ermanglung von Eigenſchaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zuſprechen, welche deutſchen Frauen ſolcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zuſtehen. Die Liebenswürdigkeit

des Geiſtes und Charakters, — ſo drückt ſich Herr von Varnhagen über die geſellſchaftliche Erſcheinung Carolinen von Humboldt's[5]) aus — der hohe Rang geſellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daſeins und Wirkens, welche dieſe herrliche Frau während eines höchſt begünſtigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, ſei den noch lebenden Zeitgenoſſen in zu friſchem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für ſie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn ſein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem ſolchen Spiegel feſtgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein ſolches Denkmal würde auch Humboldt's Geſtalt in noch ſchärfern Tinten beleuchten, da ſo vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erſcheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch ſolche Ueberlieferungen der Menſch bis in die geheimſte Tiefe ſeines Weſens, ja ſelbſt ſeiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu ſein, des emſigen Ausgrabens aller Schattenſeiten entſchieden weniger, nicht deshalb allein, weil ſein eigentliches Leben und Wirken von ihnen ſo gar nicht berührt wird, ſondern auch, weil das für ſein ganzes Weſen Charakteriſtiſche in dem uns Ueberlieferten wahrhaft ſchon enthalten iſt, ſein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menſchlichkeiten nicht erſchüttert werden würde. Auch wir unſrerſeits haben uns nach Pflicht und Gewiſſen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen beſtrebt, wenn anders die Quelle, aus der geſchöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverläſſig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung ſeines ehelichen Glückes hinreichen. Unſre Leſer glauben wir nicht erſt darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß in den

---

5) In der Gallerie von Bildniſſen, I. (Leipzig, 1836), S. 141

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacheröden'sche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forſter. Beide müſſen wir, ihres hohen Intereſſes wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, ſondern ſchildern uns auch ſeine ganze damalige Stimmung.

Den erſten dieſer Briefe ſchrieb er am 7. Auguſt 1791.[1]) „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erſte bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu ſagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und beſonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geſchäften entfernte, ſo werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schickſalen einen freundſchaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie ſchon aus meinen Planen wiſſen, und aus der Ueberſchrift dieſes Briefes ſehen, auf dem Lande . . . und mein Leben iſt ſo einfach, daß es Ihnen nicht ſchwer ſein wird, ſich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beſchäftigung mit den Studien, die mir immer die liebſten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart faſt ganz hatte vernachläſſigen müſſen, wechſeln mit Spaziergängen und meinem höchſt angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein ſtilles, aber ſehr genügendes Glück. Für mich iſt der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmſte; es iſt der, den ich am beſten auszufüllen vermag, und ſollte es nicht wichtiger ſein, ſeinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade dieſen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieſer Kreis fordert, nun ſo findet ſich vielleicht auch ein

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42—44 mitgetheilt.

größerer. Allein ſchwerlich wird das je der Fall ſein. Je mehr man ſchon thut, deſto mehr ſieht man zu thun noch vor ſich. Die intenſive Größe iſt gerade diejenige, welche man nie erſchöpft, und dennoch, wie ſonderbar, ſuchen die meiſten Menſchen immer die extenſive, als wären ſie mit jener ſchon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem ſie ſind, noch zu thun iſt, eilen ſie ſchon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir ſcheint, den Geiſt nothwendig zerſtreut, ſo muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich geſtehe Ihnen gern, daß ich für dieſen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er ſich über Friedländer's Befinden und das ſeiner vortrefflichen Familie und ſeiner Söhne erkundet, fährt er alſo fort: „Wenn ich mich je mehr mit politiſchen Dingen beſchäftigt hätte, ſo wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu ſchwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand dieſe Dinge vor zwanzig Jahren geweiſſagt, ſo hätte man ihn verlacht. Nach dieſer Analogie zu ſchließen, wer weiß, was noch zu erwarten ſteht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, ſollten die Leute doch klug machen, und ſie nicht ſo auf Begebenheiten vertrauen laſſen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweiſſagt? Wie nah iſt jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf erſparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon iſt wohl die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geſchichte anſieht, ſich daraus nimmt, was gut und heilſam iſt, das Uebrige als Hülfe betrachtet, und nur jenem innern Ideengeſetze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald," ſchließt er. „Es iſt ja ein Wort, das Sie in die Wüſte ſagen."

An Freund Forſter wendet ſich Humboldt erſt am

16. Auguſt, nach langem Stillſchweigen, um deſſentwillen er ſich aufs angelegentlichſte entſchuldigt. „Ich wollte," ſagt er, „die Zeit erſt abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und dieſe Zeit iſt erſt ſeit einigen Wochen gekommen."

„Ich habe mich nun von allen Geſchäften losgemacht, Berlin verlaſſen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, ſelbſt gewählten, unendlich glücklichen Exiſtenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es ſage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich beſorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von ſo vielen Andern erfuhr. Sie ſchätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu ſehr, um allen Nutzen nur von einer ſolchen zu erwarten, die durch äußere Geſchäftslagen beſtimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innerſten Ueberzeugung, für meine höchſte und vielſeitigſte Bildung den meiſten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn beſtimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kraft und die vielſeitigſte Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erſtes Geſetz iſt, bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du biſt; dieſe Maximen ſind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigte, auch nur mit langſamen Schritten zu nähern, wie konnte mir ſelbſt der Nutzen Erſatz ſein, den ich freilich ſtiftete, und künftig in unendlich höherm Maße geſtiftet haben würde? Ich zog alſo das beſcheidner

Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſein, einen kleineren Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage."

Flehentlich bittet er, ſein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forſter verlebten Tage gefreut. Sie ſei es auch, die ihn ermuthige, noch auf ſein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forſter, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch blos durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gern an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverſtändniß, wozu mein Stillſchweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erſtickt hätte, die mich ſonſt ſo innig beglückten." —

Um aber ſolchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn ſich völlig überlaſſen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Exiſtenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringeswalde — bei Soldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag ſeine große Reiſe nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgiſchen. Durch die Heirath wurde der Beſitz ſeines Hauſes noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Auleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacherödiſchen Lehnsnexus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

Das Hauptſtudium, dem Humboldt während der erſten dieſer Muſejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In dieſe verſenkte er ſich ganz; ſelbſt die politiſchen Unterſuchungen, mit denen er ſich wohl dazwiſchen abgab, gingen nur nebenher. Auch ſeine erſten eigentlich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten gehören dieſem Zeitraume an; es waren Ueberſetzungsverſuche aus griechiſchen Dichtern und Fragmente eines politiſchen Ideencyclus. Das Wenigſte jedoch von ſeinen Ausarbeitungen und von den Ergebniſſen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meiſt dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendſte davon nur denjenigen ſeiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbſtbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Reſultate ſeiner Forſchung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieſer Zeit erhaltenen Humboldt'ſchen Schriften, ſeine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerſt den äußern Gang dieſer Studien und Arbeiten mit den Begegniſſen ſeines Privatlebens zuſammenfaſſen. Von letzterem iſt freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber ſo lückenhaft die uns zu Gebot ſtehenden Quellen ſein mögen, ſoviel geht doch aus ihnen hervor, daß ſein äußeres Daſeyn in dieſer Epoche ziemlich einförmig war, da faſt nur der Umgang und Briefwechſel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen ſeinen äußern Verbindungen war ihm in dieſer Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforſcher in Halle, und auch von dieſem wiſſen wir, daß ihn während ſeines halleſchen Leben nichts ſo beglückte als die Freundſchaft Wilhelm von Humboldt's, „συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καοῦ κἀγαθοῦ," wie Wolf ſich ausdrückte, als er dieſes fördernden Umgangs zum erſtenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten ſie ſich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt ſich faſt ausſchließend den humaniſtiſchen Studien hingab, mußte dieſen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, ſo trafen doch Beide im Hauptgeſichtspunkt wunderbar zuſammen und arbeiteten, aus urſprünglich ganz verſchiednen Abſichten, vereint auf ein und daſſelbe Ziel, nämlich eine tiefere Geſammtauffaſſung des claſſiſchen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensanſicht und Kunſt der Alten, Beide waren große Dialektiker und von ſehr verwandtem Forſchungsgeiſte. Dabei waren ſie aber doch ſehr verſchiedenen Charakters, und verſchiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen ſolchen ſchon zu deſſen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieſer gerade den Umfang des Geiſtes zu ſchätzen, und überhaupt feſſelte ihn die Originalität der Wolf'ſchen Natur

mit nie verſiegendem Reiz. Dagegen bewährte ſich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unſchätzbarer Genoſſe, da er in den Verhältniſſen der Gegenwart viel heimiſcher war, und Wolf's, wie H. ſelbſt von ihm ſagte, oft „göttliche Vermeſſenheit“ nicht allein zu achten, ſondern zugleich durch ſeine Zuſprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er ſich nicht mit dem welterfahrnen Freunde berieth, und in ſeiner ganzen Umgebung ſehen wir Niemand, deſſen Rath er auch wirklich ſo beachtet hätte.[1])

Auch in unmittelbarſter Nähe fand Humboldt die wohlthuendſte Theilnahme an ſeinen Alterthumsbeſchäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge ſeines Geiſtes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot ꝛc. in der Urſprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufſuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wiſſenſchaftlichen

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieſer Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegerſohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien F. A. Wolf's.“ 2 Thle. Eſſen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechſel ſind bis jetzt leider nur wenige Bruchſtücke der Humboldt'ſchen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieſer Bruchſtücke finden ſich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß ſeiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe deſſelben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'ſchen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet ſich in Körte's Beſitz, der ſchon längſt verſprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Oeffentlichkeit zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte ſich nun bewogen fühlen, Humboldts Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt ſich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, ſeine Briefe von dieſem vorlegen laſſen, manches ausgeſtrichen und ſie ihm dann zurückgeſtellt. Zeugniß genug, daß der Briefſteller ſelbſt der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Perſönliche, das in dem ſo vertrauten Briefwechſel berührt ſein mochte, aus Rückſicht auf die Betroffenen getilgt wiſſen wollte.

Ernſt der Männer mit allen Grazien weiblicher Anſchauung der älteſten Kunſt und Poeſie verſchönend.“ [2]) Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechiſches. Ihr widmete daher auch Humboldt ſpäter (1816) die gedruckte Ueberſetzung des Agamemnon, die reifſte Einzelfrucht ſeiner helleniſtiſchen Studien, zur Erinnerung an ſo manches in dieſen gemeinſamen Genüſſen durchſchwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erſte Zeit ſeiner Ehe verlebte ſchrieb er im Auguſt 1791 einen Brief, wahrſcheinlich an einen ſeiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen franzöſiſchen Conſtitution vertrauliche Ideen über Staatsverfaſſung und politiſche Entwicklung niederlegte. . Dieſer Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entſtellt, durch die Berliner Monatsſchrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'ſchen Proceß ausnehmen, das Erſte, was von ſeiner Hand zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zuſammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden beſuchte ihn auch Gentz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie ſetzten hier jene politiſchen Debatten fort, die ſie ſchon in Berlin oft auf Spaziergangen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Gentz erinnerte ſich in ſpätrer Zeit noch dieſes anregenden Zuſammenlebens und ſchrieb während des Laybacher Congreſſes, unter anderem, an Alexander v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

2) Körte, a. a. O. I. 140 – 41.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner.“ [3])

Im Februar 1792 begab ſich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von ſtädtiſchen Hülfsmitteln, die Niederkunft ſeiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Beſuche; auch ſie nahm an den geiſtigen Beſchäftigungen Theil, die durch dieſe Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht ſonderlich verſchieden. Viele Monate waren ſie daſelbſt, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch ſo nah waren, beſucht hatte. Der Geſellſchaften bot Erfurt wenige, die meiſte Zeit lebte er auf ſeinem Zimmer, im Kreiſe ſeiner gewohnten Beſchäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft ſeiner Frau anſpielend, ſchrieb er an Schiller (3. Mai), es müſſe mit dem Hervorbringen eine anſteckende Sache ſein. Seit ſie Drei in Erfurt zuſammen ſeien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufſatzes, zur Welt komme. Er ſelbſt fühlte ſich poetiſch geſtimmt und überſetzte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unſer aller Staunen aus.“ Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Menſch, den Humboldt unter den am Orte Einheimiſchen intereſſant nennen konnte. Er genoß auch ſeinen Umgang, ſo viel es deſſen Geſchäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeſchäftigung blieb auch hier das Studium

---

3) Brief von Laybach, 3. Febr. 1821. (In meiner Sammlung „Schriften von Gentz.“)

der Alten. Wie tief er in dieſes Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in dieſem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um dieſe Zeit war es beſonders Pindar, der ihn reizte und zwar ſo ſehr, daß er ſogar einen Verſuch wagte, dieſen ſchweren Dichter in einer der Urſchrift möglichſt treuen dichteriſchen Ueberſetzung ins Deutſche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich dieſe Verſuche gleich im erſten Entſtehen mittheilte, munterten zur Fortſetzung auf; die Luſt dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obſchon er fürchtete, daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer ſchwankte der Entſchluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte," ſchrieb er an Schiller (an demſelben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſein, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandtheit des deutſchen Ausdrucks zu beſitzen; ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verſe zu machen, ohne von Genie oder wenigſtens Talent unterſtützt zu ſein, unnütz verſplittert." Er ſandte deshalb mit dieſem Briefe gleich den erſten Verſuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entſcheidend anſah, da die erſte Luſt ſie begünſtigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, deſſen er jetzt wenigſtens fähig geweſen. Zugleich bat er um ein völlig offenherziges Urtheil. Rührend iſt die Beſcheidenheit, mit der er, wie früher Forſtern gegenüber, ſo jetzt Schillern ſich ſo ganz unterordnet. Schon in dieſem erſten Briefe, der uns von ihrer Correſpondenz erhalten iſt, ſetzte er das größte, unbedingteſte Vertrauen in deſſen Urtheil, ſelbſt über Dinge, die dieſer doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," ſchrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil ſo ſehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, ſo bin ich auch bei Niemanden ſo ſicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei ſo Vielen günſtige, oder wenigſtens minder ungünſtige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein ſchriftſtelleriſches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum ſo intereſſant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, ſowohl dies, als jedes ſeiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieſer Maßſtab auch, ſelbſt für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend ſein, ſo iſt er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbſtſchätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigſtens immer eine ſo ſchöne und reiche Belehrung." Ueberdies befinde er ſich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich ſei. In gewiſſen Momenten halte er die Ueberſetzung für ſehr ſchön, und eben jetzt erſcheine ſie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er alſo nach dieſer Probe keinen Beruf in ihm zu ſolchen Arbeiten, ſo ſolle er ihn gewiß folgſam ſehen. Urtheile er anders, ſo könne er ihm vielleicht, beſonders in Abſicht des bei dieſer Gattung ſo ſchwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweiſung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Ueberſetzung die genaueſte Treue zu erreichen geſucht, und „nur die entgegengeſetzte Klippe, das Undeutſche, gemieden." — Frau v. Beulwitz hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in ſeiner Thalia gönnen. Dies, ſagte Humboldt, würde ihm unendlich ſchmeichelhaft ſein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn ſie in jedem Verſtande mit Ehren

erſcheinen könne. Er ſelbſt vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten ſehr zugeſprochen, in dieſen Verſuchen fortzufahren, iſt nicht zu bezweifeln. Dieſen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er ſicherlich andre Gründe. Humboldt ſetzte nicht blos ſolche Arbeiten fort, ſondern Schiller nahm ſelbſt einige derſelben ſpäter in die Horen und Muſenalmanache auf; ja dieſen erſten Verſuch ſogar, die Ueberſetzung von Pindars zweiter Olympiſcher Ode, gab Humboldt in dieſem Jahre noch abgeſondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden in der Berliner Monatſchrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zuſammenleben im J. 1794 ſich auch perſönlich wiedergeſehen, und ob öfter, wiſſen wir nicht beſtimmt. Vermuthen läßt es ſich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet ſcheint es in den Schlußworten dieſes erſten Briefes von Humboldt, wo er ſagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu ſehen, ſei es nun in Erfurt, oder in Rudolſtadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, ſei ihm und ſeiner Frau eine überaus frohe Ausſicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund deſſelben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unſerm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeiſter bei dem Prinzen von Würtemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu ſtudiren, und bezog im Herbſt 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philoſophie im Rechtsfache am ſchärfſten verarbeiteten; Schiller rühmte ſeinen hellen Kopf und großen Scharfſinn, und auch Humboldt intereſſirte ſich ſehr für ihn, correſpondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anſtellung dem dirigirenden Miniſter der preußiſchen Fürſtenthümer in Franken. „Wegen Gros," ſchreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg geſprochen. Er iſt noch immer der Meinung, ihn anzuſtellen.“ Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Profeſſor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in ſein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollſte Laufbahn durchſchritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des erſten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forſtern, dem er ſeit ſeinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geſchrieben, theilt er ſogleich dieſe frohe häusliche Begebenheit in den entzückteſten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau iſt vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind ſind vollkommen geſund. Das kleine Mädchen iſt ein allerliebſtes Geſchöpf, ſo groß und ſtark, wie ſelten ein Kind von ſo wenig Tagen, ſo voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die ſie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau ſtillt das Kind ſelbſt; ich, bei meiner gänzlichen Geſchäftsloſigkeit, bin ſo gut als den ganzen Tag bei ihr, und ſo kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unſrigen. Nur Sie lieber Freund, deſſen eignes Herz ſo überaus empfänglich für dieſe Freuden iſt, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich ſüß mir dieſe kleinen Beſchäftigungen ſind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner ſchon beneidenswerth glücklichen Lage geworden iſt.“

Den übrigen Theil dieſes Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach ſeiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den oben erwähnten, in der Berl. Monatſchrift abgedruckten Brief geleſen und daraus erſehen, wie ſehr Humboldt ſich mit Fragen der politiſchen Philoſophie beſchäftigt hatte. Er bat ihn daher, ſeine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegengründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Okt. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Voll Verzweiflung über die Gräuel, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen," sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu." Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in aller Weise sein Studien- und Stillleben fort. „Meine Frau," meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einſames, aber unendlich glückliches Leben.“ Dennoch war es ein Feſt für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Beſuch einſprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schickſalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er ſie drucken laſſen wollte, machte die Cenſur Schwierigkeiten: der eine Cenſor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieſer Art in den Tod Feind, war Humboldt entſchloſſen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu laſſen und wandte ſich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Göſchen aus zarter Rückſicht nicht perſönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um ſeine Vermittlung erſuchend und nur den Wunſch hinzufügend, daß der Cenſuranſtand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er ſeine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen ſeiner Abhandlung mit Intereſſe eingegangen und ſich ſelbſt jetzt mehr mit dieſen Gegenſtänden beſchäftige. Humboldten hatte dieſer ſchon einmal die Mittheilung ſeiner Anſichten darüber verſprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorſchlag, dieſe in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es ſcheint mir zu intereſſant,“ ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiſte, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieſer Materien, und alſo von ganz anderen, neuen und originelleren Geſichtspunkten ausgehend, dieſen Gegenſtand behandelte; und der Kreis Ihrer ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bietet Ihnen ſonſt nicht leicht, wenn Sie nicht Luſt hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuſpinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, ſie gelegentlich einzuweben.“

Schiller ging zwar nicht auf dieſen Vorſchlag ein, intereſſirte ſich aber ſonſt lebhaft für das Erſcheinen dieſer Schrift, bot ſeine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göſchen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Bieſter, dem er das Manuſcript des Werks ſchon früher zur Benutzung einiger Abſchnitte überſendet hatte, ſchon drei derſelben in der Berl. Monatſchrift hatte abdrucken laſſen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in ſeinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz beſcheiden hinzufügend, daß er gewiß dieſen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabſichtete er ſchon das Werk einer nochmaligen Durchſicht zu unterwerfen, ja einzelne Abſchnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächſte Zeit hatte er ſchon ganz heterogene Beſchäftigungen gewählt. Er wünſchte alſo den Druck lieber aufgeſchoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenſtand ſelbſt ſei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumſtände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entſchluß, die Herausgabe auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges ſogar ſeine Ideen durch Geſpräche erſt klarer zu machen wünſche, alles Gebundenſein in dergleichen Dingen aber gar ſo unangenehm ſei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen intereſſiren, und je günſtiger ich ſogar von meiner Arbeit urtheile, um ſo weniger könnte ich mir die Nachläſſigkeit verzeihen, ihr nicht dieſe letzte Sorgfalt gewidmet zu haben.“ Er bat daher Schillern, der ja zuerſt dieſer Meinung geweſen, das Geſchäft, ſofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erſcheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebſte. Schiller entſprach ſeinen Wünſchen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrſcheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in ſeinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenſo mit ſeinem an ſich vollendeteren Aufſatz über das Studium des Alterthums, inſonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebniſſe aller ſeiner bisherigen Forſchungen darüber zuſammengefaßt hatte. Auch dieſe Abhandlung war eigentlich nur für ihn und ſeine Freunde geſchrieben. Er theilte ſie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat ſie, ihre Gloſſen an den Rand zu ſetzen. Mit Wolf unterhielt er ſich viele Jahre über dieſen Gegenſtand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufſatz ganz mißverſtanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Noten gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komiſch fand, weil er ſich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechiſche Litteratur ein Studium für Wenige ſein und bleiben müſſe, zu denen er nicht einmal den Verfaſſer des Aufſatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreiſungen der Griechen in Humboldts Aufſatz reizten ihn zum Widerſpruch. Humboldt erkannte wieder bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſichtspunkte, die entweder an ſich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leſer fremd ſind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abſtrahirt habe ich mir wenigſtens hieraus,“ — ſchrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schickſale dieſes Aufſatzes kund

that[4]) — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht." Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber" — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin."

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

---

4) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 304—7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältniſſe. Von Bekanntſchaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem ſchwediſchen Diplomaten Guſtav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutſcher Litteratur und Wiſſenſchaft, der auch mit Gentz und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil ſeines früheren Lebens als Geſchäftsträger in Berlin zubrachte. Auch Göckingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu feſſeln vermochte.

Den Herbſt und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Gleiſe einſamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der ſeit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwiſchen aber ſeinen früh begonnenen philoſophiſchen Roman Woldemar vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und überſendete Anfang 1794 dieſes Werk, [5]) wohl mit der leiſen Andeutung des Wunſches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich beſprochen zu ſehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt ſowohl ſeine bürgerliche als ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Aſſeſſor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in dieſem Jahre als Oberbergmeiſter in den vor kurzem erſt Preußen zugefallenen fränkiſchen Fürſtenthümern nach Bayreuth verſetzt, wo er das Bergweſen wie neu aufzurichten hatte. Dieſe Fürſtenthümer leitete damals der nachher ſo berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminiſter. Schon 1794 begleitete Alexander dieſen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatiſchen Geſchäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußiſchen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht überſehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenſtellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unſer Humboldt einſt noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforſcher erhob ſich ſchon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er ſich auf Reiſen in die Alpenländer, Schleſien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für ſeinen höheren Beruf vor. [6])

Als nun W. v. Humboldt ſich ſchon mehrere Jahre faſt nur mit dem Alterthum beſchäftigt hatte und er das Hauptziel dieſer Studien erreicht ſah, regte ſich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauſchen und wußte ſich in dieſem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu ſuchen, als den mit Schiller, deſſen Forſchungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigſte anzogen. Dieſem Intereſſe zu Lieb begab er ſich im Frühjahr 1794 mit ſeiner Familie nach Jena, um daſelbſt längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieſes innre Bedürfniß aber und das Intereſſe für Schiller verſchaffte Humboldten die Gelegenheit, ſich zugleich Verdienſte zu erwerben, an die er ſelbſt gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünſtigenden Umſtände abgerechnet, das natürliche Ergebniß ſeines für alles Höchſte in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft erweckten Sinnes ſo wie ſeines vorausgegangenen Strebens nach einer ſo auserleſenen und umfaſſenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächſt an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

6) Freiesleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).[1]) II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

1) Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Biester. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

ſtücken trägt das wichtigſte die Aufſchrift: „Wie weit darf ſich die Sorgfalt des Staats um das Wohl ſeiner Bürger erſtrecken?“ Aber auch dieſer Abſchnitt iſt nicht vollſtändig, ſondern nur ſeinem bedeutendſten Theile nach gedruckt worden.[2]) Außer dieſem kamen drei kleinere Abſchnitte des Werks an's Licht: der 5te „Ueber die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde“[3]) — der 6te: „Ueber öffentliche Staatserziehung“[4]) — und der 8te: „Ueber die Sittenverbeſſerung durch Anſtalten des Staats.“[5]) — Nur Nro. I. erſchien anonym, die Bruchſtücke aus Nro. II. mit dem Namen des Verfaſſers.

„Ich beſchäftige mich,“ ſagt Humboldt in obigem Schreiben vom Auguſt 1791, „in meiner Einſamkeit mehr mit politiſchen Ideen, als ich es je bei den häufigen Veranlaſſungen dazu, die das geſchäftliche Leben darbietet, gethan habe. Ich leſe die politiſchen Zeitungen regelmäßiger, als ſonſt; und ob ich gleich nicht ſagen kann, daß ſie ein großes Intereſſe in mir erwecken, ſo reizen mich doch am meiſten die franzöſiſchen Angelegenheiten. Es fällt mir dabei alles Kluge und Einfältige ein, was ich ſeit zwei Jahren darüber gehört habe; und am Ende komme ich gewöhnlich auf Sie, lieber *, und den lebhaften Antheil, den Sie an dieſen Gegenſtänden nahmen, zurück.“ Sein Urtheil über dieſe, ſagt

---

2) In Schiller's Neuer Thalia, 1792. H. 5. S. 131–69. Jetzt in den Werken, B. II. S. 242–63. Die in der Thalia am Schluß verſprochene Fortſetzung erſchien nie, vermuthlich, weil Humboldt damals entſchloſſen war, das Ganze von neuem zu überarbeiten, von Schiller's Zeitſchrift aber auch nur einige Hefte weiter erſchienen.

3) In der Berl. Monatſchrift, 1792, Okt., S. 346–54. Jetzt in den geſ. Werken, Th. I. S. 312–17.

4) Ebendaſelbſt, December, S. 597.–606. (Humboldt's Geſ. Werke I. S. 336–42.)

5) Ebendaſelbſt, November. S. 419.–44. (Humboldt's Werke, I. 318–35.)

er ferner, ſtimme dann mit keinem andern geradezu überein; der Freund würde es vielleicht ſogar pavador finden, aber er werde wenigſtens Conſequenz und Zuſammenhang mit ſeinen übrigen Anſichten nicht vermiſſen. „Was ich am häufigſten, und, ich kann es nicht leugnen, mit dem meiſten Intereſſe über die Nationalverſammlung und ihre Geſetzgebung hörte, war Tadel; nur leider ein Tadel, für den die Abfertigung immer ſo nahe lag. Bald Mangel an Sachkenntniß, bald Vorurtheil, bald ein kleingeiſtiger Schauder vor allem Neuen und Ungewöhnlichen, und wer weiß was noch für leicht zu widerlegende Irrthümer; — und hielt einmal ein Tadel jede Widerlegung aus, ſo blieb doch immer der leidige Entſchuldigungsgrund, daß 1200 auch weiſe Menſchen immer nur Menſchen ſind.“

Mit der Beurtheilung einzelner Anordnungen, meint Humboldt, komme man alſo ſchwerlich ins Reine. Dagegen gebe es eine allgemein anerkannte Thatſache, die ſchlechterdings alle Data zur gründlichen Prüfung des Unternehmens vollſtändig enthalte. Die conſtituirende Nationalverſammlung habe es nämlich unternommen, ein völlig neues Staatsgebäude nach bloßen Grundſätzen der Vernunft aufzuführen. „Nun aber kann keine Staatsverfaſſung gelingen, welche die Vernunft (vorausgeſetzt, daß ſie ungehinderte Macht habe, ihren Entwürfen Wirklichkeit zu geben) nach einem angelegten Plane gleichſam von vornher gründet; nur eine ſolche kann gedeihen, welche aus dem Kampfe des mächtigeren Zufalls mit der entgegenſtrebenden Vernunft hervorgeht.“ Dieſer Satz ſei ihm ſo evident, daß er ihn gern auf jedes praktiſche Unternehmen überhaupt ausdehne.

Er laſſe, fährt er fort, den Entwurf der Nationalverſammlung zu einer Geſetzgebung zuvörderſt für den Entwurf der Vernunft ſelbſt gelten; wolle auch vorausſetzen, daß die Geſetzgeber dabei den wirklichen Zuſtand Frankreichs

auf das anſchaulichſte vor Augen gehabt, und die Grundſätze der Vernunft dieſem Zuſtande ſo viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeſchadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübſal des jetzt lebenden Geſchlechts, da, was letztere anlangt, erſt der Erfolg zeigen müſſe, ob nicht feſt gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch ſage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn ſelbſt ausführbare Staatsverfaſſung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zuſtände, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen ſollten, ſeien völlig entgegengeſetzt. Wo iſt nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut ſich Erfindungskraft und Geſchicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unſer Wiſſen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenſtänden der Erfahrung, unvollſtändigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen wiſſen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders iſt es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken ſtrebt. Aus der ganzen individuellen Beſchaffenheit der Gegenwart — denn dieſe von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzuſetzen bemüht iſt, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenſtande ſelbſt noch, auf den ſie angelegt ſind, Form und Modifikation. So können ſie Dauer gewinnen, ſo Nutzen ſtiften. — Auf jene Weiſe, wenn ſie auch ausgeführt werden, bleiben ſie ewig unfruchtbar. Was im Menſchen gedeihen ſoll, muß aus ſeinem Innern entſpringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was iſt ein Staat, als eine Summe

menſchlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich ſtarke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher ſchon auf die Zukunft vorbereitet ſein. Darum wirkt der Zufall ſo mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an ſich. Wo dieſe ihr noch fremd iſt, da iſt alles todt und kalt. So, wo Abſicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Dieſe Kraft ruht allein im Weſen der Dinge: dieſe wirken; die wahrhaft weiſe Vernunft reizt ſie nur zur Thätigkeit, und ſucht ſie zu lenken. Hierbei bleibt ſie beſcheiden ſtehen. Staatsverfaſſungen laſſen ſich nicht auf Menſchen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da iſt's, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erſte Mittagsſonne verſengt ſie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die franzöſiſche Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengeſetzten Zuſtand doch hinlänglich vorbereitet ſei, die neue Staatsverfaſſung aufzunehmen? Dieß verneint er aber ſchlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundſätzen der Vernunft ſyſtematiſch entworfene Staatsverfaſſung kann nie eine Nation reif genug ſein." Hier verläßt Humboldt anſcheinend die politiſche Eröterung, indem er ſich zu einer anthropologiſchen wendet. Dieſe iſt aber, genau beſehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgeſtellten, und leitet auch alsbald auf die politiſche Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn ſie aber auf der einen Seite nur durch das vielſeitigſte Wirken befriedigt wird, ſo iſt auf der andern das Loos der Menſchheit Einſeitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieſer Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein beſtimmter Charakter hervor. Dieſer iſt herrſchend für eine gewiſſe Zeit. Wie der Menſch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, ſo erreicht er dies doch nie vollſtändig: und was er der Einſeitigkeit abgewinnt, verliert er an Kraft. Wer ſich auf mehrere Gegenſtände verbreitet, wirkt ſchwächer auf alle. So ſtehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weiſe verfolgt keine ganz; jede iſt ihm zu lieb, ſie ganz der andern zu opfern. — Ebenſo ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weiſe Geſetzgeber, unter welchem hier der Verfaſſer durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweiſen verſteht? Er ſtudirt die gegenwärtige Richtung. Dann, je nachdem er ſie findet, befördert er ſie, oder ſtrebt ihr entgegen. So erhält ſie eine andere Modifikation und dieſe wieder eine andere, und ſofort. In dieſer Weiſe begnügt er ſich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entſtehen, wenn ſie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn ſie nicht mehr genügſam Eine Trefflichkeit verfolgen, ſondern zu gleicher Zeit nach allen ringen ſoll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich hiſtoriſch, durch einen Blick auf die Geſchichte der Staatsverfaſſungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfaſſung, ſagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbteſten immer einen oder den andern entdecken. Zuerſt betrachtet er die Entſtehung der

Herrſchaft und ihre Abſchüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwickelung bei ihnen nahm, auch der menſchlichen Natur völlig angemeſſen. Nationen, wie einzelne Menſchen, vermögen außer ſich zu wirken, und ſich in ſich zu bilden. Bei dem erſtern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derſelben an; bei dem letztern auf Selbſtthätigkeit. Daher iſt zu dieſem Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erſt mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieſer Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus dieſem überläßt uns Humboldt ſelbſt hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrſchern ſo viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich iſt, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Exiſtenz blos zu ſtellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, ſchon der Selbſterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt alſo für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbſtthätigkeit der Einzelnen. Für dieſe abſonderlich, weil die Verfaſſung des Ganzen ſich auch nur langſam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erſt wieder aufſteigen müſſen, zugleich die weſentlichſte Bedingung jedes allgemeineren Fortſchrittes iſt.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günſtigen Lichte ſieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieſer Zeit, „da die tiefſte Barbarei alles überdeckte,“ vermochte nur der Kampf der Herrſchſüchtigen unter einander einen Reſt von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Anderen waren. So konnten im Lehnsſyſtem

die ärgſte Sklaverei und ausgelaſſene Freiheit unmittelbar neben einander exiſtiren. Endlich ſchuf die Eiferſucht der Regenten auf die Macht der Vaſallen dieſen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß dieſe wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Abſichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verſchaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Abſichten nicht mehr, wie ſonſt, unmittelbar durch die phyſiſchen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die perſönliche Sklaverei entſtand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun alſo dahin, von der Nation ſo viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Induſtrie eröffnet werden; dieſen am beſten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Koſten zu vermindern, welche die Hebung ſelbſt verurſachte. Hierauf gründen ſich eigentlich alle unſere heutigen politiſchen Syſteme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, alſo im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlſtand der Nation beabſichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieſes Wohlſtandes, einen höheren Grad der Freiheit zugeſtand; ſo kehrten gutmüthige Menſchen, vorzüglich Schriftſteller, die Sache um: nannten jenen Wohlſtand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam dieſe Idee auch wohl in den Kopf eines Fürſten; und ſo entſtand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt."

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an ſich, der Menſchheit ein unſchätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geſchichte. Der Gang des Menſchenlebens überhaupt iſt das treffendſte Beiſpiel. In jeder Epoche deſſelben, von der Kindheit bis zum Greiſenalter, iſt eine Art des Daſeins Hauptfigur in dem Gemälde, indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Menſch exiſtirt in jeder Periode ganz; aber in jeder ſchimmert nur Ein Funken ſeines Weſens hell und leuchtend; in den andern iſt's der matte Schein, bald des ſchon halb verloſchnen, bald des erſt künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erſchöpft, ſelbſt in der Folge aller Zuſtände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geſchlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verſchiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus dieſem allem?" ſchließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zuſtand der Menſchen und der Dinge an ſich Aufmerkſamkeit verdient, ſondern nur im Zuſammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Daſein; daß die Reſultate an ſich nichts ſind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entſpringen."

Wer mit ſolchem Blicke die Menſchheit und die Geſchichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeiſtig davor zurückſchaudern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieſer Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortſchritt des Ganzen nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, alſo durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen ſei. Wir ſind

nun aber um so begieriger, Humboldt's eigne politische Ansicht und Richtung, wie er sie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats" niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchstücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie diese Abhandlung entstand. In dem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies schöpften, hat Humboldt diesem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth ist, weil sie den politischen Grundgedanken wie vor unsern Augen entstehen läßt und ihn zugleich in seiner ganzen Schärfe zusammenfaßt. Von dieser Seite ersetzt sie uns gleichsam die Abhandlung selbst. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieser die Ausführung des eigentlich politischen Theiles, so weit sie vorhanden ist, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entspricht und auf keinen Fall den Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpft. Humboldt fühlte diesen Mangel wohl, und beschloß den Rest ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein großer Verlust, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchstücken nicht den andern Theil, die anthropologische Grundlage, die eben so tief gedacht, als trefflich durchgeführt ist, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forster nicht noch einigermaßen schadlos hielte.

„Ich habe," schrieb er an Forster, — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein

theoretiſch in ihrem ganzen Umfange abgeſchnitten. Ich glaubte alſo auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raiſonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menſchen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menſchen, was eigentlich ſeiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchſte und proportionirlichſte Ausbildung aller menſchlichen Kräfte zu einem Ganzen iſt daher das Ziel geweſen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Geſichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich dieſe innere Kraft des Menſchen es allein iſt, um die es ſich zu leben verlohnt, daß ſie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, ſondern auch der einzige Stoff alles wahren Genuſſes iſt, und daß daher alle Reſultate ihr allemal untergeordnet bleiben müſſen. Auf der andern Seite iſt es aber auch eben ſo wahr, daß in der Wirklichkeit und faſt überall, wo auf den Menſchen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Geſetzgebung, im Umgange, faſt nur die Reſultate beachtet werden, wovon ſich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft ſelbſt große Sorgfalt auf die Reſultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Deſto mehr alſo muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung ſo leicht das letzte Ziel ſcheint, wieder an ſeine rechte Stelle ſetzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menſchen, in ein helles Licht zu ſtellen verſuchen. Wenn alſo die Staatskunſt ſich meiſtens dahin beſchränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu ſagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, ſo muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich dieſe Dinge ſehr ſchön und wünſchens-

werth ſind, daß ſie aber von ſelbſt entſtehen, wenn man die Kraft und Energie der Menſchen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man ſie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um deſſen willen ſie ſelbſt nur wünſchenswerth ſind, indem wenigſtens in vielen Fällen ein Land freilich ſchneller bevölkert, wohlhabend, ja ſogar in gewiſſem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles ſelbſt thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn ſie dieſelben den freilich langſameren, aber auch ſicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statiſtik aufzählt, wie viel Menſchen, welche Produkte, welche Mittel, ſie zu verarbeiten, welche Wege, ſie auszuführen u. ſ. ſ. ein Land hat; ſo muß die reine Theorie ſie anweiſen, daß man darum nur den Menſchen und ſeinen eigentlichen Zuſtand faſt um noch nichts beſſer kennt, und daß ſie alſo das Verhältniß aller dieſer Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von dieſem Geſichtspunkte aus, ſo konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünſtigung der höchſten Freiheit und der Entſtehung der mannigfaltigſten Situationen für den Menſchen kommen, und ſo ſchien mir die vortheilhafteſte Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch ſo viele Bande als möglich mit ſeinen Mitbürgern verſchlungen, aber durch ſo wenige als möglich von der Regierung gefeſſelt wäre. Denn der iſolirte Menſch vermag ſich eben ſo wenig zu bilden, als der in ſeiner Freiheit gewaltſam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirkſamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirkſamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verſchaffung ſolcher nothwendigen Dinge ankommt, welche dieſe allein und durch ſich ſich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet ſich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung ſelbſt, oder die von ihr vorhandenen Bruchſtücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, ſo finden wir, daß ſie unverkennbar aus zwei Theilen beſteht, einem fundamentalen — und dieſer iſt uns faſt ganz erhalten, und einem ſpeciell politiſchen, der ungleich fragmentariſcher vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgeſprochen iſt. Den erſtern Theil bezeichnete ich ſchon oben als den viel ausgearbeitetern, und er iſt außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politiſchen herabſetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in dieſem fundamentalen Theile entwickelt, war das Geſammtergebniß ſeiner bisherigen Forſchungen, der Kern ſeiner Lebens- und Menſchenbetrachtung, der Ausdruck ſeiner ganzen Richtung. Es ſind die Grundzüge einer praktiſchen Philoſophie, die, in Kant's Schule erwachſen, durch tiefere Erforſchung der menſchlichen Natur die Schranken des Syſtems durchbrach — einer ſpekulativen Geiſtesrichtung, welche, nach unſerer Anſicht, ihre wiſſenſchaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die ſyſtematiſche Philoſophie hat inzwiſchen andre Bahnen betreten — und ſie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forſcher über den Menſchen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf dieſem Wege einzelne Wiſſenſchaften aufs Tüchtigſte fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, beſonders aus jüngſter Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philoſophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wiſſenſchaft ſelbſt nicht in dem Grade gelungen iſt, hat durch Schiller, der faſt um dieſelbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einſchlug und dieſe nicht blos als Denker, ſondern auch als Dichter in

ſeinen Werken ausprägte, im Leben ſelbſt und in der Nation eine deſto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, ſo ſehr ſie in einzelnen Anſichten wieder entfernt ſein mochten, ſo verſchieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geiſtige Welt und die Nation ſein mußte, ſtehen in dieſer Hauptrichtung als deren Gründer und gleichſtrebende Genoſſen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philoſophie der Kunſt geleiſtet haben, ſo erkennen wir in dieſen, faſt gleichzeitigen Beſtrebungen eine ſeltne Gemeinſamkeit — der Richtung ſowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete ſich ihr Denken auf die überraſchendſte Art. Daß Kant ihr gemeinſamer Führer geweſen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieſes Meiſters ſo gleichlaufend fortzuſchreiten und die Schranken ſeiner Anſicht ſo unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtſchaft der Naturen. Auf dieſe gründete ſich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieſer Beiden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerſt eingeſchlagen. Vom früheſten Auftreten an finden wir ſie bei Beiden wenigſtens ſchon im Keime vorhanden: ſie arbeitet ſich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch ſo ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erſcheint ſie uns zuerſt in dieſen Humboldt'ſchen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um dieſe Zeit noch im innern Kampf mit dem kritiſchen Syſteme begriffen; erſt in den ſeit 1793 erſchienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufſätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbeſitze dieſer eigenthümlichen, die Schranken des Syſtems wieder durchbrechenden Anſicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienſt,

dieſer Anſchauungsweiſe einen ſo ausgebreiteten Einfluß verſchafft zu haben, während Humboldt, dem dieſer apoſtoliſche Trieb fern lag, zunächſt nur auf einen engeren Kreis erwählter Geiſter und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarſten ohne Zweifel auf Schiller ſelbſt, der ihm dafür den Genuß gewährte, dieſe gemeinſchaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darſtellungskraft geſchmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu ſehen. — Nur ein großer Zeitgenoſſe mußte ſich noch mit dieſen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutſcher Weltbetrachtung in ſeltnem Bunde vereinigt daſtehen ſollte, nämlich Göthe, der auf ſeinem Pfade, inſtinktmäßig und in ſinniger Natur-, Welt- und Kunſtbetrachtung, zu ähnlichen Grundanſichten gelangt war, ſie jedoch zugleich von ſeinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle ſeiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier beſprechen, hat, ſo will uns ſcheinen, nicht die Geſtalt empfangen, die die ihr angemeſſenſte und zugleich die wirkſamſte geweſen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil ſie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politiſche hätte angelegt werden ſollen. In dieſem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünſtig geweſen ſein. Hätte der Verfaſſer ſich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, ſo würde dieſer ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in ſeine Thalia gerade einen ſolchen Abſchnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweiſe zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rückſicht vollendet daſtünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wiſſenſchaft hätte erlangen müſſen. Dieſes Werk würde die Aufſchrift erheiſcht haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menſchen, und den zuläſſigen Mitteln, ſie zu

erzielen." Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und deſſen Aufgabe als integrirenden Theil berührt, auch ſo hätte er dieſe auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieſer praktiſch vielleicht wichtigſte, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beilaufende Geſichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptſache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieſer noch der politiſche Theil hat bei dieſer Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim erſten Entſtehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfaſſer, nach dieſem vorwiegend politiſchen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben ſich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den weſentlichſten Verluſt zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philoſophiſchen Theil dieſer Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von ſeinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorſchreiten ſahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältniſſe ausgebreitet vor ſeinen Augen liegt. Der Menſch als Individuum iſt und bleibt ſein Geſichtspunkt — alle Anſtalten der Geſellſchaft erſcheinen ihm nur als Mittel, jenen ſeiner Natur und Beſtimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menſchen zu einem Ganzen, ohne Verluſt ſeiner erſten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt ſeine Betrachtung an, damit endet ſie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'ſchen Moral, ohne darüber die erhabene Anſicht von der menſchlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die ſinnliche Natur in ihrer Selbſtberechtigung und ihrem Verhältniß zu unſerm geiſtigen und moraliſchen Weſen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwiſchen dem Sinnlichen und Ideellen ſah er, mit einer Klarheit wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, nicht nur die Aufgabe dieſer Zeit, ſondern die Ære, um die alles Forſchen und Philoſophiren ſich in ſeiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Unſinnlichkeit," ſagt er einmal in dieſer Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unſerm Auge verſagt iſt, dieſes Band zu ſehen, ſo ahnet es unſer Gefühl. Dieſer zwiefachen Natur der ſichtbaren und unſichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieſer und dem Gefühl der gleichſam ſüßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Weſen des Menſchen entſprungene, conſequente, philoſophiſche Syſteme; ſo wie eben daraus auch die ſinnloſeſten Schwärmereien entſtehen. Ewiges Streben, beide dergeſtalt zu vereinen, daß jede ſo wenig als möglich der andern raube, ſchien mir immer das wahre Ziel des menſchlichen Weiſen. Unverkennbar iſt überall dies äſthetiſche Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geiſtigen und das Geiſtige belebendes Princip der Sinnenwelt iſt. Das ewige Studium dieſer Phyſiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menſchen." (Geſ. W. I. 324—5) — Nämlich des forſchenden und intellektuellen Menſchen, den Humboldt aber ohne den ſchaffenden und moraliſchen nicht denken kann. Auch in dieſen Anſchauungen tritt der Gegenſatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefſten Idealiſche, zum Denken, Betrachten und Genießen Geſchaffne erweitert die Grenzen ſeiner Natur und ſtellt unmittelbar daneben ein ſinnenkräftiges und werkthätiges Leben als unerläßliche Forderung zur Vollendung des Menſchen auf. Unter den ſinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energiſch wirkenden über alle empor; ſie ſind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unſichtbaren am nächſten rücken, durch die wir mit dieſem Urweſen in einer oft überraſchende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anſcheinend alleinherrſchender Richtung auf Intellektualität neben einer ſo hohen Bildung und ſolcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Geſinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur ſo oft begleiten! Und doch iſt dies keineswegs ſo. In ihm war ächte Naturkraft; die geiſtige Anlage wurde durch den Verſtand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht blos Geiſt, ſondern auch Charakter. Daher finden wir ſeine Geſinnung wie ſeine Denkart, ſo oft es am Ort iſt, wirklich tapfer. Hier iſt nicht von einer blos intellektuellen oder äſthetiſchen Bildung die Rede. Dem Geſchmack, ſagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die ſich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — ſondern er hält auch die Ideen der heroiſchen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimäriſch, ſondern für unentbehrliche Reizmittel unſeres geiſtig ſinnlichen Weſens. Daher er ſelbſt den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menſchheitsbildung anſieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wiſſen will. Man ſolle ihn ja nicht künſtlich beſeitigen. Wenn die Menſchen und Nationen ſich nur frei regen können, werden auch ihre urſprünglichen Leidenſchaften auftauchen, und es wird Krieg von ſelbſt entſtehen. Und entſteht er nicht, nun! ſo iſt man wenigſtens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künſtliche Lähmung hervorgebracht iſt. Denken wir ein Fortſchreiten von Generation zu Generation, ſo müſſen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern ſein. „Aber dann iſt der Frieden aus den inneren Kräften der Weſen hervorgegangen; dann ſind die Menſchen, und zwar die

freien Menſchen, friedlich geworden. Jetzt — das beweiſt Ein Jahr europäiſcher Geſchichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menſchlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichſam unendlichen Wirkſamkeit ſtrebend, wenn ſie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen ſich. Welche Geſtalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man ſonſt nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab." (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die ſich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während ſie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüſtung ihre Beherrſcher an der Zerſtücklung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen ſieht — eine ſolche Verfeinerung, wie ſie zum Theil noch heute Europa beherrſcht, konnte Humboldt nicht für ächt und geſund halten. Aechte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unſerer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müſſen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menſchen zu erlangen oder zu erhalten ſuchen.

Doch nicht allein in die ſinnliche, geiſtige Natur unſeres Weſens und unſerer Beſtimmung ſchärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der ſie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unſere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu ſtärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erſte und unerläßliche Bedingung. Der nächſte Zweck dieſer Freiheit iſt die Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entſpringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

ſo ſehr als Einförmigkeit der Verhältniſſe oder das, was eine ſolche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zuſtand für den Menſchen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundenſten Freiheit genießt, ſich aus ſich ſelbſt ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieſer Satz führt ſofort zu den Verhältniſſen der Geſellſchaft und zur Staatseinrichtung ſelbſt.

Wir können und wollen hier dem Verfaſſer in ſeiner Auffaſſung des menſchlichen Weſens nicht in alles Einzelne folgen, ſondern wünſchen vielmehr den Leſer auf die vorhandenen Abſchnitte jenes Werkes ſelbſt hinzuführen, die ein Studium jedes ſtrebenden Geiſtes zu ſein verdienen.[6]) Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geiſtigen und Sinnlichen im Menſchen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, ſondern durch Veredlung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in ſeine Schranken gewieſen ſehen. „Wo die ſinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenſchaften ſchweigen, ehe noch Cultur ſie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da iſt auch alle Kraft erſtorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie ſind es gleichſam, welche wenigſtens zuerſt der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerſt zu einer eignen Thätigkeit anſpornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieſelbe: unbefriedigt, machen ſie thätig, zu Anlegung von Planen erfindſam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern ſie ein leichtes, ungehindertes Ideenſpiel. Ueberhaupt bringen

---

6) Leider ſind in den Humboldt'ſchen Werken die einzelnen Stücke dieſer Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfaſſer ſelbſt in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieſer Aufſätze müſſen wir ſogar erſt in der Mitte eines andern Bandes aufſuchen.

ſie alle Vorſtellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ausſichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verſchiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organiſation, und dieſe wieder — auf eine Weiſe, die uns freilich nur in den Reſultaten ſichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt.“ (I. 319—20.) Die ſinnliche Kraft iſt demnach die Vorausſetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung bilden will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unſers Weſens. In dem ächten Menſchen aber müſſen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen ſein. — Die intereſſanteſten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verſchiednen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebensſituationen ſpricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geſchlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten geſellſchaftlichen Anſtalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit beſondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geſchlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß ſie dem Ideale der Menſchheit *näher* ſtehe, wenn ſie es auch in der Wirklichkeit *ſeltener* erreiche, vielleicht, weil es überall ſchwerer ſei, den unmittelbaren, ſteilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf dieſe Unterſuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er ſie ſpäter beſonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was ſonſt zur Ausbildung der Menſchlichkeit wirkt, vor allem die Kunſt und Wiſſenſchaft, zieht er, wie man ſich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer urſprünglich politiſchen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er ſelbſt recht wohl fühlte,[7]) faſt befremdende Weiſe. Er thut es aber abſichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über dieſe Dinge geſchrieben worden ſei, dieſe aber von ſelbſt zu einer ähnlichen Behandlung einluden. Da begegnen wir den reichhaltigſten Andeutungen über die Wirkung der verſchiedenen Künſte, wie der Kunſt überhaupt. Die Poeſie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunſt", ſagt er, „iſt auf der einen Seite die vollkommenſte aller ſchönen Künſte, aber auf der andern Seite auch die ſchwächſte. Indem ſie den Gegenſtand weniger lebhaft darſtellt, als die Malerei und die Plaſtik, ſpricht ſie die Empfindung weniger eindringend an, als der Geſang und die Muſik. Allein, freilich vergißt man dieſen Mangel leicht, da ſie — jene vorher bemerkte Vielſeitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menſchen gleichſam am nächſten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichteſten Hülle bekleidet." (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weiſe erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunſt die Forderung ſtellt, daß ſie unſere Natur von allen Seiten bilde, insgeſammt alſo auf den ganzen Menſchen wirke. Wodurch aber vermag ſie dies zu erreichen, als durch den verſchiedenen Charakter der Künſtler? Die Kunſt, ſagt er, ſoll den Menſchen auf zweierlei Weiſe ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt beſonders auf das moraliſche Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieſes auf den Geſchmack. Doch nur von der Kunſt überhaupt, nicht von dem einzelnen Künſtler oder Kunſtwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne iſt auch für ſich eine Macht. Der Geſchmack, den dieſes entwickelt, iſt es allein, der alle Töne

7) Geſ. Werke, I. 324. 330.

des vollgeſtimmten Weſens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unſre, auch blos geiſtige, Empfindungen und Neigungen ſo etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da iſt die ſinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben ſelbſt wiſſenſchaftliche Unterſuchungen vielleicht Scharfſinn und Tiefſinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt ſind ohne ihn die Tiefen des Geiſtes, wie die Schätze des Wiſſens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moraliſchen Willens ſelbſt rauh, und ohne erwärmende Segenskraft." (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, ſind auch die Schriftſteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So ſtellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philoſophen ſpricht, zuerſt den Satz auf, daß ſie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geiſtes, und eine Anſtrengung der vereinten, menſchlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn ſofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philoſoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen deſſelben Maßes und derſelben Bildung der Geiſteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beſchäftigung ſind verſchieden. Selbſt ein gewiſſer Grad von Phantaſie und äſthetiſcher Cultur gehöre nothwendig zum Philoſophen. Auch um den ruhigſten Denker zu bilden, ſei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantaſie ihm oft um die Seele geſpielt habe. — Dann citirt er Rouſſeau und zwar den Emil, und einige ſehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Taſſo und die Metamorphoſe der Pflanze. Dies iſt das erſte Zeichen, das uns beweiſt, wie ſehr ſich Humboldt, auch vor der Zeit des perſönlichen Umgangs, für unſern größten Dichter intereſſirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchſtens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erſt, wo der politiſche Theil anhebt, d. h. die Unterſuchung über die Zuläſſigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menſchen zu wirken. Den Kern ſeiner Anſicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forſter geleſen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit ſeiner Anſchauungsweiſe in ein grelleres Licht; hier erſt fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und ſeine Ideenwelt im Tiefſten beherrſcht, nicht allein von Schiller, dem er ſo nahe ſtand, ſondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenoſſen abgeht. Wir wiſſen, wie außer Schillern, ſich beſonders Herder, ſelbſt Göthe, doch dieſer nie ausſchließlich, für das Leben in der Gattung begeiſterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrſchend. Auch er fordert von dem Menſchen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte ſich gegen einander und an dem Ganzen erproben müſſen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm konnte der Zuſtand der Gattung oder großer Gemeinſchaften der Menſchen nicht gleichgültig ſein, aber nie ſah er in ihm den letzten und abſoluten Zweck und in keiner Hinſicht will er dem Ganzen oder deſſen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchſten Anſprüche des Individuums und deſſen Freiheit opfern. Dieſes in der neueren Menſchheitsentwicklung nur zu ſehr wieder hintangeſetzte Princip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung chriſtlicher Weltanſicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf dieſe, in ſeiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder ſpäterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktiſchen Philoſophie. Nach unſerem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis ſeines „von der Gegenwart nicht beſchränkten Sinnes,“ ſondern auch die fruchtbarſten Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menſchheit unentbehrlichen Richtung der Denkweiſe und Spekulation hinterlaſſen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigſtens in dieſer Abhandlung, jene Anſicht ausſprach, gar keine Einſchränkung wünſchen laſſe! Wir glauben vielmehr, daß ſie dieſe nothwendig erheiſcht, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier iſt aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Vergleich mit der entgegengeſetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, faſt nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, ſich jene Afterrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, ſondern mit ihm das Princip ſelbſt in ſeiner Reinheit ergriffen und ſeiner vollen Anwendbarkeit verſichert werde. Humboldt ſtellt den Menſchen in ſeiner Würde dar, — aber zu wenig in ſeiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterſtützung. Er betrachtet die Menſchen, ich möchte ſagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verſchiedenheit des Grades derſelben. Er ſieht zu ſehr darüber hinweg, daß die Durchſchnittsbildung der Menſchen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit ſie die geiſtigeren wie die roheren Brüder an ſich kettet — ein Band, das an ſich oder vom Staate zu ſeinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendſten Sklaverei wird. Exiſtirt aber dieſes Band d. h. die Sitte in unſerm Sinne, einmal, ſo werden dieſelben Menſchen, die es ſtifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere geſetzliche Sicherung dafür verlangen, und ſo oft es auch wünſchenswerth erſcheinen mag, wird es doch unthunlich ſein, dieſes, aller-

dings unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demſelben Grund der großen Verſchiedenheit unter ſich hat die Menſchheit das inſtinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate *mehr* als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatiſche Bedrängniß oder ein gewiſſes, meiſt durch ungückliche Schickſale geſteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieſes Bedürfniß wirklich oder ſcheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaſchen, und zuletzt eine Bevormundung entſtehen, die Niemand wollen und wünſchen konnte. In dieſer doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelaſſenſten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menſchheit neuerer Zeit. Er forſchte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengeſetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menſchlicher Entwicklung gefährdet werden ſoll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menſchheit und der Nationalitäten angemeſſenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er durch ſein tiefes Studium der alten Welt zu dieſem Aeußerſten geführt wurde. Sein Geiſt mußte der Menſchheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünſchen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchſchauend, womit die für uns nothwendig gewordnen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die dieſe Gefahr vermehren, und die ohnedies beſchränktere äußere Sphäre des Menſchen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weiſe verengern. — Es iſt ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat; in dieſem Sinne kann man ſeine Politik eine antike nennen,

ob ſie ſchon im Grunde die allermoderuſte iſt. Er ſelbſt fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanſtalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft ſich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfaſſungen würde bald zeigen, wie unpaſſend dieſe Vergleichungen ſind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anſtalten dieſer Art waren Stützen der freien Verfaſſung, welche den Bürger mit einem Enthuſiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einſchränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder ſchädlich werden ließ. Dann genoſſen ſie auch übrigens einer größereren Freiheit als wir; und was ſie aufopferten, opferten ſie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unſern meiſtentheils [und in ihrem Fundament faſt durchweg nothwendig] monarchiſchen Staaten iſt das Alles ganz anders. Was die Alten von moraliſchen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengeſetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiſte, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Geſetzgebers hält, blos ſchon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Geſetzes bedürfende Volksſitte. Die Uebereinſtimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meiſten uncultivirten Nationen hat ſchon Ferguſon meiſterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt ſich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich ſteht, dünkt mich, das Menſchengeſchlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es ſich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor ſchwingen kann; und daher ſind alle Einrichtungen, welche dieſe Ausbildung hindern, und die Menſchen mehr in Maſſen zuſammendrängen, jetzt ſchädlicher als ehemals.“ (I. 336—337).

Man kann dieſen Worten völlig beiſtimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, ſchlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politiſchen Theile nicht in alle ſeine Einzelnheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf *poſitive* Zwecke gerichtete Wirkſamkeit des Staats, denn wo dieſer auf den Charakter der Nation zu influiren ſuche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünſchen ſei. Denn der Staat achte nur auf die Reſultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menſchen. Deshalb liegt alle beſondere Aufſicht deſſelben auf Erziehung, Religionsanſtalten, Luxusgeſetze ꝛc., nach Humboldt's Anſicht, ganz außerhalb der Schranken ſeiner Thätigkeit. Auch ſei die Gefahr des Sittenverderbniſſes gar nicht ſo groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlaſſe, und dennoch behauptet er, daß, je müſſiger, ſo zu ſagen, der Staat ſei, auch die Zahl der letzteren geringer ſein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlaſſen, und welche ſie verhüten; die Zahl der erſtern würde allemal größer ſein.“ (I. 334.) — Eben ſo erklärt er ſich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Menſch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweiſt — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfaſſung des Staates verändere. Darum ſei es ganz verkehrt, den Menſchen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß,“ ſagt er, „iſt es wohlthätig, wenn die Verhältniſſe des Menſchen und des Bürgers ſo viel als möglich zuſammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben." Daher muß, nach seiner Meinung, die freieste, sowenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfassung des Staats möge sich dann gleichsam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menschen die Energie — die sogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während sie da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, sich fast nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form." Wolle man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so sei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch sei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht so schwierig, als man meine. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwen-

diger gemeinſchaftlicher Erziehung fehlen." (I. 341.) Nachläſſigen Eltern könne man Vormünder ſetzen, dürftige unterſtützen. — Nirgends giebt der Verfaſſer eine Einmiſchung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geſchlechtsverbindung, wie feſt oder locker es zu knüpfen ſei, ſolle kein Geſetz beſtimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, ſondern überhaupt von der Ehe ſeine ganze Wirkſamkeit entfernen, und „dieſelbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, ſowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlaſſen. (II. 262—3). Die Beſorgniß, dadurch alle Familienverhältniſſe zu ſtören, würde ihn, ſagt er, — von Lokalumſtänden abgeſehen — nicht abſchrecken. „Denn nicht ſelten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Geſetz löſt, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs iſt einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entſprechen der Abſicht ſchlechterdings nicht." (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menſchheit anſieht, wurde ſchon erwähnt. Dennoch iſt er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die ſtehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegführung, die, was der Krieg entwickeln ſolle, den perſönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten laſſe und ſomit die heilſamen Folgen verringere. Der Verfaſſer ſpricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, ſich in den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzuſtellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen ſoll ſich „der Staat aller poſitiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn ſie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, ſchlechterdings nothwendig ſind, eine ſolche Richtung geben, daß ſie derſelben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, ſondern den Geiſt wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit ſind." (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Abſicht, die Bürger vor jeder Abrichtung durch den Staat zu ſchützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anſpruch. Er würdigt die monarchiſche Inſtitution, doch verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie, wenn ſie irgend vollkommner ſein ſoll, mit ſtreng geſetzlichen Formen und mit wirkſamen Antheil erwählter Bürger an der Geſetzgebung verbunden ſein müſſe. Auch, wo er die Verfaſſungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unſrer Zeit vergleicht, iſt er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfaſſungen gaben ja dem Menſchen eine beſtimmte, wenn auch ſchöne, doch immer einſeitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber iſt es nicht gut, wenn eine Nation ausſchließlich eine beſtimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenſtrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht", ſagt er, „liegt ſogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfaſſung der alten Staaten. Jede Verfaſſung wirkte ſo ſehr auf den Nationalcharakter; dieſer, beſtimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor." (I. 342.) Eine ſolche beſtimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch ſchon dieſe Verminderung ſieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menſchen und deshalb als eine Wohlthat monarchiſcher Verfaſſungen an. Für

dieſe iſt nämlich eine ſo beſtimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger iſt in monarchiſchen Verfaſſungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört," ſagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzuſehen iſt, nicht ſo viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken." (I. 339.)

Unleugbar athmet dieſe Theorie eine großartige Begeiſterung für Recht und Freiheit des Menſchen; viele werden, kleingeiſtig genug, hinzuſetzen: eine eben ſo gefährliche. Wir unſern Theils glauben, daß Humboldt die innerſte Wahrheit erfaßt, ſie aber in der Theorie nur zu ausſchließend verwendet hat. Manche werden ſagen, die Theorie des bloßen Rechtsſtaates ſei nichts Neues, ſondern ſchon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgeſehen aber, daß Kant auf ſeinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirkſamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unſeres Wiſſens, alle angeſehenern Denker früherer und neuerer Zeit, ſelbſt Rouſſeau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeiſterung für Menſchenrecht noch am nächſten zuſammenkommt, immer nur die Geſellſchaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrſcht durchaus eine gewiſſe Vergötterung des Geſammtlebens, beſonders ſeitdem ſie erkannt haben, daß ſie ſo wenig Tüchtiges davon beſitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfaſſung des Staats, weil ſie fühlen, wie viel ſie einmal dieſem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des geſellſchaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der franzöſiſchen Revolutionszeit hofften auf dieſem

Wege zu beglückenden Reſultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß ſie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit ſelbſt, alle Verſchiedenheit und Selbſtbeſtimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als ſolle auch der einſame Denker von einem Extrem nicht ſofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenſtellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er ſelbſt hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in ſeinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeſtändniß bewogen. So wie ſie vorliegt, fordert ſie Einſchränkung, muß ſie Widerſpruch finden. Der Staat iſt nur Mittel für die Zwecke des Menſchen. Auch iſt er nur für eine beſtimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über dieſe Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewiſſen Punkt, ein zuläſſiges ſein. Dieſen Punkt zu beſtimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menſchen, die ſich durchaus nicht durch Zwang erreichen laſſen, und zu deren Förderung ſich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird ſich der Staat mit dem Oberaufſichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, ſich aber jedweder poſitiven beſſer enthalten. Dagegen belegt es die Geſchichte, daß die Einzelnen die Hülfe eines mit ſo wirkſamer Gewalt ausgeſtatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter anſprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird ſich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entſchlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieſer Abhandlung zu wenig, wahrſcheinlich, weil er ſie, inſofern ſie

kein freiwilliges Band oder die sittliche Humanität selbst ist, als eben so arge Tyrannei verabscheute. Gewiß ist, daß sich die Sitte nie in so unbedingter Freiheit und Reinheit dargestellt oder erhalten hat. Es ist auch natürlich, ja nothwendig, daß der Mensch sich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich sein, ihren Einfluß und gewisse von ihr ausgehende Anordnungen des Beisammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung gesetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern bestimmen, oder, was eben so viel sagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewissen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Gesellschaft ganz abhanden kommen und diese ohne Zweifel in Auflösung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt selbst in ihren Grenzen halten, wer sie aber auch schützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch schwerlich nur bei seinen Freunden volle Zustimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächst gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat", bemerkt Humboldt gegen Forster, „zu einer weit ausgebreitetern Wirksamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten."

Können wir also den politischen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewissen Schwärmerei lossprechen, so müssen wir doch sogleich wieder das Wort für sie einlegen. Einmal ist sie eine sehr unschuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrscher auf den Gedanken kommen, der Theorie, so wie sie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem ſie ſo ſehr aus den Begriffen der Menſchen verdrängt worden, zuerſt vielleicht nur durch ſo extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellſte Bild ſeines Zuſtandes und ein manchmal ſchwärmeriſches der wieder zu erlangenden Geſundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernſten Kur zu bewegen. Endlich iſt auch dieſes Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengeſetzte Princip ſchon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein beſſerer Inſtinkt die Menſchen von den meiſten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'ſche iſt ſogar nicht ſo phantaſtiſch wie die Extreme entgegengeſetzter Art, die Idee des Platoniſchen Staats, der Staat der Jeſuiten, die pädagogiſche Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simoniſten. In der Praxis ſchaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verſtändigkeit hinſchleichenden Irrthümer und falſchen Principien. — Im Intereſſe der Wiſſenſchaft möchten wir wünſchen, daß Humboldt die Idee nicht auf dieſe Spitze getrieben hätte. Wie oft wird das Beſte überſehen, ſobald es nicht in ſeiner vollkommenen Geſtalt auftritt. Zum Theil iſt es vielleicht daher zu erklären, daß dieſe Aufſätze zur Zeit ihres Erſcheinens ſo wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß ſie bisher in den Journalen, in denen ſie erſchienen, wie eingeſargt lagen. Kein Wunder, wenn unſere Politiker und Staatswiſſenſchaftslehrer die darin niedergelegten Ideen ſo ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern ſcheint Schleiermacher dieſer Humboldt'ſchen Anſicht vom Staate noch am nächſten zu kommen, doch im hauptſächlichen Intereſſe der Religion. Auch Schiller, trotz ſeiner Begeiſterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigſtens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So ſchrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“ [8]) Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwankende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Pörschke in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte. [9]) Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

---

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. O. I. 330.
9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit ſetzen zu wollen. Dazu war er viel zu ſehr auch von ſtaatsmänniſchem Geiſte beſeelt. Viel zu ſehr mit der Gabe ausgerüſtet, die Dinge, wenn er ſie für ſich zurecht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So ſagt er mitten in dieſen Fragmenten einmal: „Bei dieſem Tadel der ſtehenden Armeen ſei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Geſichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbeſtrittenen Nutzen — wodurch ſie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem ſonſt ihre Fehler ſie, wie jedes irdiſche Weſen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, ſei fern von mir. Sie ſind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menſchlicher Vernunft, ſondern die ſichre Hand des Schickſals gebildet hat. — Wie ſie in alles Andre, unſerm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie ſie, mit dieſem, die Schuld und das Verdienſt des Guten und Böſen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde ſchildern, welches uns, treffend und vollſtändig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu ſtellen wagte." (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man ſich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegenſtelle, man dieſe doch nur verändern kann, indem man ſich ihr und beſonders ihrem Fortſchreiten mit geſundem Sinne anſchließt, und den höchſten Principien nur da Platz verſchafft, wo ſie ſich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen laſſen. Nur allmählig wirken theoretiſche Anſichten auf die Geſinnungen, nur nach und nach bewegen dieſe die Welt. Wie tief, wie freiſinnig und ſtaatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue franzöſiſche Conſtitution den Gang der Menſchen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht ſelbſt vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorieen? Wie ſollten aber unſere Zeitgenoſſen, die ſo tief in den entgegengeſetzten Verhältniſſen

befangen ſind, jetzt plötzlich ſo auf eignen Füßen ſtehen können, wie ſie es nach Humboldt's Anſicht, ſelbſt wenn wir dieſe auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen ſoll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müſſen wir auf Umwegen zu erreichen ſuchen. Andrerſeits bringt uns aber nichts ſo leicht von Einſeitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktiſche Leben ſelbſt. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in ſeinen Theoremen ſo weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanſtalten zu verwerfen, ſpäter, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnaſien zu wirklichen Erziehungsanſtalten zu machen, und in der neu zu gründenden Univerſität Berlin eine Muſteranſtalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch ſein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Beſuch auswärtiger Schulen und Univerſitäten unterſagt hatte. Er, der ſich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine beſonders glänzenden Reſultate von einer freien Staatsverfaſſung verſprach, ſchloß ſich doch mit ganzer Seele dieſer Bewegung an, ſobald er erkannte, daß nur auf dieſem Wege dem Syſtem der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Anſichten Humboldt ſchon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrſchend berückſichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfaſſungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen ſpäterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir beſprechen, iſt dieſer Gegenſtand kaum berührt, doch können wir ſeine Anſichten über dieſen Punkt

aus einzelnen faſt gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher iſt, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zuſammenleben der Völker in größern Maſſen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchiſchen Verfaſſungen an. Was die Form dieſer Verfaſſung anlangt, ſo können wir bei einem Mann wie Humboldt vorausſetzen, daß er der geſchichtlichen Entwicklung nicht durch Feſtſtellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieſer Entwicklung hängt ja das Meiſte von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philoſophiſche Politiker nur höchſt allgemeine und negative oder hypothetiſche Sätze aufzuſtellen. Dies thut auch Humboldt. So weiſt er zum Beiſpiel rein demokratiſche Ideen entſchieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach ſeinem Geſchmacke. [10]) Der Geiſt der Republik und Monarchie läßt ſich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Inſtitute, die die fortſtrebende Menſchheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben geſehen, welchen Weg Humboldt einſchlug, die Menſchen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichſt zu ſchützen. Während er aber die Wirkſamkeit derſelben durchaus in engere Grenzen einſchloß, zerſtörte er dennoch den Charakter der Einherrſchaft nicht, ſondern erkannte vielmehr auch der monarchiſchen Staatsgewalt, in der ihr zuſtehenden Sphäre, größere Selbſtſtändigkeit zu, als mit demokratiſchen Anſichten vereinbar iſt. Aber auch dieſe Selbſtſtändigkeit kann gar wohl mit Beſchränkung und in conſtitutioneller Form beſtehen, ja ſie muß, früher oder ſpäter, dieſe Form

---

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn ſie nicht mit dem Freiheitsgeiſt der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen ſehr ungleichen Kampf beſtehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeſchränkte Regierung als eine irgend vervollkommnetere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entſprechende anzuſehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung deſſen: Theilung der geſetzgebenden Macht zwiſchen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichſte Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Geſetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräſentanten derſelben. Das Princip der Theilung der geſetzgebenden Macht beſteht darin, daß von keinem beider Theile einſeitig eine geſetzliche Neuerung oder Aenderung des Beſtandes der Staatseinrichtung durchgeſetzt werden könne. Es iſt dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, ſo manche Streitfrage noch zu löſen ſein mag, die Einſichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutſchland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, ſchon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann dieſe Verfaſſung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortſchreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zuſtände raiſonnirenden Politikers, die Bedürfniſſe eines Volkes in einem beſtimmten Zeitalter recht ſcharf in's Auge zu faſſen, wovon uns z. B. Dahlmann ein ſo tüchtiges Beiſpiel gegeben hat. — Iſt es aber auch am Platze, die conſtitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, ſo vorbereitet und würdig es durch ſeine übrige Bildung ſei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in dieſem Punkt die Schwäche unſerer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutſchen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit geweſen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politiſcher Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfaſſungsformen begehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an dieſe Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefacht und fortdauernd geſtärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einſtweiliger Ausnahme des ſo vielfältig zuſammengeſetzten und zu einem weſentlichen Theil auf außerdeutſchen Grundlagen ruhenden Oeſterreich, für alle deutſchen Staaten die Aufnahme eines wirklich conſtitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit ſei. Wohl hätten früher dieſe Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigſtens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Exiſtenz nicht berühren, ſich ſelbſt mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung koſten, jene Formen geſetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da ſein, das Ganze und nicht blos die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Abſicht nicht, wie gewiſſe Verhandlungen im engliſchen Parlament durch Vertagung auf ungewiſſe Zeit, gänzlich fallen laſſen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt ſeine eigne, höchſte Richtung aus dem Auge verlor, da er die Beſtrebungen für conſtitutionelle Freiheit mit ſeinem ganzen Gewicht unterſtützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweiſe im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfniſſe unſrer Nationalität modificirt. Der Deutſche wird zur

allſeitigern Entwicklung ſeiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Weſen den Sinn wendet. Da er nun ſo gewohnt iſt, ſich von dem Ganzen leiten zu laſſen, kann ſein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an dieſem Ganzen erfriſcht werden. Ganz beſtimmt drückt ſich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir ſpäter noch unſer Auge richten. „Daß der weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen," heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen, von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem, durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beſchränken, darüber müſſen Alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt." Das iſt offenbar noch unſer Humboldt von 1792. Er hat ſich in ſeiner praktiſchen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeſchloſſen und ſichtbarlich durch billige Zugeſtändniſſe an das Allgemeine ſeine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt ſchon in früherer Zeit die oben aufgeſtellten Grundzüge der Theorie der Wechſelwirkung in ſeine Spekulation aufgenommen hatte, wollen wir, zu Beſeitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es Gentz in ſeiner unbefangneren Zeit, der, in einem Aufſatze ſeiner deutſchen Monatsſchrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben dieſe Theorie, ſchärfer als vielleicht irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen deducirte und in ihren einzelnen Theilen unterſuchte. „Jenſeits der Theilung der Macht," ſagte damals auch Gentz, „iſt keine brauchbare Regierungs-

ſorm mehr zu ſuchen.“ Nur einigen acceſſoriſchen Sätzen der Gentziſchen Entwicklung ſtimmte Humboldt gewiß nicht bei, da ſich der Verfaſſer hier ſchon wieder an das Vorbild eines beſtimmten Staates, und zwar die engliſche Verfaſſung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das brittiſche Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur inſofern für muſterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichſt enge Grenzen gewieſen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Gentziſchen Aufſatzes ſeinen Beifall. „Gentz“, ſchreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober ſeiner Monatsſchrift einen äußerſt braven, politiſchen Aufſatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.“ Kaum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anſchauungsweiſe Gentzens himmelweit entfernt war. Denn in dieſer wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimiſch. Auch ſein einſtmaliger Conſtitutionalismus war mehr ein dem Verſtande abgenöthigtes, partielles Zugeſtändniß; es war auch nie ein abſoluter, ſondern nur engliſch-ariſtokratiſcher. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung geſprochen, die in dieſen Humboldt'ſchen Aufſätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darſtellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber ſagen. Denn da dieſelben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die dieſen Abhandlungen nachzuſagen wären, in allen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten Humboldt's faſt gleichmäßig wiederkehren, ſo faſſen wir dieſen Gegenſtand lieber an den Stellen ausführlicher zuſammen, wo wir Humboldt's intellektuelles Vermögen überhaupt und insbeſondere ſeine Forſchungs- und Darſtellungsgabe näher zu würdigen ganz

beſonders veranlaßt ſind. — Eine ſolche Veranlaſſung bietet uns z. B. gleich demnächſt ſein Verhältniß zu Schiller, einem Geiſte, dem er ſo nahe verwandt und von dem er dennoch ſo ſichtbar unterſchieden iſt. Beide Männer ſtehen zugleich in ſo ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annährung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er ſich weder mit Schiller noch Kant paralleliſiren läßt, nicht ſelten an Leſſing erinnert. Manches hat er mit dem Geiſt ſeines Bruders, des Länder und Völker Ueberſchauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's ſtille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Faſſen wir dann das Ganze zuſammen, ſo finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, deſſen Grundzüge wir im Eingang dieſes Buches zu charakteriſiren verſucht haben.

Schon aus dieſen philoſophiſch-politiſchen Aufſätzen ſpricht der ganze Charakter Humboldt'ſcher Forſchung und Darſtellung, wie ſie überhaupt zu dem Bedeutenſten gehören, was er geſchrieben. Es herrſcht die kritiſch-anthropologiſche Methode, die überall an die innerſte Empfindung des eignen und an die ſicherſten Erfahrungen des Menſchengeiſtes und der menſchlichen Natur überhaupt anknüpft und ſelbſt da, wo ſie bis auf die höchſten Spitzen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unſeres Erkennens nicht überſchreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang ſeiner Natur: auch das Einzelſte hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt ſich in ſeiner Hand. Die Darſtellung ſelbſt iſt nur der Abdruck ſeines Weſens, voll Seele, ſo tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch ſtets zur reinſten Klarheit emporarbeitend, nichts Künſtliches und Geſchraubtes, völlig geſund, das Zeugniß ſtrengen Wahrheitſuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühnſten Selbſtentäußerung noch von der

Geiſtesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieſes Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, ſo willig in die Tiefe geleitend und doch ſo licht, ſo einfach, ſo ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefeſſelt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit ſeiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfaſſe, den ideenvollſten oder den allertrockenſten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt ſeines Weſens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenſtand übt Gewalt über ihn: es iſt immer derſelbe, den wir in allen Formen und Verhältniſſen wieder finden. „Es zeigt ſich darin" — ſagt der vertraute Kenner dieſes Geiſtes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, ſondern vorzugsweiſe aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beſchränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entſpringt."[11])

Wenn der Gang der Entwicklung in dieſen Aufſätzen von 1792 zuweilen etwas deſultoriſches hat, ſo liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, deſſen Inconvenienz wir ſchon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten ſein, wenn es nicht hier, in einer politiſchen Schrift, zu kurz und epiſodiſch hätte abgehandelt werden müſſen. Hie und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was ſeinen Grund in der Schwierigkeit der Unterſuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Uebung des Verfaſſers hat, wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß das Ganze die letzte Durchſicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

---

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Geſammelten Werken.

Aus dem vorigen Abſchnitt erſahen wir, wie gründlich Humboldt die Schattenſeite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen verſuchte; in dieſem beſchäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichſten dünkte, dieſe Einſicht zu erhöhen und das Bild des allſeitig entwickelten Menſchen zu erfaſſen — das Studium des Alterthums und beſonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Intereſſe an alterthümlichen, ja ſelbſt uncultivirteren Zuſtänden, namentlich ſüdlicher Völker, weil man bei ihnen meiſt ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er ſchon mit beſonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreſte des Vaskiſchen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Unterſuchungen. Als er zuerſt nach Italien zu gehen beabſichtete, erwartete er von dieſer Reiſe und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung ſeiner Menſchenkenntniß. „So viel ich ſie jetzt kenne," ſchrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß ſie mit und neben aller Cultur ſehr viel urſprüngliche natürliche Menſchheit zeigen, wenn gleich, da die ſinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet ſcheinen, keine ſehr hohe. Sie muß formloſer ſein, als irgend eine andere Nation und daher äußerſt zweckmäßig gewiſſe Seiten der Menſchheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin ſehr mit den Alten übereinkommen, gleichſam ihr zurückgebliebener Schatten ſein. Von dieſer Seite greift ſie ſo in Alles ein, was mich intereſſirt und beſchäftigt, daß ich einer anſchaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen ſehe." Rom ſelbſt erſchien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigſten feſſelte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeſchichte der Menſchheit daran zu ſtudiren. Am kräftigſten äußerte er ſich noch

einmal darüber [1]) in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen.' „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen." Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht blos in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen." Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich-

1) Ges. W. II. 327—9.

lebendige Bild ſtehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um ſie kurz zu benennen, idealiſche Eigenthümlichkeit des Alterthums ſich aus der hiſtoriſchen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuſchung beruht) iſt die Geſchichte ſchuldig, allein bis jetzt von keiner Geſchichte Griechenlands irgend vollſtändig geleiſtet worden."

Den höchſten Genuß und die tiefſte Belehrung ſchöpfte Humboldt aus dem Studium des griechiſchen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er ſah darin nicht blos das Mittel für ſeine eigne Ausbildung, ſondern er forſchte an dieſem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unſerer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten ſtützt ſich, nach Humboldt's Anſicht, ein großer Theil unſerer Einrichtungen und unſerer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allſeitigen Entwicklung ächter Menſchheit unentbehrlich iſt. Durch nichts ſo leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir dieſe Einſicht erhöhen, und nicht nur unſere eigene Bildung vervollkommnen, ſondern zugleich erkennen, was uns Neueren überhaupt abgeht, was wir eifrig erſtreben müſſen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine ſeltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad urſprünglicher Menſchheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen ſie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn dieſe auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieſer Cultur und gerade durch ſie müſſen wir früher oder ſpäter zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menſchheit, um ſich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieſer Rückſicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines ſchö-

neren Himmels, ſondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, ſo wie wir Neueren es auch in der Kunſt als ſolcher gewiß nie bis zu griechiſcher Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Troſt dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geiſtigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir ſogar in der Kunſt durch Gehalt zu erſetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag ſich vor allen der Deutſche rühmen, in den höchſten Kreiſen der Wiſſenſchaft und ſelbſt der Kunſt den Griechen noch am nächſten gekommen zu ſein; dennoch — und dies iſt das Gefühl der Beſten unter uns — müſſen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur ſo viel als nur immer möglich wieder zu erlangen ſuchen, und wie wir ſchon in der Kunſt unſre Vervollkommnung dem Anſchluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu ſo ſchönen Formen gelangte, alſo auch unſer volles Daſein im Wetteifer mit dieſem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenſchönheit liegt hauptſächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erſt zu erringen ſuchen müſſen. In der Kunſt wurde uns dies leichter möglich: da wirken einzelne hervorragende Geiſter; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und ſchwingen ſich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutſchen — da ihre innere Begabung ſich durchaus ſchneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wunderſam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob ſie auch einerſeits ſichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerſeits auch ein Vorbild und gleichſam eine Vorentwicklung unſeres lebendigen Daſeins. Doch in dieſem ſelbſt wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel ſchwächer

empfunden und langſamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtſein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm ſchon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden ſollten! Haben wir nicht vielmehr ſo manche Reaktion gegen den doch immer nur leiſen Einfluß unſerer claſſiſchen Studien erlebt? Dennoch haben wenigſtens die vorzüglichſten Geiſter die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeſchadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbſtentwicklung, alſo des Grundprincipes, das, wenigſtens in der Idee, die Neueren beherrſcht, dieſe dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, ſo viel an ihnen iſt, auch das wieder zu erlangen ſtreben müſſen, was die alte Welt in ſo hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von ſo überwiegend geiſtiger Bildung und ſo wenig ſinnlich natürlicher und urkräftiger Menſchenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommnen Menſchen? Das fühlten faſt alle großen, und vor allen die größten Geiſter unſrer Nation. Durch unſere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unſere ausgezeichnetſten Köpfe lediglich unter dieſen Geſichtspunkt vorüberführen wollte: einen Leſſing, Winckelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinſe, Schiller, die Schlegel, beſonders den jüngeren Bruder vor ſeiner katholiſchen Zeit, auch Schelling in ſeiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterthumsforſcher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den ſogleich vermiſſen, der dies Bedürfniß der Neueren vielleicht am tiefſten erkannt und gewiß am ſchärfſten ausgeſprochen hat, ja der, wie Wenige ſeiner Landsleute, in der hohen und allſeitigen Durchbildung ſeines Weſens und in der Tüchtigkeit ſeines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Geſinnungen wie verkörpert darſtellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menſchenanſicht kräftigte ſich an jener vergangenen, naturfriſchen und doch ſo hoch gebildeten Welt; er ſenkte ſich recht eigentlich in die ſo entgegengeſetzten Zuſtände, um dann mit höheren Schätzen an die unſrigen heranzutreten; auch fand er faſt nirgends dieſen Hochgenuß als an den Ueberreſten der Alten, das ſinnige Anſchauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt ſelten, und auch dann nur in Kunſt und Wiſſenſchaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht ſagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächſte gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, ſondern die Dinge immer auch ſo anſah, wie ſie ſein würden, wenn die Kraft der Alten unſer Daſein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnſucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchſte; in der Geſchichte und ſofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, ſpürte er hauptſächlich den Entwicklungsgeſetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beſchränkt, doch am ſichtbarſten verwirklicht hatte, konnte er, ſoweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Daſein anzugehören, ſich wohl und gleichſam heimiſch fühlen. —

Wir haben im Zuſammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geſchäftsleben, in das er ſchon eingetreten war, wieder zu verlaſſen. Sogleich warf er ſich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um ſeine höchſten Abſichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er ſich beinahe ausſchließend in die griechiſche Welt vertiefte. Aber ehe dieſe Zeit um war, ſehen wir ihn ſchon zu einer unendlich tiefern Auffaſſung des Alterthums gelangt, als ſelbſt die tüchtigſten Philologen jener Tage ſich rühmen

konnten, ſo daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieſer Geſammtanſicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebniß ſeines Studiums geweſen war, jetzt zum Theil ſelbſt der Zweck dieſer Studien wurde. Wie er auf dieſen Weg gelangte, und was er zunächſt dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,[2]) den er ſchon im Jahre 1792 an F. A. Wolf ſchrieb: „Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich", ſchrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geſchieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechiſche, meine ausſchließende Beſchäftigung ſein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht ſtudiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatiſchen Kleinigkeiten, ſtrebe, ſo bringt man es doch, wenn man ſo ſpät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Geſichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein iſt. Es wird mir ſchwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und iſt doch das Reſultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menſchen noch eine ganz eigene, welche gleichſam den ganzen Menſchen zuſammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, beſſer, ſtärker von dieſer und jener Seite, ſondern überhaupt zum größern und edleren Menſchen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moraliſchen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der äſthetiſchen Fähigkeiten gehört. Dieſe Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während ſie in ſehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht beſſer gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieſer Rück-

2) Mitgetheilt von Körte, a. a. O. I. 181—82.

ſicht bewunderungswürdiger Menſchen, oder, um es mit Einem Worte zu ſagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichſten der iſt, daß kein anderes Volk zugleich ſo viel Einfachheit und Natur mit ſo viel Cultur verband und keines zugleich ſo viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck beſaß, — ich glaube, ſage ich, beweiſen zu können, daß nicht blos vor allen modernen Völkern, ſondern auch vor den Römern, die Griechen zu dieſem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieſer Rückſicht alſo und die Darſtellung ihrer politiſchen, religiöſen und häuslichen Lage in ihrer höchſten Wahrheit, wird mich für mich ſo lange beſchäftigen, bis meine Aufmerkſamkeit gewaltſam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, ſchwerlich ein Leben hinreicht." — Aus dieſen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, ſich ganz in den Gegenſtand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium deſſelben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit ſeines Lebens fort, den Geiſt des Alterthums ſich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch ſchon vor Ende dieſes Jahres (1792) war, wie wir ſogleich berühren werden, die Auffaſſung des Ganzen, namentlich in ſeiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an dieſe Studien ging, ſchon tüchtig für ſie vorgeſchult. Wie hätte er ſonſt in ſo kurzer Zeit einen ſo weiten Ueberblick gewinnen können? So beſcheiden er, in obigem Briefe, von ſeinen blos philologiſchen Kenntniſſen ſpricht, ſo dürfen wir doch überzeugt ſein, daß er es auch vor dieſer Zeit darin ſchon ſehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in ſo ungeheurer Ausdehnung beherrſchte, ſollte ſich nicht

ſchon früh in der griechiſchen feſtgeſetzt haben? Beſchäftigte ihn doch, wie wir bald ſehen werden, um dieſe Zeit auch ſchon die Philoſophie der Sprache! Wie ſoll man ſich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieſer Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an ſich ſelbſt machen ſehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtſame Beſcheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und beſonders einem Wolf gegenüber, in deſſen eigenſten Gebiete, nicht als ebenbürtig angeſehen ſein wollte. Verhehlt es doch um dieſelbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er ſich „des Griechiſchen hinlänglich Meiſter fühle," um den ſchwerſten griechiſchen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhytmen der Urſchrift zu übertragen! Dagegen iſt es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologiſche Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen ſich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geiſt und das Leben der Alten ſich zu erfaſſen vornahm, deſto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß ſtehen bleiben, ſondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieſer Wiſſenſchaft, ſelbſt bis in grammatiſche Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wiſſenſchaft giebt es nichts, das an ſich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entſchieden ſprach dies Humboldt ſelbſt, ſchon im Jahre 1795, in einer kritiſchen Anzeige der Wolf'ſchen Odyſſee [3]) mit den Worten aus: „Es iſt ſchwer zu ſagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen ſolle? Für denjenigen, der ſich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſt

3) Geſ. Werke, I. 264—65.

zu ſtudiren, hat kein Theil deſſelben eine abgeſonderte Wichtigkeit, ſondern jeder erhält dieſelbe nur durch ſein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Geſichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem ſcheinbar Geringfügigen, unterſcheidet ſich die geiſtvolle Behandlung von der pedantiſchen. Nun aber hängt in der Wiſſenſchaft alles mit allem zuſammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange ſtudiren muß, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erſchöpfend, ſondern allenfalls nur bis zu einem gewiſſen beliebigen Grad ſtudiren könne." So vertiefte ſich auch Humboldt bei allem, was er ſich einmal zur Aufgabe ſetzte, bis in die entlegenſten oder ſcheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, deſſen er für ſeine Zwecke bedurfte, ſo, als wenn es an ſich Zweck und Beruf ſeines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächſten Jahres (1793) ſendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewieſen, welche Wirkungen dieſes Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen ſolle — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — ſo machte ſich Humboldt zur nächſten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu ſeiner Selbſtbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieſes Aufſatzes ſollten in den künftigen Geſprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.[4]) Wir haben oben ſchon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichſten Sinne war ſie Wolfen gewidmet. Denn dieſer war, unter den Denkern und Alter-

4) Körte, a. a. O. I. 183.

thumsforſchern jener Zeit[5]) der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthſchätzung dieſer Studien, noch davon befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. beſonders damals von Seiten unſrer erſten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr ſichtbar nacheiferte, ſondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in ſeinem Totalwerth, und beſtimmter in ſeiner Wichtigkeit für uns zu erfaſſen. Er berührte daher Humboldt in dieſen Studien am allernächſten. Da er aber dieſe Forſchungen als Beruf trieb, ſo dachte er ſogleich daran, ihre Ergebniſſe auszubreiten, ja er ſteuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsſtudien auf dieſe Grundanſichten zu ſtützen, und ſo die Geſammtheit dieſer Studien zur Einheit und Gliederung einer Wiſſenſchaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg ſei, dieſe Studien den übrigen Forſchungen und Strebungen unſrer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch ſonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädiſchen Behandlung gekommen, wie er ſie nachmals in der bekannten „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft“ (in ſeinem und Buttmanns Muſeum, Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen iſt es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß ſeines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philoſophiſchen Grundanſicht über das Alterthum und das Studium deſſelben gelangt ſein würde, daß alſo dann der encyclopädiſchen Ueberſicht zum Theil mindeſtens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Beſcheidung anerkannt, und öffentlich ausgeſprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darſtellung“ (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

5) Wenn man nicht Barthelemy ausnehmen will, der wenigſtens mittelbar, durch Darſtellung der griechiſchen Welt, dieſelbe Richtung verfolgte.

ſeiner Sätze, zwei Bruchſtücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber ſo ſignaliſirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es ſeien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechſel zerſtreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unſern Zeiten höchſt ſelten unter Männern ſeines Standes finde. Mit dieſem habe er ſeit vielen Jahren gemeinſame Studien gepflegt. Dieſe Bruchſtücke, die durch einen angenehmen Zufall [?] in ſeine Hand gekommen, ſeien zwar vom Jahre 1788. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit“ ab, die alles haben werde, „was der in Geſchichte und Philoſophie mit dem hellſten Blick und dem tiefſten Sinn forſchende Verfaſſer dem Publikum allzu lange vorenthalte.“ Zugleich machte Wolf darauf aufmerkſam, „wie viel er für dieſe Betrachtungen — die Geſammtauffaſſung des Alterthums — aus den mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen eines ſolchen Freundes gelernt habe.“ Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und ſomit auch das Fremde zu ſeinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerſeits Humboldt aus dem Umgang eines in dieſer Sphäre wieder ſo ſelbſtſtändig heimiſchen und ihn doch ſo nah berührenden Freundes ſchöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unſerer großen Dichter und beſonders noch die Tendenz eines Ueberſetzers der Alten, wie Voß, die damaligen Forſchungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allſeitige Sympathie jedoch durfte er zunächſt nur bei Wolf zu finden gewärtig ſein. Demnach ſind unſtreitig dieſe Beiden als gemeinſame Begründer unſerer neueren wiſſenſchaftlichen Geſammtauffaſſung dieſer Studien zu betrachten. Humboldt betrieb dieſe Forſchungen zunächſt nur zu ſeiner Selbſtbildung oder für einen engeren Kreis; dieſem jedoch theilte er die Ergebniſſe auch aufs freigebigſte mit;

beſonders Wolf'en, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinſamen Reſultate dem Publikum vorlegte, auf den geiſtvollen Mitbegründer, ja, in gewiſſem Sinne, Urheber hinzuweiſen. Die frühe Gemeinſamkeit dieſer Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweiſe war auch der vorzüglichſte Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unſerer neuern großen Alterthumsforſcher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug ſelbſt ſeine Schwächen, und würdigte auch da noch den ſeltnen Geiſt, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermeſſenheit, die ihn groß, aber eben ſo oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufſatz über die Griechen nicht gedruckt worden iſt, ſo muß uns jetzt Wolf's Darſtellung des Alterthums [6]) zum Theil auch für jenen als Erſatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener ſelbſt noch ans Licht. Sollte er ſich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von deſſen Hand geſchrieben, auffinden laſſen? [7]) Im Uebrigen müſſen wir uns bis jetzt mit den Bruchſtücken, die Wolf, gleichſam als Commentar ſeines Textes, aufgenommen hat, und die, ſeiner Ausſage nach, vom J. 1788 herrühren ſollen, begnügen. Dieſe letztere Angabe iſt aber ſicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt ſich erſt ſeit Anfang 1792 ſo gründlich in dieſe Studien vertiefte. Wir ſind daher der Anſicht, daß dieſe Bruchſtücke, falls ſie nicht der Abhandlung über die Griechen ſelbſt entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herſtammen müſſen. Daß eine beſtimmte Perſon darin angeredet wird, widerſpricht

6) Iſt auch einzeln abgedruckt erſchienen: Leipzig, 1833.

7) Iſt er vielleicht gar in dem Manuſkript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterariſchem Nachlaß, a. a. O. II. S. 291, alſo aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, inſonderheit des Griechiſchen.“ (25 Bll. 4 to.)

der Zuläſſigkeit der erſten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genoſſen dieſer Studien gerichtet ſein.

Es wurde ſchon bemerkt, daß Humboldt zunächſt weniger beabſichtigt, die Wirkung des Alterthumsſtudiums auf die neuere Menſchheit überhaupt, ſondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzuſtellen und ihm daſſelbe unter den verſchiedenſten Geſichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg iſt am Ende derſelbe; aber die Zuſprache wird ſo wirkſamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimäriſch dünken könnten, der Natur der Dinge überlaſſend.

Wolf machte es ebenſo und mußte es wohl für ſeinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichſte Hülfsmittel für die Bildung des Menſchen zu ächter und allſeitiger Menſchlichkeit. Beide Männer waren die Erſten, die dieſe Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieſer Studien erkannten und dieſe Anſicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieſer das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetiſche im Leben der Alten und den poetiſchen Geiſt der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es ſchon ein Fortſchritt, den Heyne that, indem er es bei dieſem Studium beſonders auf Bildung des Geſchmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unſrer ganzen moraliſchen Natur abgeſehen wiſſen wollte. Aber die Nothwendigkeit dieſer Studien für alle nach höherer Menſchenbildung Strebenden bleibt immer problematiſch, ſo lange das Ziel, das hier erreicht werden ſoll, nur ein äſthetiſches oder höchſtens äſthetiſch-moraliſches iſt. Es darf Einer des äſthetiſchen Organs nur ganz ermangeln ſo wird man ihm

ſchwerlich einreden, daß ihm dieſe Bildungsſchule auch nur das Mindeſte nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreiſe einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in ſeiner abſoluten Nothwendigkeit für unſre moderne Cultur darzuſtellen. Erſt Humboldt und Wolf gelang es, dies höchſte Ziel der Alterthumsſtudien in ſeiner ganzen Bedeutung zu erfaſſen. „Es iſt," ſagt Wolf, „dieſes Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." Kein niedrigerer Standpunkt als dieſer kann allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen; kein geringerer iſt hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der claſſiſchen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erſt ſo betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel Humanitätsſtudium beilegen; erſt ſo wird es — neben den Eindrücken, die unſer religiöſes Gefühl entwickeln — die höchſte Bildungs- und Erziehungsſchule der Menſchheit.

Iſt die Totalentwicklung ſeiner Kräfte in richtigem Verhältniß derſelben gegeneinander die Aufgabe des Menſchen, ſo kann ihm nicht leicht etwas ſo förderlich ſein, als was ihn über ſeine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werkthätigen Streben anſpornt. Beides zu bewirken iſt aber nichts ſo vermögend, als ein großes Vorbild, ſchon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allſeitig entwickelten Nation. Ein ſolches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die urſprünglichen Kräfte und Richtungen des Menſchen in möglichſter Vollſtändigkeit entwickelt, ſie ſtellen die Menſchlichkeit am reinſten von innen heraus gebildet und am vielſeitigſten gebildet dar.

Mit ihnen müſſen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unſrer Beſtimmung, eine vollendete Erhöhung unſrer Geiſt-, Gemüths- und Lebenskräfte ſchärfer in's Auge faſſen und unſchwerer erreichen wollen. Während uns ſonſt das Meiſte abſchreckt, was uns zur Selbſt-, was uns zur Menſchenkenntniß führen ſoll, iſt das Studium der Alten ſchon an ſich ein Genuß, ja einer Reiſe vergleichbar, die uns an den wunderbarſten Welterſcheinungen vorüberführt. Wie belohnend, wie ſchon an ſich den Geſchmack bildend iſt der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlaſſen. Aber nicht blos eine äſthetiſche, ſondern eine viel allſeitigere Wirkung macht ſchon die bloße Beſchäftigung mit dieſen Werken, denn ſie ſchon ſetzt alle Seelenkräfte in gleichmäßigere Thätigkeit. „Um das Leben und Weſen einer vorzüglich organiſirten und vielſeitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längſt verſchwundenen Geſtalten in die Anſchauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müſſen wir unſere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erſcheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unſere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichſam aus dem ganzen gewohnten Weſen herauszugehen. Hieraus entſpringt aber eine Vielſeitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wiſſenſchaftlicher Hinſicht für uns Moderne eine ſchönere Stufe der Geiſtescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit iſt, ungewohnte Formen ſich anzueignen, die er eben ſeinen Abſichten angemeſſen glaubt.“ [8]) — Dringen wir aber dann in den Geiſt dieſes Volkes ein, ſo begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie ſie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenlande,“ ſagt ebenfalls Wolf, „findet ſich, was wir anderswo faſt überall

8) Worte Wolf's in der „Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft.“

vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menſchheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungeſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt, zum Nachtheile Vieler, und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten, nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten, neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaft, zugleich die erſten bewunderungswürdigen Muſter von idealen Spekulationen aufgeſtellt haben.“ — Bei aller Vielſeitigkeit war doch in allem Griechiſchen Ein Geiſt vorherrſchend; auch die Werke, die von ihnen herſtammen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Literatur und Kunſt ſo nationale Empfindungen, nirgends entwuchſen ſie ſo aus nationaler Sitte; ſelbſt die Wiſſenſchaft war bei den Griechen von Vorſtellungen und Anſichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk ſchuf in ſolchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es ſeine Cultur aus eigner innrer Kraft gewonnen. So erſcheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielſeitiger und wahrhaft organiſcher Entwicklungszuſtand der Menſchheit.

Das ſind die Grundzüge der Humboldt- Wolf'ſchen Betrachtung, die dann der Erſtere noch auf mannigfache Weiſe in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Anſicht ſoll man die Werke der Alten ſtets mit Hinſicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der ſie entſtammen, ins Auge faſſen. „Nur dieſe Betrachtungsart", ſagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchſtücken, „kann zu wahrer philoſophiſcher Kenntniß des Menſchen führen, inſofern ſie uns nöthigt, den Zuſtand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforſchen und alle Seiten davon in ihrem großen Zuſammenhange aufzufaſſen. Das Streben nach einer ſolchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derſelben hoffen darf) kann man jedem Menſchen als Menſchen, in verſchiedenen Graden der Intenſion und Extenſion unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, ſondern auch dem mit Ideen beſchäftigten, dem Hiſtoriker im weiteſten Sinne des Wortes, dem Philoſophen, dem Künſtler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktiſchen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchſten Zweckes aller Moralität, der wachſenden Veredlung des Menſchen, eingedenk iſt, ſo wird er durch kein Studium beſſer belehrt, was er moraliſch unternehmen dürfe, und politiſch mit Erfolg unternehmen könne; ſo daß von dieſer Seite ſein Verſtand geleitet wird. Aber auch ſein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menſchen laſſen ſich auf Mißverhältniſſe ſeiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewiſſermaßen aufgehoben, und es erſcheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entſtehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das ſeither einſeitig betrachtete Individuum nach dieſem Ueberblick gleichſam in eine höhere Claſſe verſetzt wird."

„Von dem blos genießenden Menſchen," fügte Hum-

boldt noch hinzu, „ließe ſich eigentlich nichts ſagen, da der Eigenſinn des Genuſſes keine Regel annimmt. Aber ich ſetze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelſten Menſchen, aber der Menſchen in ihren edelſten Momenten. In dieſen nun ſind die vollkommenſten Freuden diejenigen, welche man durch Selbſtbetrachtung und durch Umgang in ſeinen mannigfachen Abſtufungen empfängt. Je höher ſolche Freuden ſind, deſto eher ſind ſie zerſtört ohne ein ſcharfes Auffaſſen des Seins unſerer ſelbſt und Anderer: aber dies iſt nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menſchen überhaupt. Dieſen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der äſthetiſche Genuß der Werke der Natur und der Kunſt gewährt. Dieſe wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Geſtalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Anſichten möglicher menſchlicher Empfindungen uns zu Gebote ſtehen, deſto mehr äußerer Geſtalten iſt die Seele empfänglich. Selbſt der ſinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantaſie ihm das reiche Schauſpiel ſeiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verſchiedenheit des Genießenden zugeſellt, und indem ſie dadurch gleichſam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert ſich durch eine ſolche Anſicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laſter, iſt, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, ſieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederſchlägt.“

„Laſſen Sie mich jetzt,“ ſagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchſtück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen ſich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueſte Kenntniß ihrer Nationalität zu den ſchönſten Abſichten unſerer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerſt den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der ſich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

ſolche Ausbildung des Charakters verbunden iſt, wie er in jeder Lage des Menſchen da ſein kann und da ſein ſollte, ohne Rückſicht auf individuelle Verſchiedenheiten und veränderliche Verhältniſſe. Der Menſch, den uns die griechiſchen Schriftſteller darſtellen, iſt doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Geſichtspunkten aus betrachtet, auch ſchönen Zügen zuſammengeſetzt. Beſonders heilſam muß das Studium eines Charakters, wie der griechiſche, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umſtände die Aufmerkſamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menſchen, mehr auf Maſſen von Menſchen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet iſt, und wo hohe und mannigfache Cultur ſehr weit von der erſten Einfachheit abgeführt hat. In ſolchen Zeiten muß es ſehr heilſam ſein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerſt vollſtändiger kennen lernen, ſtand noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur. Er ſtrebte nur ſeine perſönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Weſen war um ſo mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieſer am ſtärkſten ergriffen wurde. Dieſe Sinnlichkeit gab ihm ſo große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zuſammen. Humboldt beſchreibt dieſe alſo: „Als die Nation ſich noch nicht gänzlich aus dem Zuſtand der Rohheit herausgeholfen hatte, beſaß ſie ſchon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunſt und einen richtigen Geſchmack, nicht der Kritik, ſondern der Empfindung; und wiederum, als ſie ſchon das männliche Alter überſchritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes urſprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geiſtige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und ſtets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth iſt hier beſonders die ſehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unſere Welt wichtiger ſein, als ein Auffaſſen dieſes charakteriſtiſchen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung iſt überhaupt unentbehrlicher als dieſe, da ſie das ganze Weſen zuſammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine ſo große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geſchmack und Schönheitsgefühle entfernen müſſen.

„In den beſſern Zeiten von Athen (und auf dieſen Staat müſſen wir, als auf den am höchſten gebildeten, auch am meiſten zurück kommen) in Athen machte bei einer ſolchen Sinnesart die freie Verfaſſung ſelbſt eine ſo vielſeitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht blos der Natur und Stärke ſeiner Gründe nach; es ſah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anſtand: ſo blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungeſtraft vernachläſſigen durfte. Allein die Eigenſchaften, nach denen er zu ſtreben hatte, bezogen ſich alle eigentlich auf rein menſchliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur beſonderer Talente und Kenntniſſe. Dieſelbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menſchen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geſchäften Theil nahm, nur fort, ſich ſelbſt höher auszubilden.“

Am Schluſſe dieſes Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinſten griechiſchen Ausbildung zu verweilen, ſondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den früheſten Perioden. „Denn in dieſen liegen die fruchtbarſten Keime des eigentlich ſchönen Charakters der Griechen.“ Es ſei von da aus um ſo belehrender zu ver-

folgen, wie er ſich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieſer Zeit ſogar Humboldt's ernſtlicher Plan — nicht blos dieſe Hauptandeutungen — ſondern geradezu „eine mit ausführlichen hiſtoriſchen Beweiſen belegte Schilderung des griechiſchen Charakters" zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er ſich dies einmal vorgeſetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er dieſen Gegenſtand wegen ſeines zu großen Umfangs ſchon ſo gut wie aufgegeben habe und ſich jetzt auf eine Schilderung des dichteriſchen Geiſtes der Griechen zu beſchränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er ſich klar gemacht hatte, auch andern aufzuhellen. Wir müſſen uns daher, in dieſem Betreff mit den trefflichen Bruchſtücken begnügen, die allerwärts in ſeinen Schriften zerſtreut ſind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darſteller des griechiſchen Geiſtes und Lebens nicht verloren gehen werden. Der Geiſt eines ſolchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Dieſen erfaſſe man und dann wird, geſtützt auf das was unſere Alterthumsforſcher nach dem Erſcheinen des Anacharſis ergründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabſichtete, ſelbſt zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung ſeines Geiſtes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerſtreuten Winken über den Geiſt und die Bedeutung des Griechenthums ſei hier nur noch *einer* herausgehoben, der zwar aus ſpätrer Zeit herrührt, aber nicht nur alle ſeine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, ſondern zugleich die politiſch-nationalen Anſichten, die wir im vorigen Abſchnitt beleuchteten, auf höchſt bemerkenswerthe Weiſe ergänzt. Humboldt unter-

ſchied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz ſelbſtſtändigen Weiſe, in der es ſich dieſelben zu eigen machte. Gerade in dieſer Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare ſeiner Erſcheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und ſich doch wieder gegenſeitig in Schranken haltender Individualität.“ „Denn das Bewundernswürdige der griechiſchen Bildung,“ ſetzte er hinzu, „und was am meiſten den Schlüſſel zu ihr enthält, hat mir immer geſchienen, daß, da den Griechen alles Große, was ſie verarbeiteten, von in Kaſten getheilten Nationen überkam, ſie von dieſem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den ſtrengen Begriff in den loſeren der Schule und freien Genoſſenſchaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geiſtes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerſchaften und einzelne Städte, und durch wieder eben ſo aufſteigende Verbindung, die Verſchiedenheit der Individualität zu dem regſten Zuſammenwirken brachten. Griechenland ſtellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dageweſene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daſeins liegt, ſo beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechſelwirkung alles weltgeſchichtliche Fortſchreiten der Menſchheit.“[9]) Dieſe Worte finden ſich in einer der merkwürdigſten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweiſen uns auf's unverkenntlichſte, 1) wie ſehr ſeine Anſchauung der griechiſchen Welt mit allen ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in ſeiner ſpätern, praktiſchen

9) Geſ. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, ſei es Geſellſchaft, Staat oder Nation, angemeſſene Zugeſtändniſſe gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt ſeiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menſchlichen Einrichtungen feſtſteht, im Geringſten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'ſchen Alterthumsbetrachtung und ſeiner Richtung dahin zuſammengefaßt. Ehe wir nun auf die ſonſtigen Alterthumsbeſchäftigungen und dahin einſchlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, ſei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf ſchütteln, und ſelbſt, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit ſeines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieſer habe ſchon an ſich ſolche Anlagen und Eigenſchaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tauſende dagegen werde dieſe Schule, wie ſchon die Erfahrung hinlänglich beweiſe, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieſer Einwendung; doch läßt ſich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß iſt, daß immer eine gewiſſe Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachſen," iſt es um ſo nöthiger, die Fähigen dringend auf dieſe höhere Bildungsquelle hinzuweiſen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieſer Studien an's Herz zu legen. Endlich iſt ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige ſich zu allſeitigerer Ausbildung anſpornen laſſen, dieſe Wenigen, ſchon

durch ihr bloßes Daſein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, blos weil er die Claſſiker ſtudirt? Wer nicht den Geiſt der Alten einzuſaugen vermag, nicht ihren allſeitigen Uebungen nacheifert, mit Einem Worte nicht, in gewiſſem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie ſo vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beiſpiel gefördert wird, als durch Studien. Für ſie iſt am meiſten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechiſch geſchulten Geiſtern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechiſcher Bildung überhaupt beſtreiten und die Forderung, ihr nachzuſtreben, nur als eine Ueberſchwenglichkeit ſolcher anſehn, die von der Schönheit und Claſſicität der aus dem Alterthum erhaltnen Werke hingeriſſen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unſre beſten Köpfe hätten das Alterthum überſchätzt. Allerdings dringt namentlich deutſcher Geiſt tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unſer Streben auf einem ſolideren ſittlich religiöſen Grunde — aber an Allſeitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und äſthetiſcher Vollendung der ganzen Menſchlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und beſonders neueren Nationen in ſolchem Maße, daß es in dieſer Hinſicht, trotz ſeiner graduellen Beſchränktheit, gewiß als fruchtbarſtes Vorbild dienen kann. Humboldt ſelbſt überſchätzte den Grad griechiſcher Bildung und Fähigkeit und das Weſen griechiſcher Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt ſtellt er an ſich gar nicht einmal als Muſter für die Neueren auf, und ſelbſt in Kunſt

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entſchieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in ſeiner Totalität und Vollendung, am beſten geeignet ſei, das große Bruchſtück moderner Bildung zu ergänzen und dieſe damit zu vollenden. — Wenn Humboldt ſich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthſchätzung hätte verleiten laſſen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache ſchon übt manchmal einen verführeriſchen Reiz. So würden wir z. B. die attiſche Proſa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als ſo vollgültiges Muſter hinſtellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Geſ. W. I. 108—9 — thut. Denn ſo vollendet in ihr auch die Scheidung des poetiſchen und proſaiſchen Ausdrucks vollzogen ſein mag, ſo dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und ſüße Geſchwätzigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu ſehr unter dem Einfluß dichteriſcher Form ſtand und wie alles Dichteriſche mehr auf den ſchönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu ſehr von dem Element einer den Athenienſern eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt ſelbſt bemerkt, Sophiſtik durchdrungen war. Es iſt gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Proſa die Form über den Inhalt ſetzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieſer Proſa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form ſo viel und in gewiſſem Sinne alles gilt, das aber ſonſt mit allſeitigſter Kraft und Fertigkeit gerüſtet iſt, ſelbſt in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es verſteht ſich, daß wir, wenn von attiſchen Proſaikern die Rede, den Thucydides nicht ſpeciel mitinbegriffen haben. Dieſer ſteht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angeſehen werden, der den Charakter dieſer Proſa zuerſt durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt ſtellte, voller Ernſt. Er ſelbſt blieb dem Studium der Alten bis an ſein Ende treu, und ſetzte, um das Band ja nicht locker werden zu laſſen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutſche zu übertragen, ſelbſt unter den wichtigſten und drängendſten Staatsgeſchäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congreſſes feilte er an griechiſchen Chorgeſängen, und erfüllte ſolche Aufgaben gleich der nächſten und nothwendigſten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Akten“ — ſchrieb er einſt an Wolf — „verderben ſonſt einen Menſchen von Grund aus.“ [10])

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechſel, in welchem nicht nur die Anſicht über das Alterthum und die Encyclopädie der claſſiſchen Studien erörtert wurde, ſondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beſchäftigte. Urtheile und Rathſchläge gingen hin und wieder. Mit regſtem Intereſſe begleitete Humboldt Wolf's Forſchungen, und zwar nächſt den encyclopädiſchen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homeriſchen Werke und die projectirte der Platoniſchen. Humboldt war der Erſte, dem Wolf ſeine homeriſchen Unterſuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homeriſch genannten Gedichte,“ erwiederte ihm Humboldt ſchon im Januar 1793, „beſchäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntniſſe und Beurtheilung näher liegt.“ Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchleſen, ohne ſich zu präoccupiren, und, als hätte er blos einen ſolchen Gedanken gehört, auf ſeine Empfindungen merken. Dieſe werde er ihm dann en gros ſagen. Das Détail könne er erſt

10) Körte, a. a. O. II. 33.

Wolf's künftigen Détails hinzu oder entgegenſetzen. Dies that er, als die Wolf'ſchen Prolegomena ad Homerum erſchienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte verſichert,[11]) hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von dieſen mitgetheilt worden, geht ſchon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Anſicht über den Verfaſſer der Ilias und Odyſſee für erſchüttert, die Unterſuchung des Gegenſtandes aber noch lange nicht für geſchloſſen anſah. So ſpricht er ſich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Voß in Eutin einen Beſuch gemacht und auch mit ihm über dieſen Gegenſtand geſprochen. Voß war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geſchrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge für ſo ſchwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern," ſagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer, mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und andern Theils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. O. I. 277.

Gegner beſtreiten, nie aber ihn beſiegen zu können.“ [12]) Bis zu einem ſolchen entſchiedenen Sieg wird es aber auch ſchwerlich jemals irgend eine Anſicht über die Verfaſſer der Homeriſchen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyſſee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demſelben Dichter niedergeſchrieben worden ſind. — Voller Bewunderung äußert ſich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt ſie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee,“ gegen deſſen Entweihung Kant ſo ſehr eifere, platonice brauchen. Es ſei in jeder Hinſicht ein großes Werk und müſſe ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatiſche Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müſſen, falſche Lesarten und Fehler ſtatt Zeugen der Wahrheit zu finden. [13]) — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten ſeines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beſchäftigte er ſich wohl hauptſächlich um deſſentwillen mit der Aeſchyleiſchen Oreſtie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu ſpecielleren Forſchungen in dem Gebiete der philoſophiſchen Grammatik angeregt worden, läßt ſich, auch ohne nähere Belege, faſt als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der ſchon 1788 die deutſche Ueberſetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philoſophiſche Unterſuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von ſeiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er ſich einmal ſo gründlich mit dem Studium der Alten beſchäftigte, auch zu einzelnen ſpecielleren Forſchungen

12) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. S. 311—12.
13) S. Körte, a. a. O. I. 276–77.

auf dieſem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptſächlich zu ſolchen, die die allgemeinere Richtung ſeines Geiſtes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächſt dem Forſchen über die Natur und die Zwecke des Menſchen und neben der Alterthumskenntniß nichts ſo wichtig als das Studium der Kunſt, und zwar hauptſächlich der Dichtkunſt, und das Studium der Sprache. So finden wir denn ſein beſonderes Augenmerk, auch ſchon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poeſie gerichtet und unter den Gattungen derſelben wieder beſonders auf die Lyrik. Dieſe Unterſuchungen gingen bei ihm ſtets Hand in Hand mit der Totalauffaſſung des antiken Geiſtes auf der einen und mit äſthetiſcher Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unſere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutſche und griechiſche Sprache wie die Kunſt und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu paralleliſiren. Mit dieſem Triebe hingen auch ſeine Verſuche zuſammen, Muſterſtücke des griechiſchen Dichtergeiſtes in's Deutſche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unſrer Sprache, ſich bis zu griechiſcher Beweglichkeit und Kunſt emporzuſchwingen, gleichſam mit eigner Hand auf die Probe ſtellte, während ihm die Ueberwältigung ſolcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darſtellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So iſt uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichſten Charakteriſtiken antiker Anſchauungsweiſe und Kunſt erhalten. Wir rechnen hieher beſonders ſeine Einleitungen zu einzelnen Pindariſchen Hymnen, die große Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in ſeinem ſprachphiloſophiſchen Hauptwerk: „Ueber die Verſchiedenheit des

menſchlichen Sprachbaues" (Einleitung zur Kawi-Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervorheben, z. B. die Darſtellung der antiken Begriffe Nemeſis und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der griechiſchen Göttergeſtalten (Geſ. W. I. 217—30), und von den vielen unvergleichlichen Charakteriſtiken griechiſcher Dichtereigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar (Geſ. W. I. 297—98. 330—31), des Aeſchylos und des Agamemnon insbeſondere (in der Einleitung zu dieſem), des Lukretius (Geſ. W. I. 99—100), endlich folgende Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über die Griechen, 253: Griechiſche Litteratur, 255: Römiſche Proſa, 239—40: über eben dieſe und über Tacitus, 250: über Ariſtoteles und Platon. Dieſe Stellen gehören zu dem Herrlichſten, was je über den Geiſt der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftſteller und Werke geſagt worden.

Am meiſten jedoch beſchäftigten Humboldt die Dichter, vor allem Pindaros und Aeſchylos — eine Vorliebe, die wirklich ſehr charakteriſtiſch, und in mehr als einem Betracht der zu gleichen iſt, die er für Schiller's Dichtweiſe hegte. Pindar und Aeſchylos ſind die erhabenſten unter den griechiſchen Dichtern, Schiller iſt es unter den neueren. Beide Griechen, und namentlich Pindar, ſind vorzugsweiſe ſpruchreich; ſie mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellektualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminationspunkt erreicht hat. Wie aus Schiller, ſpricht uns aus dieſen Griechen ein ſittlicher Adel und die Kräftigkeit eines Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigenſchaften, die Wirkung ihrer dichteriſchen Kraft verdoppelt. Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz. An ihnen beſonders ſtudirte er die alterthümlich kraftvolle Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poeſie,

die ſich bei dieſem Volk nachher in ſo vielfachen Formen und Geſtalten offenbarte, wirkt bei dieſen ältern Dichtern noch in zuſammengedrängter Kraft, und um ſo ſtärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verſchmelzung plaſtiſcher und muſikaliſcher Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt ſteht. Ueberhaupt ſchienen Humboldt die Lyriker und die lyriſchen Beſtandtheile des Drama am geeignetſten, die Elemente griechiſcher Kunſt und das Charakteriſtiſche ihrer Compoſition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächſt Pindarn dem Aeſchylos beſonderes Studium, weil bei dieſem das Lyriſche weit unvermittelter dem epiſchen Beſtandtheile der Tragödie zur Seite tritt, ſtatt durch innigere Vereinigung mit dieſem das eigentlichſt Dramatiſche hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechiſchen Dramatik ein beſonderes Studium zu widmen, um die lyriſche Poeſie dieſes Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es ſchien ihm daher wünſchenswerth, daß dieſe Chorſtücke vollſtändig geſammelt und, von deutſchen metriſchen Ueberſetzungen begleitet, beſonders herausgegeben würden. Dann erſt werde ſich ſowohl ihre Verwandtſchaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit überſchauen laſſen, während ſie jetzt nur zerſtreut und mit einer auf das ganze Stück, dem ſie einverleibt ſind, getheilten Aufmerkſamkeit geleſen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit ſelbſt einmal eine ſolche Sammlung zu veranſtalten. Er ſpricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Ueberſetzung eines Chors aus Aeſchylos' Eumeniden voranſtellte, von welcher gleich nachher die Rede ſein wird. Der Plan war jedoch ſchon damals auf ſpätre Zeit hinausgeſchoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Intereſſe, das Humboldt gerade für dieſen Theil der griechiſchen

Dichtkunſt hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, ſondern vielleicht ſogar ſein Hauptwerk in dieſer Hinſicht, die Ueberſetzung des ganzen Aeſchyleiſchen Agamemnon. Denn in dieſem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein ſichereres Mittel, ſich ganz in den Geiſt eines Volkes oder ſeiner Sprache und Kunſt zu ſenken, als der eigne und immer fortgeſetzte Verſuch, deſſen Schriftſteller und namentlich Dichter, mit möglichſter Treue in die Mutterſprache zu übertragen. Humboldt lag dieſe Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten ſchon, daß er daran zugleich die Verwandtſchaft unſerer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und ſein eignes Sprachvermögen in ſteter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzuſetzen, daß er auch ſeine eigne dichteriſche Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Beſitze eigentlich produktiver Dichterkraft, ſo loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allſeitiger begabten Menſchen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetiſche Flamme, und zwar in ihm eine ſolche, die, faſt zunehmend mit den Jahren, ſich auch in ſelbſtſtändigen lyriſchen und elegiſchen Ergüſſen Luft machte. Pindar und Aeſchylos waren von den Griechen die ſeiner eigenen poetiſchen Stimmung wahlverwandteſten Geiſter. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade dieſen ſchwerſten griechiſchen Claſſikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher geleſen, mit wieviel Selbſtprüfung er an die erſten Verſuche ging, wie er Schillern um ſeine Meinung erſuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zuſammen das Urtheil ziemlich erſchöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfiſche einholte, wie er es ſpäter auch bei den erſten Verſuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Ueberſetzer ſtellte, war es auch keine Kleinigkeit, ſich gleich an ſolche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Ueberſetzungskunſt unter den Deutſchen in der erſten Entwicklung begriffen war, die Zeitmeſſung unſrer Sprache noch ſo ſehr im Argen lag und endlich unſre Sprache ſelbſt zu ſolcher Schmiegſamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbſt Voß, der große Meiſter, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte ſich erſt viel ſpäter an ſchwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeſchylos ſo wichtigen Silbenmaße feſtgeſtellt und wie ſehr damals noch der Text dieſer Dichter in dieſer Hinſicht und überhaupt verwahrloſt war, ſo können wir Humboldt's Wagſtück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Geſetze finden; der Verſuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forſcher in dieſem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'ſchen Arbeiten gewiß die wichtigſte werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in ſo weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz iſt er es allerdings noch von keinem Ueberſetzer. Die meiſten Verſuche fielen immer noch zu ſteif aus, oder ſie verwäſſerten den Dichter. Es giebt ſogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urterts, gar nicht zu genießen ſind. Von frühern Verſuchen ſind auch die einzelnen Herderſchen keineswegs zu verachten. Sie ſind zwar eher Umdichtungen, als Ueberſetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetiſchen Friſche und Klarheit verdienſtlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Ueberſetzer iſt auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die ſtrophiſche Abtheilung ganz verwiſcht. Humboldt's Ueberſetzungen ſind noch bis heute faſt die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, ſich erſt kürzlich ausdrückte,

„Treue in Inhalt und Form mit Klarheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks vereinigen.“ Eine Freiheit, die er ſich, namentlich in früherer Zeit, genommen, nämlich die Brechung der Worte, iſt, nach neueren Unterſuchungen, bei Pindar als unzuläſſig befunden worden. Wir erwähnen dies nur, weil es — mit Ausnahme einiger der früheſten Verſuche — Humboldt's Wille war, ſich ganz ſtreng auch an die Form des Originals zu halten.

Es war einmal ſein Wunſch, den ganzen Pindar zu überſetzen. Aber ſchon 1795 glaubte er nicht mehr an die Realiſirung deſſelben.[14]) Doch fuhr er bis in ſeine ſpätern Jahre fort, an der Uebertragung einzelner, auserwählter Oden zu feilen. Er ſuchte ſich theils die ſchönſten, theils ſolche aus, die ein beſonders eigenthümliches Gepräge an ſich tragen. Im zweiten Bande ſeiner geſammelten Werke ſind fünfzehn Stück enthalten, von denen bisher kaum der dritte Theil im Druck erſchienen war. Wir können mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ein beträchtlicher Theil dieſer Oden ſchon in den Jahren 1792—94 entſtand oder wenigſtens angefangen wurde. Doch nur von Zweien wiſſen wir es gewiß, von der Ueberſetzung der zweiten Olympiſchen, die Humboldt einzeln (Berlin, 1792) herausgab, und von der vierten Pythiſchen, die er, nach ſeiner eignen Ausſage gegen Schiller[15]), ſchon zu Auleben gemacht hatte, aber erſt 1795 in Gentz neuer deutſcher Monatsſchrift abdrucken ließ (November, S. 173—208.) Letzterer fügte er eine ſehr intereſſante Einleitung und auch erklärende Anmerkungen bei. In dieſer Einleitung ſagt er auch, daß die Ueberſetzung ihm nicht mehr ganz genüge, und daß er mehrere Stellen noch umgeändert haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Einheit des Ganzen zu ſchaden, von der die Hauptwirkung

14) Briefwechſel zw. Schiller und Humboldt, S. 295.
15) Ebendaſelbſt.

abhänge. Das Silbenmaß kommt in dieſer Ode mit dem des Urterts in der Wiederkehr ähnlicher rhythmiſcher Perioden, nicht aber in Abſicht der einzelnen Verſe überein, was Humboldt erſt etwas ſpäter verſuchte. — Außer dieſen Pindariſchen Stücken überſetzte er in dieſem Zeitraum auch einige Chöre aus Aeſchylos' Eumeniden und einen derſelben (V. 299—399) ließ er, mit einer kurzen Vorerinnerung, in Bieſter's Berliner Monatſchrift v. J. 1793 erſcheinen (Auguſt, S. 149—56.) Wir haben oben von dem Plane berichtet, mit dem dieſe Verſuche zuſammenhingen.

Humboldt gehört anerkannt zu unſern trefflichſten Ueberſetzern; ſeine Arbeiten in dieſer Hinſicht, namentlich der Agamemnon, reihen ſich würdig an die Leiſtungen eines Voß, A. W. Schlegel, Wolf, alſo der berühmteſten Namen in dieſem Fache an. Wenn ſeine Arbeiten noch immer etwas Schweres und an einzelnen Stellen ſelbſt undeutſch Scheinendes an ſich tragen, ſo liegt der Grund davon nicht in der Fähigkeit des Ueberſetzers ſondern in der Strenge der Principien, denen er folgt, dem damaligen Stand unſerer Sprache, die in ihrer Bildung noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, um das überall freiwillig zu leiſten, was man nach dieſen Principien von ihr fordert, endlich aber und hauptſächlich, in der Schwierigkeit der Dichter, deren Bewältigung der Ueberſetzer ſich zur Aufgabe machte. — Nach dieſen Principien iſt eine nur den Sinn und Grundton eines Werkes wieder ſpiegelnde Nachbildung, ſo verdienſtlich ſie auch ſein mag, noch lange keine Ueberſetzung im wahren Sinne. Dieſe beſteht in der Kunſt *charakteriſcher Nachbildung* d. h. in dem Vermögen, den Charakter des Originals mit möglichſt treuer Anſchmiegung an Inhalt, Ton, Sprache und Rhythmus in einer andren Sprache wiederzugeben. Was die Treue der Ueberſetzung, in Betreff der im Urtert gebrauchten Wendungen und Ausdrücke anlangt, ſo

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich ſcheinen wird. Man müſſe, ſagt er, bei jeder Beurtheilung einer Ueberſetzung zuerſt davon ausgehen, daß das Ueberſetzen an ſich eine unlösbare Aufgabe ſei, da die verſchiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weiſe gebildeter Begriffe ſeien. Nur von demjenigen, der dies richtig verſtehe, und davon durchdrungen ſei, laſſe ſich eine gute Ueberſetzung erwarten. „Jede Ueberſetzung," fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht blos an die Schönheit, ſondern auch an den Sinn des Originals ſein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt ſie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß ſie mehr leiſten. Er muß nämlich bei einer guten Ueberſetzung zu erkennen im Stande ſein, welches Wort im Text ſteht." (Geſ. W. I. 136.) Aber nicht blos der Ausdruck ſoll mit dieſer Treue wiedergegeben werden, ſondern eben ſo der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Ueberſetzung, die nicht auch dies erſtrebt, giebt keinen vollſtändigen Begriff von dem Charakter der Urſchrift, und namentlich eines Kunſtwerks. Selbſt bei Ueberſetzungen indiſcher Lehrgedichte, wo es hinreichend ſcheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichſter Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an ſich doch meiſt nicht von ſo großem Werthe iſt — gab Humboldt dennoch die metriſche Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, ſagt er ſelbſt bei einer ſolchen Veranlaſſung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleiſtet haben, aber eine metriſche, ſelbſt weniger gelungene Ueberſetzung gewähre doch immer einen anſchaulicheren Begriff von dem Originale. Sie könne auch in unſerer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Ueberſetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung verſetzt, die bindenden Geſetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen ſchleppende proſaiſche Umſchreibungen unmöglich, und ſchneiden die ſonſt leicht zu weit gehende Unſchlüſſigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weiſe ab.“ (Geſ. W. I. 35.) Am umfaſſendſten ſprach ſich Humboldt in der Einleitung zur Ueberſetzung des Agamemnon über dieſen Gegenſtand aus, und hier vergaß er auch nicht des erſten Begründers dieſer Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, ſagt er, ſeien eigentlich unüberſetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von ſo eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die blos körperliche Gegenſtände bezeichnen, ſo ſei ſchon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieſer oder jener Nebenbeſtimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verſchiedenheit dar. Vergleiche man die beſten, treueſten Ueberſetzungen, ſo erſtaune man, welche Verſchiedenheit ſelbſt da vorhanden ſei, wo man Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten ſuchte. Eine Ueberſetzung werde ſogar abweichender, je mühſamer ſie nach Treue ſtrebe; gerade weil ſie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verſchiedene gegenüberzuſtellen vermöge. „Dies darf indeß,“ fährt Humboldt fort, „vom Ueberſetzen nicht abſchrecken. Das Ueberſetzen, und gerade der Dichter, iſt vielmehr eine der nothwendigſten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen ſonſt ganz unbekannt bleibende Formen der Kunſt und der Menſchheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutſamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es iſt die wunderbare Eigenſchaft der Sprachen, daß

alle erſt zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geiſt der Nation, die ſie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren geſteigert werden können. Es iſt nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten ſehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen ... ſich Alles, das Höchſte und Tiefſte, Stärkſte und Zarteſte ausdrücken läßt. Allein dieſe Töne ſchlummern, wie in einem ungeſpielten Inſtrument, bis die Nation ſie hervorzulocken verſteht. Alle Sprachformen ſind Symbole ... Dieſen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geſchieht, daß man ſie in ſolchem denkt, ausſpricht, empfängt und wiedergiebt, und ſo wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne geſteigert, zu einem mannigfaltiger ſich darſtellenden ausgedehnt. Wie ſich aber der Sinn der Sprache erweitert, ſo erweitert ſich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beiſpiel anzuführen, nicht die deutſche Sprache gewonnen, ſeitdem ſie die griechiſchen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat ſich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derſelben, ſondern in ihrer Maſſe, bis auf Frauen und Kinder verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverſtellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden ſind? Es iſt nicht zu ſagen, wieviel Verdienſt um die deutſche Nation durch die erſte gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopſtock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klaſſiſche Alterthum in die deutſche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung iſt in einer ſchon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und ſie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch dieſe mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denſelben Gegenſtand unermüdet von neuem bearbeitete, die feſte, wenn gleich allerdings noch der Verbeſſerung fähige Form erfunden, in der nun, ſo lange deutſch geſprochen wird, allein die Alten deutſch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erſchafft, der iſt der Dauer ſeiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialiſchte Werk, als einzelne Erſcheinung, ohne eine ſolche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demſelben Wege bleibt. Soll aber das Ueberſetzen der Sprache und dem Geiſt der Nation dasjenige aneignen, was ſie nicht, oder was ſie doch anders beſitzt, ſo iſt die erſte Forderung einfache Treue. Dieſe Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlaſſung jenes, auf ſeine Zufälligkeiten gerichtet ſein, ſo wie überhaupt jede gute Ueberſetzung von einfacher und anſpruchloſer Liebe zum Original, und daraus entſpringendem Studium ausgehen, und in ſie zurückkehren muß. Mit dieſer Anſicht iſt freilich nothwendig verbunden, daß die Ueberſetzung eine gewiſſe Farbe der Fremdheit an ſich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, iſt hier ſehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, ſondern das Fremde gefühlt wird, hat die Ueberſetzung ihre höchſten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an ſich erſcheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Ueberſetzer, daß er ſeinem Original nicht gewachſen iſt.“ Wenn man dagegen aus ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, ſo zerſtöre man alles Ueberſetzen, und allen Nutzen deſſelben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die franzöſiſchen Ueberſetzungen auch nicht das Mindeſte des antiken Geiſtes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationelle Verſtehen derſelben — denn von einzelnen Gelehrten iſt hier

nicht die Rede — dadurch im Geringſten gefördert worden ſei. Der wahre Ueberſetzer müſſe ſich möglichſt ſchlicht an den Ausdruck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verſchiedener Ton entſteht. Vor Undeutſchheit und Dunkelheit habe man ſich zu hüten, allein in dieſer letztern Rückſicht müſſe man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Ueberſetzung kann und ſoll kein Commentar ſein. Sie darf ſogar Dunkelheiten enthalten, wo ſie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urſchrift verſtellen. Man muß ſich nothwendig in die Stimmung des Dichters, ſeines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Perſonen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieſer Aufmerkſamkeit muß man auch der Ueberſetzung ſchenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Urſprache rieſenhaft und ungewöhnlich iſt, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich ſein ſolle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Ueberſetzer am ſchwerſten, und nie durch Mühe erringt, ſondern meiſt nur einer erſten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes iſt, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Ueberſetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechiſchen Dichtern, vorzüglich den dramatiſchen, waltet, iſt eine Welt für ſich, auch abgeſondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Muſik. „Er ſtellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es ſich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen iſt.“ Die Griechen ſind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies iſt, nach Humboldt's Erachten, das, was ſie am ſchärfſten charakteriſirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, ſei nur ein ſchwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmiſcher Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja ſogar das moraliſche und politiſche Schickſal der Nation in hohem Grade beſtimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichſte Loos gefallen, das ein Volk ſich wünſchen kann, das durch Geiſt und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrſchen will. Die deutſche Sprache ſcheint unter den neueren allein den Vorzug zu beſitzen, dieſen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird ſtreben, ihr dieſen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Denn er iſt der Erhöhung fähig; und deßhalb dürfe der Ueberſetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, ſich doch keine rhythmiſchen Freiheiten erlauben. Nur ſo wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Ueberſetzungen ſind doch mehr Arbeiten, welche den Zuſtand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßſtab, prüfen, beſtimmen, und auf ihn einwirken ſollen, und die immer von neuem wiederholt werden müſſen — als dauernde Werke.“

Zu ſo vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Ueberſetzungskunſt, ſo ſelbſtſtändig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voß zuerſt begründet hat und die mit deſſen Anſicht auch im Weſentlichen ganz übereinſtimmen. Eben ſo ſcharf ſind die Sätze, die Humboldt (in derſelben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutſche Zeitmeſſung, auch hier auf Voß'ens Wege eigenthümlich fortſchreitend, aufſtellt. Dieſe Grundſätze ſind zum Theil ſtrenger, und auch richtiger als die von Voß. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen deſſelben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in ſeiner bekannten Recenſion des Voß'ſchen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geſchrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den ſich der junge Recenſent gegen einen Voß erlaubte, hie und da für muthwillig.[16]) Humboldt ſelbſt tadelte viel an dem, was ſich Voß, als Ueberſetzer, in Behandlung der deutſchen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in ſeinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller ſchreibt (14. Sept. 1795), einige Geſänge der Voß'ſchen Odyſſee einmal nur in Rückſicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, ſagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbeſſerungen ſeien gewiß unentbehrlich, aber man müſſe die rechte Grenze im Neuern zu finden wiſſen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt ſelbſt viel über dieſe Grenzen nachzudenken. Man müſſe, davon ſei er überzeugt, beſonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor ſich habe, achten. Der Ueberſetzer müſſe daher am ſparſamſten mit Sprachverbeſſerungen ſein, da er ſeine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, ſondern nach einer beſtimmten anderen Sprache umändere. Es würde daher, nach ſeiner Meinung, zuvörderſt nothwendig ſein, die Eigenthümlichkeiten einer beſtimmten Sprache ſo genau und zugleich ſo ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empiriſche Regeln für die Sprachverbeſſerung herzuleiten. Er ſelbſt aber ſehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen ſei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voß ſtreiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 313.

haben." — So ſehr Humboldt im Allgemeinen den Voß'ſchen Principien der Ueberſetzungskunſt beiſtimmte, ſo hielt er die Art, wie dieſer ſie ſelbſt anwendete, und die ganze Manier ſeines Ueberſetzens durchaus nicht für eine vollgültig muſterhafte. Dieſe Manier hat zu wenig Geſchmeidigkeit, ſie behandelt alles beinahe über einen Leiſten, und verräth oft zu wenig Kunſtſinn. In dieſer Hinſicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'ſche Uebertragung des Homeriſchen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich)[17]) an welcher ſonſt in Rückſicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszuſetzen war. „Göthe's Hymnus," ſchreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „iſt ſtellenweiſe ſehr ſchön überſetzt, und es iſt artig, eine von der Voß'ſchen ſo ganz abgehende Manier zu ſehen." Humboldt's eigne Arbeiten ſind ganz frei von der doch wieder beſchränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Ueberſetzungskunſt ſich von Jahr zu Jahr mehr einſponn, der darin wieder recht die Schranken der menſchlichen Natur Kund gab: im Beſitz der vollkommenſten Principien, und von dem eifernſten Streben beſeelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leiſten. So konnten es ihm die ausgezeichnetſten ſeiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutſchheit und einer dem Genius der Urſchriften treueren und ſelbſt genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu ſolcher Muſterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch ſpäter beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er ſich nicht gerade die ſchwierigſten Auf-

17) Warum fehlt ſie noch immer in Göthe's Werken?

gaben geſetzt, ſo würde er gewiß das Höchſte, was zu ſeiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch ſo gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollſten und Bedeutendſten, was Deutſchland in dieſem Gebiete geleiſtet hat.

Schon das Studium der griechiſchen Sprache feſſelte Humboldt mit unverſiegbarem Reiz. Sie erſchien ihm als die vollendetſte aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, ſagt er in einem Sonette, entbrannte des Geiſtes heilige Flamme „tonreich, wie keinem andern Volk hienieden". Daß ſich die geſchichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geiſt dieſes Volks von ſelbſt zum Stoffe der Kunſt geſtalteten, hielt er hauptſächlich für eine Wirkung der in ihrem erſten Urſprung dichteriſchen Sprache, die als ſchöne Form jede Materie ſich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er ſie in einer Abhandlung über das Entſtehen der grammatiſchen Formen (1822): „In dem künſtlichen Periodenbau dieſer Sprache," ſagt er da, „bildet die Stellung der grammatiſchen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verſtärkt und in ſich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entſpringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichſam leiſe umſchwebender Reiz, ungefähr ebenſo, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Geſtalten ſelbſt, aus den bloßen Umriſſen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber iſt dies nicht blos eine flüchtige Befriedigung der Phantaſie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logiſchen Verhältniſſen auch die grammatiſchen genau entſprechen, und der Geiſt wird immer ſtärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an ſcharfe Sonderung der grammatiſchen Formen gewöhnt."

Das Studium dieſer Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philoſophiſchen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entſtehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 ſchreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzuſuchen, einen beſtimmten Charakter irgend einer Sprache zu ſchildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat ſicher große Schwierigkeiten.“ Es war auch in jeder Hinſicht auf dieſem Gebiete ſo gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforſchern früherer Zeit fehlte der ſpekulative Sinn und von den ältern Philoſophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch dieſe, ein Locke, Leibnitz, die Senſualiſten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten ſie zu Tage gefördert! Humboldt, deſſen Nachdenken ſo tief auf den Zuſammenhang des Sinnlichen und Nichtſinnlichen gerichtet war, und der damit einen ſolchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine conkrete Einheit jener Faktoren gegeben ſei; das Studium des Gegenſtandes mußte ihn nothwendig immer mehr anreizen; er mußte ſich in das ganze Gebiet der poſitiven und vergleichenden Sprachkunde verſenken, um in ſeinem höhern Alter ſelbſt der Schöpfer der Philoſophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für ſeine äſthetiſche Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darſtellung der äſthetiſchen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch ſtete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um ſo fruchtbarer auf ſeine Kunſteinſicht, weil er dabei ſtets auch die deutſche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unabläſſig mit einander zu vergleichen. In

der deutſchen Sprache, die er ſo innig liebte und verehrte, ſah er jederzeit das dem Griechiſchen verwandteſte Idiom, ja ſelbſt die Bürgſchaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preiſt er in einem dichteriſchen Zuruf, ſchon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geſchick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menſchheit gründlicher zu durchſchauen.

„Denn die Sprache Teutonien's iſt's, die, geſchmeidiger Bildung,
„Einſt dir des ahnenden Geiſts Erſtlingsgedanken erſchließt;
„Sie, die von eigenem Stamm entſproſſen, und kräftig und edel,
„Näher des Griechen Flug rauſchende Fittige ſchwingt.
„Wenig wird noch erkannt das Volk, das ſtill und beſcheiden,
„Aber tieferen Ernſts kühnere Bahnen ſich bricht;
„Doch ſie kommt die vergeltende Zeit, ſchon winkt ſie nicht fern mehr,
„Wo es dem Folgegeſchlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
„Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
„Sichrer herrſchet durchs Wort, edler ſein ſchaffender Geiſt.
„Wie in den Tagen des Herbſts die Sonne, von Nebel umſchleiert,
„Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erſt ſchießt;
„Aber kräftiger bald zertheilt ſie die fliehenden Wolken,
„Und auf die freudige Flur gießt ſie das flammende Licht.“ [18])

So war er auch unabläſſig bemüht, nicht blos den Charakter der griechiſchen Kunſt, ſondern zugleich das Weſen der neuern Dichtung, und beſonders der deutſchen, zu erfaſſen. Je mehr die Alten ſeine äſthetiſche Einſicht förderten, je weniger überſah er das großartige Streben ſeiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch ſeine Studien ſo gekräftigt war, führte ihn das Geſchick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten ſich dem Kunſtideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretiſche Einſicht zu vollenden, eines Genoſſen kaum

18) Geſ. W. I. 382.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geſchöpft hatte und nicht ſchon von vornherein in modernen Vorſtellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenoſſen, an Herder, Woltmann, ſelbſt an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffaſſung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geiſt, der eben ſo viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunſt, eben ſo ſelbſtſtändige Bildung als Hingebung an die edelſten Beſtrebungen Andrer beſaß. Da Leſſing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieſer Männer ein; er förderte ſie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieſer Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menſchlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf dieſe, hauptſächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unſre neuere Philoſophie der Kunſt begründet.

Drittes Buch.

Innigſter Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauſchend ſtrömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu ſchauen.

Ich ſah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erſtenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geiſt des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreiſes ſchmückte,
Die beiden ſtrahlverwandten Zwillingsſterne,
Die ſpät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundſchaftsnähe mir das Schickſal rückte,
Da Bande, von der Liebe ſüß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit ſolcher Begeiſterung feiert Humboldt noch in ſpäten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meiſten Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unſrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentauſch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberſchrift: „Morgen des Glückes“ (Geſ. W. II. 364). Es bezieht ſich zum Theil ſchon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allſeitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe ſich dazu geſellt, wo unſer

Freund an dem Wirken dieſer Männer den vertrauteſten und ehrendſten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigſten Glieder jener Weimar-Jenaiſchen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zuſammenlebens ſo vieler bedeutenden Geiſter auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unſrer Dichtung und die ſchöne Jugendzeit unſrer Wiſſenſchaft in ſich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unſrer claſſiſchen Poeſie — auch Schiller nahm endlich da ſeinen Wohnſitz, und hier war es, wo er vom Wallenſtein ab jene Reihe Meiſterwerke ſchuf, die ihn uns Allen und namentlich unſrer Bühne ſo unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Profeſſor an dieſer Univerſität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in ſich deſto ergriffener von dem philoſophiſchen Geiſte, der an dieſem Orte damals ſeine Stätte gefunden hatte. Zunächſt war es der Geiſt des großen Königsbergers, der dort den mächtigſten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er ſich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutſchland aus. Bald aber wurde das Kant'ſche Syſtem von neuen Richtungen, die aus ſeinem Schooße emporſtiegen, zurückgedrängt, und an demſelben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrſchaft gehabt hatte, erlebten Fichte's Syſtem und die Naturphiloſophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da ſeine Laufbahn. Wie Weimar, ſteht auch Jena, in ſeiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das ſpätere Berlin verglichen werden kann, ſo ſtellt ſich doch gerade in dieſem Vergleich die weſentliche Unterſchiedenheit zu Tage. Jena erſcheint uns im Gegenſatz zu der Capitale des deutſchen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräſentirt das jugendliche Alter des deutſchen Denkens mit allen ſeinen Mängeln und Vorzügen, während an der ſpäteren Schöpfung ſchon das gereiftere Weſen der Forſchung und Wiſſenſchaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blaſirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar iſt. In der Muſenſtadt an der Saale gährten die verſchiedenſten Beſtrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des ſpekulativen Geiſtes waren vertreten; während der ſpätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der erſten Jahre nach der Stiftung der Hochſchule — ſo vielſeitig nicht war und ſich meiſt noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit ſein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die ſpätere Zeit anſchlagen möge, ſo bleibt doch unbeſtritten, daß dieſer nur an die Stelle des früheren getreten iſt, dabei aber jenen Reiz des friſchen Blühens und Werdens der Wiſſenſchaft entbehren muß, ohne ſeinerſeits durch eine genugſam befriedigende Erhebung der Spekulation dieſen Mangel ſchon zu erſetzen. — Hiezu kam noch, daß die philoſophiſche Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unſrer claſſiſchen Dichtung parallel ging, und ſchon mit dieſer, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantiſchen Schule — die ſchon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zuſammenhange ſtand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philoſophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch ſchon einer unſrer größten Dichter mit der Spekulation in ſo inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie ſie die neuere Philoſophie bot, faſt bedurfte. In der That, dieſe neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unſre großen Dichter in den Xenien angezündet, die Atmosphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen ſich leichter auf das Aechte und Große wenden konnten, ſo pflanzten an demſelben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmfahne auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetiſchen Tendenzen der ältern Poeſie und den Ungeſchmack der Maſſen. Auch das ſteigerte den Ruf dieſer Stadt; alle Blicke waren auf dieſen Mittelpunkt Deutſchlands gerichtet. Beinahe Alles, was ſich in der Litteratur hervorthat, beſonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Ilm und Saale, um von den Meiſtern der Kunſt oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, ſich gleichſam den Ritterſchlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwiſchen Alt und Neu, wie es auf ſo engem Raume, in den Ringmauern ſo kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürſtlichen Hofes vielleicht nie, wenigſtens in dieſer Art nicht erlebt worden. Es war für das geiſtige Leben ein prächtiger Moment. Weſtlich und ſüdlich gab es Stürme ganz andrer Art, Stürme, gegen die der litterariſche, der philoſophiſche Kampf ſelbſt den Kleingeiſtern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erſcheinen mochte, während Andere den ganzen Ernſt dieſer Kämpfe erkannten und ſich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuariſchen Getöſe franzöſiſcher Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutſchland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weiſe, an Anderes zu denken! Wie manches Reinmenſchliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu ſcheinen, wie mancher Uebermuth ſelbſt ſich umtummeln, ohne, wenigſtens in den Augen der meiſten Regierungen, als ſtaats- oder ſittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Churſachſen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochſchule vertrieb, ſo wurde dieſem alsbald und zwar damals von der preußiſchen Regierung und in Berlin ſelbſt ein Aſyl gewährt. Ein reges Geiſterleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürſten von dem offnen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl Auguſt oder — bürgerliche Zuſtände, die einen Schirm ſolcher Art entbehrlich machen.

In ſolchem Glanze ſtand Weimar und Jena um und ſeit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Beſitz eines Dichterpaares, das, urſprünglich ſo verſchieden geartet, ſich zum Staunen der Zeitgenoſſen vereinigte, um gemeinſam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben dieſen Geiſtern und einem ſolchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, ſei es von Alters her oder neuauftauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts ſo volle Früchte abgeworfen, als unſre Dichtung, ſo konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleiſtet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritiſch als produktiv; ſie erweiterte zwar die betretnen Pfade in der Theorie und Praxis, aber ſie verflüchtigte auch das Gewonnene und ſtellte bei all' ihrem Streben, die Phantaſie aus den Ketten der Philiſterhaftigkeit und unpoetiſcher Tendenzen zu befreien, doch viel weniger ſelbſt etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß ſie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beſte zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabſichtete man freilich nicht — demnächſt Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchſte Verdienſt der Romantiker: den Sinn für die Kunſt unter den Deutſchen außerordentlich gehoben zu haben, ſo kann dagegen die Thatſache kaum noch beſtritten werden, daß ſie ſelbſt das Wirken und Schaffen jener großen Geiſter unmittelbar fortzuſetzen nicht im Stande waren, ja daß ſie einen Fortgang ſolcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück — dürfen wir hinzuſetzen — huldigten wenigſtens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beiſpiel. Auf ſolche Weiſe, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungeneren Formen unſrer claſſiſchen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in ſpätrer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantiſchen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Beſten, was unſre alten Meiſter ſchufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil ſogar wetteifernd, ſich anreihen. Was ſonſt unſre poetiſche Literatur neuerer Zeit aufweiſen mochte, beſonders die überwuchernde, blos ſubjektive oder Tendenz-Lyrik, ſteht nur allzuſehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und ſo ſehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angebornen dichteriſchen Natur unſres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz verſiegte und gegenwärtig ſich auf der Höhe einer großen Errungenſchaft und ſehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig ſchöpferiſche Kraft oder wahrhaften Fortſchritt in der Kunſt.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht die Einwirkung der romantiſchen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unſrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandtniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der ſich ſelbſt als Dichter verſucht haben will — dann haben wir um ſo triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir beſonders diejenigen Männer als ſichere Leitſterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter ſelbſt am unverrückteſten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anſchauungsweiſe am innigſten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachſen ſind und nächſt den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigſte Tradition jener Weimar-Jenaiſchen Periode gelten können. Nun — ein

ſolcher Führer kann uns Humboldt ſein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie ſo viele Andere, ſich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geiſtigen Beſchäftigungen lebte, den regſten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor ſo Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der ſeine. Aber je ſtiller und für Viele unſcheinſamer ſeine Mitwirkung war, deſto tiefer und bedeutender war ſie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andrer in dieſem Grade — genoß die Freundſchaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erſtern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrauteſten und wirkſamſten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch ſeine Mitwirkung, die Principien der Kunſt auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Weſentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, inſofern es der Kunſt angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueſte Hingebung und fühlte ſich noch kurz vor ſeinem Ende mehrmals gedrungen, ſie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller nebſt der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunſtverſammlung zu Berlin richtete, ſind uns dafür die unzweideutigſten Belege. Dabei ſpricht ſich zugleich wenigſtens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einſtmalige Verbindung mit dieſen Geiſtern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieſes Buches geſtellt, äußert ſich dieſes Gefühl wahrhaft begeiſtert; und auch im vertraulichen Geſpräch hielt er es nicht zurück, „daß er ſich jener Zeit ſelig wiſſe.“ Dagegen hat er es, mit löblicher Beſcheidenheit, den Nachkommenden überlaſſen, von ſeiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu ſprechen. Als er ſeine Correſpondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen dieſen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbſtgefühl an, das ſich doch, ohne anmaßend zu ſein, recht wohl hätte blicken laſſen können.

Erſt mit dem Erſcheinen dieſes Briefwechſels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unſern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, geſtanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch dieſe wurden meiſt nur von Kundigen verſtanden, und gar oft ganz überſehen. Solche Winke fanden ſich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken ſeit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichſten in dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, der aber in dieſer Rückſicht allerdings erſt durch das Erſcheinen der eben beſprochenen Correſpondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'ſche Lebensabriß enthielt ſchon einige Stellen aus Schillers Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, geſtützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und ſeines Verhältniſſes zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demſelben Jahre, erſchien der Briefwechſel zwiſchen Schiller und unſerm Humboldt ſelbſt, von dieſem mit der ſchon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung). So iſt denn endlich auch hier, wie faſt über das ganze Gebiet unſrer neuern Litteraturgeſchichte, durch di Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und vol-

ſtändiger Briefwechſel derſelben — Mittheilungen, deren wir uns beſonders ſeit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünſchtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieſer Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geſchichte der Schiller-Göthe'ſchen Zeit zu entwerfen. Denn erſt jetzt iſt uns vergönnt, auch in die Werkſtätte jener großen Künſtler zu ſchauen. Waren doch vorher oft die intereſſanteſten Nebenumſtände oder wirkſamſten Einflüſſe völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörenſagen einige Kenntniß von unſers Humboldt's Theilnahme an den Beſtrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller ſehr befreundet, ſagte man, lebte einige Zeit in deſſen Nähe zu Jena, und ſchrieb einſt ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was ſelbſt Gebildetere wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von dieſen nur die Wenigſten geleſen.

Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinſicht eine beſonders anziehende und hervorragende Erſcheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung ſo vieler Briefſchaften brachte, läßt ſich doch auch nicht verkennen, daß unſre Litteratur gar viel Spreu in ſich aufnehmen mußte, um in Beſitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt ſelbſt von geringen Geiſtern das Geringfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Intereſſe ausgebeutet, das die Zeitgenoſſen für dieſe Publikationen an den Tag legten. Dagegen iſt die Correſpondenz zwiſchen Schiller und Humboldt unter der Maſſe dieſer neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigſten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollſte von allen. Von den Briefwechſeln hiſtoriſch-politiſchen Inhalts können wir hier ohnehin abſehen. Welche litterariſche Correſpondenz

überragte aber die hier in Rede ſtehende, ſei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel ſtreichen müßte — nämlich den Briefwechſel Schiller's und Göthe's, da für dieſen ſchon die Bedeutung des Verhältniſſes den Ausſchlag gäbe, wenn auch der Inhalt an ſich ſo unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem ſteht die Schiller-Humboldt'ſche Sammlung nicht zu ſehr hinter dieſer zurück, ja wir dürfen kecklich behaupten, daß ſie faſt eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgeſetztere Wirkung auf den Leſer hervorbringt. Dieſe fortwährende Spannkraft erklärt ſich zur Genüge aus der Individualität beider Briefſteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt iſt ſo zu ſagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in dieſem Göthe mehr als Gegenſtand, denn als Mitredender erſcheint und deshalb der kritiſchere Geiſt Schillers in gewiſſem Sinne vorwiegt, ſo erſcheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forſchenden, aber zugleich ſchöpferiſchen und beſonders in dieſem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit ſuchenden Genius hier ein andrer ſinnender Denker gegenüber, dem es beſchieden iſt, jenen in dieſer Kriſis zu fördern und in der Gewißheit ſeines Berufs zu beſtärken. Allerdings kann ſelbſt in dieſer Lage der kritiſche Geiſt eines Schiller ſich nicht ſo leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt ſich nicht blos „ſeine Träume auslegen;" nein, ſelbſt mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung beſtärkt, ihm mit den ſinnverwandteſten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebenſätze und Nüancen, hält, oft länger als gut iſt, an ihnen feſt, und erſcheint ſelbſt im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, dieſem

ergeht es faſt eben ſo wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er ſich bemüht, den Geiſt des mächtigen Genoſſen in ſeiner Tiefe zu erfaſſen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller ſeiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenſchwung und alle Liebenswürdigkeit, die Humboldt Freunden zu ſpenden vermochte, in dieſen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieſer Briefwechſel für unſre Litteraturgeſchichte anzuſprechen hat, müſſen wir noch beſonders den Zeitabſchnitt ins Auge faſſen, in welchem dieſer Verkehr zwiſchen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptſächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieſer Zeitraum, ſo drückt ſich Humboldt ſelbſt darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendſte in der geiſtigen Entwicklung Schiller's. „Er beſchloß den langen Abſchnitt, wo er ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſteins an, wie im Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war eine Kriſe, ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat." Welcher Einſichtige würde dieſen Worten nicht beiſtimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, ſchon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation feſtgehalten, dem Drange, zu neuer dichteriſcher Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerſtehen konnte, die Zeit, wo er ſchon anfing, in der Spekulation ſelbſt ſich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn ſchon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefſten ergriffen; beinahe ſich ſelbſt vergeſſend, hatte er ſich in das Anſchauen dieſer Natur verſenkt. Um ſo ſehnſüchtiger regt ſich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerſtreuen und in das ſonnige Gebiet der Kunſt zurückzutreten. Aber er kann ſich auch

jetzt ſeiner Natur noch nicht entſchlagen: er bedarf der ſpekulativen Ueberzeugung, denn erſt auf dem Boden einer gewiſſen theoretiſchen Vollendung wächſt ihm der Muth, zur Ausübung in einem höhern Style zu ſchreiten. Wie er es angreifen ſoll, das erfaßt er nicht inſtinktmäßig, nicht aus dem bloßen Vorbild anderer Künſtler, ſondern durch mühſame Selbſtorientirung und theoretiſches Studium der Kunſt. Mitten in dieſer Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an ſeinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er jetzt anſtellte, drückte ihn noch; er mußte erſt zur Gewißheit kommen, daß etwas in ihm ſei, das er nur vollkommener zu entwickeln nöthig habe, um ſich einem ſolchen Meiſter gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, ſondern ſelbſt mit ihm wetteifern zu können. Hiezu mußte er aber wieder erſt die klare Einſicht erlangen, in welchen Zweigen der Dichtkunſt ſein Naturell ſich am höchſten zu entfalten vermöge. In allen dieſen Beziehungen nun fand er bei Humboldt die prüfende und ermuthigende Zuſprache, die er nur wünſchen konnte, ja wir ſehen, daß der gleichzeitige Verkehr mit dieſem und mit Göthe weſentlich dahin wirkt, den baldigen und glücklichen Ausgang dieſer Kriſis in ihm zu beſchleunigen. — Daher ſchon die hohe Bedeutung, die dieſer Briefwechſel mit Schiller einnimmt, daher auch die Anerkennung, die ihm ſelbſt von Solchen zu Theil wird, die den Einfluß Humboldt's an und für ſich mehr als gefährlich für Schiller denn als wohlthuend anſehen wollen. Sonderbarer Weiſe iſt Letzteres gerade den neueren Biographen dieſes Dichters begegnet. Dennoch räumt z. B. Guſtav Schwab, in ſeinem ſonſt überhaupt recht ſchätzenswerthen „Leben Schiller's“ (S. 495) vor allem andern ein, daß dieſer Briefwechſel die vollſtändigſte und ausführlichſte Nachricht von des Dichters innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die überwiegende Mehrzahl der Briefe,“ ſetzt er dann hinzu, „iſt

von Humboldt; aber man erfährt auch ſo unendlich viel und Weſentliches über den Poeten, über ſein Forſchen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er ſich beſchaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, ſondern auch ſeinem dichtenden Freunde verwandter, in die philoſophiſchen Tiefen der Poeſie eindringender, den Dichter, den er bewundert, ſtudirender Geiſt iſt."

Es iſt nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen iſt. „Die gegenwärtige Sammlung", ſagt Humboldt ſelbſt darüber in ſeiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz unintereſſante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollſtändig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'ſchen an mich iſt auf dem Landſitz, wo ich dies ſchreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereigniſſen des Jahres 1806 verloren gegangen." Es wurde ſchon bemerkt, daß der bedeutendſte Theil dieſes Briefwechſels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten ſie einige Zeit im engſten perſönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meiſt im Ausland und der Briefwechſel nicht mehr ſo ununterbrochen. Im Weſen jedoch blieben ſie ſich immer nah, und ſelbſt der frühe Tod des Einen löſte nichts an der Gemeinſchaft, die ſich in jenem Zuſammenleben und Ideenaustauſch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die ſich Humboldt darbot, ſeine Kunſteinſicht zu ſteigern; wie abweichend ferner der Charakter ſein mochte, der in unſrer ſpätern Litteratur vorherrſchend ward, ſo ließ ſich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erſchüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er dieſem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entſcheidenden Epoche fördernd und geleitend zur

Seite gegangen war und gleichſam Hebammendienſt geleiſtet hatte, ſo erfüllte er nach dem Tode deſſelben den ſchönen Beruf, ungeirrt von den äſthetiſchen Einſeitigkeiten der Zeitgenoſſen, ſeinen großen Freund zu hegen und, gleichſam als Vertreter, in unſerer Wiſſenſchaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in ſeinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieſer Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiiſcheren wiſſenſchaftlichen Anſicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die dieſen Dichter neuerdings auch äſthetiſch unbefangner zu würdigen wiſſen, oft ſchlechtweg an Humboldt's Stimme anzuknüpfen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns dieſe Correſpondenz ſo wie die Schiller-Göthe'ſche zum Theil auch als Erſatz für die dritte in dieſem Cyclus dienen — nämlich für die zwiſchen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchſtücke, namentlich eine Schilderung des Monſerrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abſchluß ſeines Fauſt, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieſer Briefwechſel uns nun bald vollſtändig zu Gut kommen und unſre Einſicht in das Verhältniß dieſer Geiſter mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächſte und innigſte Verbindung unſeres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das perſönliche Verhältniß mit dieſem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erſtern mit Göthe; und was ſeine Anſichten über dieſen betrifft, ſo hat Humboldt dieſelben ſchon in früher Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor ſeinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unſchätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite alſo auch noch zu hoffen haben, das Weſentlichſte davon liegt doch zu Tage, bevor dieſe Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienſt dieſes Genoſſen

und ſeine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon ſich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu ſprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unſre Äſthetiker, Kritiker und Litteratur-Geſchichtſchreiber, aus Humboldt's äſthetiſchen Schriften und beſonders dem eben beſprochnen Briefwechſel gezogen, oder nach der Weiſe, wie ſie deſſen Stellung zu unſren Dichtern gewürdigt haben, ſo bleibt uns hier faſt eben ſo viel noch zu wünſchen, als in der Beurtheilung dieſer Dichter ſelbſt, ihres gegenſeitigen Einfluſſes und ihres gemeinſchaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders ſein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu ſchätzen weiß, muß unſeres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem ſein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgeſehen und in langen Abhandlungen über Poeſie, ſogar über dramatiſche Poeſie, ſeinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz ſo hat man von dem Humboldt'ſchen Briefwechſel ſo viel als thunlich Umgang genommen. Von denen beſonders, die den neuern philoſophiſchen Schulen angehören, wiſſen ohnehin die Meiſten mit den äſthetiſch-kritiſchen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht blos das iſt ihnen ein Anſtoß, was darin noch an Kant's Anſchauungsweiſe und Kantiſche Formeln erinnert, ſondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darſtellens, die beide Männer ſo vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturepoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erſt in einem Werke dieſer Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geiſter in das hellſte Licht gebracht werden. Die verdienſtvollen Vorarbeiten für eine ſolche Leiſtung zu verkennen, ſei weit von uns, ſo wie wir auch gewiß nicht in Abrede ſtellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweiſe oder auch nur andeutend berührten, ſchon manches geſchehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, ſo waren inſonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung ſeines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetſten von ihnen, wie Hoffmeiſter und Schwab, und bei Götzinger („Deutſche Dichter"), ſeiner wohl gedacht und ſeine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz ſo, wie wir es erwarten, berückſichtigt. Von Schwab iſt ſchon die Rede geweſen. Aber auch Hoffmeiſter — deſſen Leben und Geiſtesentwicklung Schiller's (1838—1842) ſonſt ſo ungemeine Forderungen befriedigt — behandelt den Geiſt, der, vor ihm, ſich am tiefſten in den Genius jenes Dichters verſenkt hatte, nicht mit der Gunſt, die er verdiente, oder gab wenigſtens erſt in den letzten Heften einer, wie es ſcheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber deſſen zu gedenken, der von Allen, die ſich mit dieſer Litteratur-Epoche beſchäftigten, die Stellung unſres Humboldt am ſchärfſten erfaßt hat. Dies iſt Gervinus in ſeiner jüngſt erſchienenen „Neueren Geſchichte der poetiſchen National-Litteratur der Deutſchen" (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf dieſem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortſchritt begründet, und auch da, wo wir den Verfaſſer in die gehörigen Schranken zurückweiſen möchten, unſre Beachtung erheiſcht. Würde der Verfaſſer, unbeſchadet des kritiſchen Sinns, es über ſich gewonnen haben, beſonders da, wo er ſich ganz überlegenen und claſſiſch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen ſolcher Geiſter gegenüber befindet, nicht eine ſo entſchiedne Cenſormiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel ſeines Werks auch den culturgeſchichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er ſich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgeſetzt hat, die Entwicklung unſrer Litteratur zu verfolgen,

ſo würde er ſeinen großen Zweck noch vollſtändiger erreicht haben. Aber auch ohne dieſe Vollendung bleibt es ein originelles, großes und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daß der Verfaſſer mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daß er ſich ſo oft als thunlich auf dieſe beruft, iſt ein Vorzug des Werks, und ſpricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo dieſe Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäußert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unſrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umſichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muß, und das vollendete Maß da noch immer am ſchmerzlichſten vermißt, wo man es am ſehnlichſten erreicht wünſchte. Gewiß mit Recht vindicirt er Schillern ſeine Ehrenſtelle neben Göthe, doch dieſes löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weiſe zu hofmeiſtern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den größten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts deſto weniger behandelt er ihn mit ſolcher Ungunſt, daß wir darüber ebenſo zu klagen als uns andrerſeits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's ſo oft vergeſſen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleiſtet, ſchon eine ſehr bedeutende Gabe. Beſonders glücklich erſcheint er da, wo er ſich vorzugsweiſe als Geſchichtsſchreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitlage und Umgebungen dieſer hervorragenden Geiſter, und in Gruppirung des Zuſammengehörenden. So hat er inſonders Humboldt ſcharf ins Auge gefaßt und ſein Eingreifen in die große Epoche deutſcher Dichtung mit beſondrer Liebe verfolgt. Mit ſichrer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer angiebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt ꝛc., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten." (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen" ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten." (I. 436) Allerwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo [1]) nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

1) Gervinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836, S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die ebengenannten „ästhetischen Versuche", die sich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt seinem Briefwechsel mit Schiller voranstellt, erklärt er (N. G. II. 472) für „die beiden schönsten Denkmale, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt worden." An ersterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinstimmung der Humboldt'schen mehr metaphysischen Betrachtungen mit den für den Künstlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt sich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterschiede, daß er als eifriger Hellenist dem realistischen Standpunkt Göthe's näher steht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe ist, die moderne Kunstleistung neben der antiken gelten zu lassen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen schaffenden Geistern gegenüber war dies allerdings nur einseitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die sogar Schiller, selbst ein ausgezeichneter Kritiker, zugestand.

Diesen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'sche Zusammenwirken schließt sich so eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der sich ganz eingelebt hat in die Weimarischen Erinnerungen, der Humboldt persönlich kannte und über sein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge sprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufsatz über die ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken.[2]) Er faßt insonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchstücke aus dem Göthe-Humboldt'schen Briefwechsel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

2) Neue Jenaische Litteraturzeitung, 1. u. 3. Jan. 1843.

ſie wohl als Vorläufer des baldigen Erſcheinens der ganzen Sammlung anſehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil geſtützt auf dieſe Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieſer großen Litteraturepoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber ſeine Verbindung und Wahlverwandtſchaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

Schiller und Humboldt waren urſprünglich verwandte Naturen. Theilweiſe in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, beſonders aber in der ganzen Richtung ihres Geiſtes — ſtehen Beide einander unendlich näher, als Göthen, der in gewiſſem Sinne der Gegenſatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinſchaftliche Anziehungspunkt war. Dieſer genialen, inſtinktmäßig wirkenden, nur künſtleriſch ſtrebſamen Natur gegenüber erſcheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Perſon; und dennoch, näher betrachtet, ſind auch ſie wieder ſehr beſtimmt zu unterſcheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, ſeine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit ſie ſchied, ſondern ſelbſt wo ſie die größte Gemeinſchaftlichkeit bewirkte, läßt ſich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abſtrakter Reflexion, zu ſtreng philoſophiſcher Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und ſich darin gleicher waren, ſo unterſchieden ſie ſich doch weſentlich durch das energiſche Pathos des einen und die leidenſchaftloſe Ruhe, faſt anſcheinende Kälte des andern.“ [1]) Neben dem Geiſte der Reflexion war Schillern eine mächtige poetiſche

1) Fr. v. Müller, a. a. O.

Ader zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichteriſche Form und Geſtalten zu ſchmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetiſchen Mitgift baar, war doch ſo überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewieſen, daß erſtere nur wie eine rein perſönliche und gemüthliche Zugabe erſcheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgehen zu laſſen; Humboldt verſenkt ſich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wiſſenſchaft. Nur nebenher regt ſich in ihm das Bedürfniß, die innerſten Gefühle und Gedanken in dichteriſcher Unmittelbarkeit auszuſprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbſtbefriedigung; ausnahmsweiſe, um einen Vertrauten ſeines Herzens mit dem Ausdruck ſolcher Empfindung zu überraſchen, meiſt aber, die Erzeugniſſe ſolcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller ſeine Denkernatur auf den Boden der Kunſt zu verpflanzen ſtrebt, behält ſie dennoch, auch wo ſie ſelbſtſtändig wirkt, mitſammt der Größe und Energie, ſtets jenen eigenthümlich ſelbſtherrſchenden und großartig individuellen Charakter, der ſie im Ganzen ſo bewunderungswürdig als im Einzelnen ſchroff und manchmal einſeitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er ſich anſcheinend ganz der poetiſchen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erſcheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Geſetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, ſo viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Geſetzen des poetiſchen Schaffens, dem Dichtercharakter, man könnte ſagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen ſeines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit ſeine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit ſeiner einſeitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildſamkeit, die gewöhnlich ſie begleiten. Nicht daß er die höchſten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieſer Welt der Ideen hielt er feſt wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete ſie unabläſſig aus der tiefern und breitern Anſchauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielſeitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entſchiedenen Willensſtärke genoß und übte er die Gabe reinſter Empfänglichkeit. Eine umfaſſendere Kenntniß der Natur und vielſeitiger und großer Menſchheitszuſtände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der claſſiſchen Dichtung näherte Humboldt, den Idealiſten, der realiſtiſchen Weltbetrachtung Göthe's. So ſtehen Humboldt und Schiller ſich wie der Forſcher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielſeitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealiſchen, wie der heut beſchaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerſchöpflich humane Geiſt dem immer auf ein Höchſtes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik ſogar, immer gleich energiſchen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erſcheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forſcher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Miſchling aus Beiden, auf der andern jedoch als die ſeltenſte und erhabenſte Erſcheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den geborenen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakteriſirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, ſo oft er die Maſſe der Anſichten und Ideen zu einem beſtimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt," entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem ſchriftſtelleriſchen Gelingen vorzüglich im Wege ſteht, iſt ſicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerſtörend iſt. Ihr Subjekt wird Ihnen zu ſchnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wiſſenſchaftlichen nur durch das ſubjektive Wirken verrichtet werden. In dieſem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweiſe die eigentliche Genialität abſprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rückſicht wieder ſo Vieles haben. Sie ſind mir eine ſolche Natur, die ich allen ſogenannten Begriffs-Menſchen, Wiſſern und Spekulatoren — und wieder eine ſolche Cultur, die ich allen genialiſchen Naturkindern entgegenſetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher ſicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, ſondern des Urtheils und des Genuſſes; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, deſſen beide bei Ihnen fähig ſind, ſchlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüſtigkeit, zu der man nur durch den eigenen Verſuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, ſo werden Sie, um ſich zu einem vollkommen genießenden Weſen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen iſt es aber nur ein Mittel, ſo wie dem produktiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel iſt."

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leiſtungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine ſolche Bildungsmaſſe vereinigt, eine ſolche Feinheit des Urtheils und ein ſolcher Umfang des Genuſſes entwickelt, daß, wenn dieſe Gaben nur flüſſig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reife der Forſchung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in ſo hohem Grade bewundern. Es iſt hier nicht etwa von blos

äſthetiſchem Urtheil die Rede, darin allein iſt er vielleicht von Einzelnen ſogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das iſt die Tiefe und der Umfang ſeines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es iſt der Geiſt einer wahrhaft univerſellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch ſeine Kunſtanſichten beherrſcht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm ſich inſonders als kritiſche Geiſter hervorgethan haben. Leſſing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Univerſalität des Geiſtes, und wenn er dieſe auch nicht in dem Grade beſeſſen, wie etwa Humboldt, ſo überragt er doch ebenſo gewiß dieſen wie alle Anderen in der Art, wie er ſeinen Beſitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geiſtvoll iſt auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch ſeine Weltbetrachtung, ſein Streben iſt in hohem Grade univerſell, aber nicht ſeine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der ſchöpferiſche Drang bei weitem den Umfang des Wiſſens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffaſſung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe ſie vollkommen auf ihn einwirkt, ſchon ſelbſtthätig entgegeneilt" und daher meiſt etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenſo geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu ſtreng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beſeelt, und ſtellt dann Individuen und Produktionen unter Maßſtäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchſten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härteſten und ungerechteſten ſind. Dies iſt namentlich vor ſeiner Befreundung mit Göthe's Geiſte der Fall. Göthen ſelbſt mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war ſein Geiſt zu ſchöpferiſch auf einer, zu hingebend und beſchaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil beſonders Muſterhaftes geleiſtet — wie ſollte dies von einem ſo vielſeitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten ſein? Zu den erſten Kritikern aber müſſen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht blos Geiſt und feiner Geſchmack auszeichnet, ſondern zugleich Beſonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, ſo geſchieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealiſcher Abſtraktion aus, ſondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausſchließliche Kunſtbetrachtung. Daher bei ſo viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und ſelbſt gegen wahrhaft große Geiſter; daher z. B. das gewöhnliche Herabſehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unſere Bewunderung noch herausfordert, wo ſeine Dichtungen vor dem ſtrengen Künſtlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen ſein mögen. Wir ſehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die ſich in dieſe Urtheile miſchte. Die Bildung dieſes Kritikers war im Allgemeinen eine zu äſthetiſch-litterariſche. So univerſell ſie auf dem Gebiete der ſchönen Künſte daherſchreitet, ſo wenig darf ſie ſich mit der Geiſtes-Univerſalität eines Leſſing oder Schiller oder Humboldt meſſen. Ja, dieſe durchgängige Beziehung auf Kunſt und künſtleriſche Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und ſelbſt den genannten Kritiker, den nüchternſten unter ihnen, hie und da auch zu ſtarker Einſeitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunſtorganen nicht zu umfaſſen war. — Von dieſer Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geiſtigen Gehalts zuweilen über den Kunſtwerth einer Dichtung täuſchte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktiſchen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergeſſen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Ausſprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller ſelbſt nieder-

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des erſten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn ſo Viele gehalten, in der That geweſen ſein müßte, wenn ihn das tägliche Emporſteigen eines ſolchen Freundes immer in den Grenzen kühlen Urtheilens gelaſſen hätte. Dann theilte er ja auch ſo viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'ſchen Philoſophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieſer Schule machten ihnen ihr Leben lang zu ſchaffen. Dagegen dankten ſie dem ſpekulativen Boden, von dem ſie ausgingen, auch die Tiefe und Feſtigkeit, die ihre Kunſtanſichten gewannen. Die reifſten Aufſätze Schiller's, an denen in gewiſſem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel ſtanden. Jenen Geiſtern fiel die Arbeit zu, den ſtarren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reſte zu beſeitigen und das ſchon Errungene für praktiſche Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in dieſem Punkt wieder näher an Leſſing's Art. Wenn dieſer ſich noch nicht in die ſpekulative Aeſthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel ſchon auf den Reſultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, ſpätern Philoſophen den Weg.

Von andrer Seite betrachtet, ſteht der Leſſing'ſchen Kritik Niemand ſo nahe als unſer Humboldt. Die Kälte ſeiner Betrachtungsweiſe, die Art, die Dinge von verſchiedenen Seiten anzuſehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilsloſigkeit, die Geiſtesfreiheit, mit einem Worte, wo wären ſie, mit ſolchem Ernſt und ſolcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Leſſing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zuſteht, ſo ging dafür Humboldt in Vielſeitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forſchungsgeiſte gewiß auch über

Leſſing hinaus, und wenn jener ſeiner Zeit unendlich ſtärkere Impulſe gegeben, ſo hat dieſer mit der Fülle des eigenen Geiſtes die reichen Schätze einer fortgeſchrittenen Bildung und Wiſſenſchaft vereinen können. Eine minder ſtrahlende, aber, leiſe und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutſcher Bildung.

Nicht blos als Kritiker, ſondern als Geiſt überhaupt, ſtand Humboldt unter ſeinen Zeitgenoſſen doch immer Schillern am nächſten. Schon haben wir der Gegenſätze in dieſen verwandten Geiſtern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinſchaft ihres Weſens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den ſie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Geiſtes überhaupt betrachten.

Es iſt ein ſeltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben ſowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt ſehr verſchieden erſcheinen, im Innerſten ihres Weſens ſo viel Wahlverwandtſchaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es iſt Ein Grundzug in ihnen: ſie leben Beide im Reiche der Ideen, und dieſe Ideenwelt iſt im Weſentlichen eine und dieſelbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht ſowohl auf das rein Ueberſinnliche und Geiſtige, ſondern vorherrſchend auf den Einſchlag der geiſtig-ſinnlichen Natur, oder, um es ſchlechtweg zu ſagen, auf das ewig Menſchliche. Aus dieſer Richtung ihres Geiſtes erklärt es ſich, warum Beide nicht im eigentlich religiöſen Gebiete heimiſch waren, während ſie für das Idealiſche ſo begeiſtert ſind, wie es nur immer ein eigentlich religiöſes Individuum ſein kann. Bei Schillern ſpricht dieſe Begeiſterung unabläſſig: ſie iſt nicht nur der Mittelpunkt ſeines eignen Strebens, er will ſie auch in den Andern erwecken. Dieſer apoſtoliſche Trieb, dieſes Pathos iſt Humboldt nicht eigen, und wie ſehr er in der Ideenwelt ſeine Heimath gefunden hat, ſo erſcheint er doch überall mehr im glücklichen Beſitz und im Genuſſe dieſes

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder dieſen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geſchieht es mehr durch ſeine bloße Erſcheinung, oder durch den Ausdruck einer rein perſönlichen Begeiſterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil ſie ſo keuſch im Ausdruck iſt, weil ſie ſo wenig wirken zu wollen ſcheint. Aber wie ſehr auch dieſes perſönliche Verhalten zum Ideal dieſe Männer unterſcheidet, wie anders dieſe Richtung bei dem ringenden und apoſtoliſchen Schiller, dem vorherrſchenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geiſt, der, als ſolcher, mehr der ſtillen Forſchung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beſchaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — ſo erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verſchiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtſchaft an ſich. Friedr. v. Müller ſagt ſehr ſchön: „Der tiefe Ernſt, die ruhig beſonnene Auffaſſungsweiſe der Welt und ihrer Erſcheinungen, der ewig rege Forſchungstrieb nach allem Wiſſenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entſchiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, ſpiegeln ſich in jedem ſeiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angebornen Gleichmaß für alle Lebensverhältniſſe ausgeſtattet, weiß er in jeder Lage, in die wechſelndes Geſchick ihn verſetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in ſeinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenſchaftliche Aeußerungsweiſe, ihm ſtehen die reizendſten Farben zu Gebot, aber er verwendet ſie nur ſparſam, der Gedanke, die Idee iſt ihm alles; er ſpricht ihn erſt gemeſſen aus, dann verfolgt er ihn bis zu ſeinem erſten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein ſcharfſinniges Ganze kunſtfertig zuſammen.

Er bohrt ſich — wenn der Ausdruck erlaubt iſt — gleichſam in ſeinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zarteſten Faſern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft ſeines Verſtandes und ſeiner Phantaſie zum organiſchen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit ausholе, unähnlich hierin Göthe, deſſen friſcheres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken raſch zu umkleiden und ſofort bildlich vor die Anſchauung hinzuſtellen. Mit Schiller dagegen iſt Humboldt's Darſtellung weit verwandter, und beide liebten es, den abſtrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den ſie nach allen Seiten auf's feinſte zu ſchleifen wußten." — In Beiden herrſcht der Geiſt der Reflexion, in Beiden iſt er auf dieſelben höchſten Regionen gerichtet, bei Beiden iſt er mit dem tiefſten Intereſſe für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in ſeltnem Maße entwickelt, zeichnet ſie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenoſſen aus. Bis in die Darſtellungsweiſe Beider drückt ſich der verwandte Charakter — ihr idealiſcher Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'ſchen Abhandlungen, ſie ſind aber, wie ſchon eine andre Stimme ſagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beſchränkten, feſten Begründung." Die Entwicklungs- und Darſtellungsart unſeres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'ſchen Schreibart; ſie iſt aber auch nicht ſo rapid und manchmal durchfahrend und deſulturiſch, wie dieſe, ja es hieße den verwandten Geiſt in den Darſtellungen Beider ſehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, ſagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'ſchen abglänzenden Glätte, wie ſie in philoſophiſchen Vorträgen nicht zu billigen

ſei. Nein! die Verwandtſchaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geiſtes, als in der Darſtellung, die bei Humboldt einfacher und ſtiller iſt, die den Unterſchied des ruhigen Forſchers und des produktiven Geiſtes am auffälligſten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, ſich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'ſchen Genius fern hält.

Ergiebiger iſt es, ihre gemeinſchaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Dieſe geht, wie ſchon bemerkt wurde, beſonders auf die Erkenntniß der geiſtig- und ſinnlichen Natur des Menſchen und auf die praktiſche Verwendung dieſer Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philoſophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward ſie das vorherrſchende Problem. Was die Analyſis erſtrebte, war auch der weſentlichſte Gegenſtand unſrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutſchlands, auch in ſocialer und politiſcher Hinſicht, hängt noch heute innig mit der Löſung dieſer Fragen zuſammen, und die Entwicklung dieſer geiſtigen Kriſis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entſchiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieſer Einſicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutſchen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um deſſen Beſitz die Philoſophie und die Dichtung ſtritten, war, ſchon vor der Bekanntſchaft mit Kant's Syſtem, auf einer Bahn begriffen, wo ſich ſein Geiſt nothwendig mit dem dieſes großen Denkers begegnen mußte. Denſelben Geiſteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften ſich aber nur in die Kant'ſche Philoſophie, um alsbald die Schranken derſelben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant ſchon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175–77) beſprochen. Hier haben wir nicht ſowohl von ihrer Verwandtſchaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinſamen Ueberſchreitung des Syſtems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menſchheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Weſens zum Bewußtſein zu bringen und die wahre Verſöhnung des Gegenſatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menſchlichen Weſens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, ſtellte er als zwei unverſöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmoniſch mit einander zu wirken zur Darſtellung der vollendeten Menſchheit. Mit dieſem moraliſchen Rigorismus hing auch die äſthetiſche Nüchternheit der Kant'ſchen Lehre zuſammen, welche die ſinnlichen und gemüthlichen Eigenſchaften unſerer Natur, Empfindung und Leidenſchaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf ſolche, alſo eigentlich die wirkſamſte Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berückſichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegenſätze ſcharf von einander ſchied und die moraliſche Würde des Menſchen wie die intellektuelle Seite der Kunſt, zwar einſeitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe ſeiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erſter Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Inſtinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demſelben Princip wurzelt auch die geiſtige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erſcheinung dieſer eigenthümlich

menſchlichen, edlen Natur. Dieſe Humanität iſt das eigentliche Element Schiller's, ſeines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Anſicht Kant's trug er zugleich ſeine eigne, menſchlichere, in die weiteſten Kreiſe; er predigte ſie lehrend und dichtend; durch ihn vor allen wurde ſie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wiſſenſchaftlich betrachtet, dieſes humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretiſchen Vollendung führt. Eben dieſe Verſöhnung des Geiſtigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und ſchon in ſeinen früheſten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinſame Streben iſt es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieſer den Ruhm davongetragen, dieſe Anſchauungsweiſe ſo ausgebreitet zu haben, ſo hat jener ſie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philoſophie der Sprache, ein wiſſenſchaftliches Fundament in dieſer Richtung begründet. Schiller drang, ſeiner Natur gemäß, vorzüglich auf die ſittlichen und äſthetiſchen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geiſt, ſuchte die Totalität der Menſchennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturſeite des Geiſtes mehr in ſeinen Geſichtskreis ziehen und die Reſultate alsdann nicht ſowohl in die Sphäre des Sittlichen beſonders, ſondern in alle Gebiete der praktiſchen Philoſophie und auch in das praktiſchſte, in die Politik, verfolgen. Es iſt ein Fehlſchluß, den Humboldt von ſeiner Natur auf die ſeines verewigten Freundes machte, wenn er ſich verwundert, daß Schiller bei ſeinen Raiſonnements über den Entwicklungsgang des Menſchengeſchlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher ſich doch gerade die zwiefache Natur des Menſchen, und zwar nicht abgeſondert, ſondern zum Symbole verſchmolzen ausprägt. [2]) Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieſer

2) Vorerinnerung zum Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 38 u. f.

Gegenſtand — „die entſchieden primitivſte Emanation der menſchlichen Natur“ — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Anſichten über den Urſprung der menſchlichen Entwicklung zurückgekommen ſein. Allein gerade dieſes Gebiet konnte den ſchaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für ſeinen apoſtoliſchen Trieb keinen Gegenſtand und kein Hülfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und ſo außerordentlich receptiver Geiſt ſein, eine Forſchernatur wie Humboldt. Daher iſt es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimniſſe eindringt, die die Natur des Menſchen darbietet, als Schiller, der die Löſung oft mehr divinirte, die Wahrheit gleichſam als Poſtulat ergriff. Dennoch aber waren ſie einander in dieſer Grundrichtung ſo nahe, wie es bei ſolcher Verſchiedenheit des geiſtigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen weſentlichen Unterſchied, daß Schiller in ſeinen Dichtungen und Unterſuchungen die erhabene Seite und die menſchlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geiſtes und der Sinnenwelt zu erfaſſen ſucht. Denn trotzdem führen Beide die Erſcheinungen auf ihren rein menſchlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das ſittliche Ideal *begeiſtern*, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen *wohnt*, ſo zeigt es doch nur die verſchiedenen Aufgaben, die dieſe innerlich verbündeten Geiſter, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meiſten ſchwinden die unterſcheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem ſie auf gleiche Weiſe hingezogen wurden — auf dem äſthetiſchen. Hier fallen auch ihre Forſchungen am auffallendſten zuſammen, hier begegnen ſie ſich in ihren merkwürdigſten Sympathien, und der Durchbruch, den ſie hier aus den Feſſeln des Kant'ſchen Syſtems fanden, iſt ſo gleichmäßig,

daß man nicht leicht beſtimmen möchte, was ſie darin ihrem eignen Geiſtesgange oder ihren gemeinſamen Unterſuchungen dankten. Vertieften ſie ſich dann auch in verſchiedene Zweige dieſes Gebiets, ſo ſcheint es faſt, als hätten ſie ſich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forſchung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philoſophiſche Aeſthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünſtleriſche Abſicht, die jedem ſchönen Organismus zu Grunde liegen muß, um dieſe nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieſes höchſte Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geiſt und die Natur ſchroff auseinander hielt, und die Totalität unſers Weſens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieſes Weſen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunſt. Dennoch barg ſchon die Richtung dieſes Weiſen auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieſer Gegenſätze gegeben ſei, wenn er auch dieſe Einheit vorerſt nur als die Auflöſung widerſprechender Kategorien des Denkens zu charakteriſiren vermochte. Damit war noch kein objektives und ſomit praktiſches Geſetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgeſprochenen Willen nun, dieſes Geſetz zu erfaſſen, ſchritt Schiller, von Kant aus, zu eignen äſthetiſchen Forſchungen. Der gleiche Inſtinkt führte Humboldt zu tieferer Erfaſſung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorſtellungen befangen, Vorſtellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kantiſchen Standpunkt überkommen ſind, ſondern die zum Theil aus ihrer gemeinſamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechſelwirkung Beider entſprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunstphiloſophie zu legen. Die ſpätere Philoſophie hat dieſe Erbſchaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meiſt ſogar, ohne ſie zu kennen. Erſt Hegel hat das große Verdienſt unſers Schiller um die philoſophiſche Aeſthetik offen anerkannt;[3]) deſſen Genoſſen aber, den Verfaſſer der „äſthetiſchen Verſuche," erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieſes Fortſchritts macht. Wie viel verdankte Schiller ſeinerſeits der ſichern Anſchauung und den Künſtlergedanken Göthe's, welche man nur auf den ſpekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerſeits das Verdienſt und die Selbſtſtändigkeit ſeines philoſophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „äſthetiſchen Verſuche" (über Herrmann und Dorothea) im Manuſkript geſendet hatte, erklärte er offen: „Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunſtrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet." Wer, wie Humboldt, ſchon im vierundzwanzigſten Jahre und lange vor dem Erſcheinen der betreffenden Abhandlungen ſeines Freundes Schiller ſo tief in den Mittelpunkt dieſer Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) geſehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, ſondern ſelbſt Genoſſe Schiller's. Anders verhält es ſich ſchon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch ſie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher ſie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mittelſt der Geſetze der Phantaſie, in ſpecifiſcher Art auf die Totalität der menſchlichen Natur zu wirken und ſo das rein Menſchliche in uns zu entwickeln — iſt die Auf-

3) Aeſthetik, B. 1. S. 80—82

gabe aller Kunſt. Auf demſelben pſychologiſchen Wege alſo, den Kant ſie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geſchmackskriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunſt," ſagt Humboldt (Aeſthetiſche Verſuche. S. 8.) „iſt die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Geſetzen productiv zu machen; und dieſer ihr einfachſter Begriff iſt zugleich auch ihr höchſter." Auf dieſen höchſten Begriffen arbeiten alle Anſichten dieſer Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einſeitige Formel, an der ſie ſelbſt noch feſt hielten, um einzelnen, hoch idealiſchen, aber zu abſtrackt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanſchauung ſchon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide ſich in den Göthe'ſchen Dichtergenius verſenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieſer äſthetiſchen Theorien anlangt, ſo haben wir ſchon anerkannt, daß Schiller das Meiſte zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er beſonders um einen Theil der Aeſthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächſt damit zuſammenfällt, das Tragiſche, ſich unleugbar große Verdienſte erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir ſehen werden, mehr die generiſche Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epiſchen zu, welches ja überhaupt dem reinſten Gattungsbegriff des Schönen am nächſten ſteht. Daher iſt auch Humboldt's Forſchen auf das allgemeine Weſen der Kunſt umfaſſender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epiſchen noch gründlicher erſchöpft, als jener das der Tragödie.

Während ſie auf ſolche Weiſe das Reich des Schönen theoretiſch unter ſich getheilt hatten, hingen ſie doch in ihren äſthetiſchen Lieblingsrichtungen wieder ganz zuſammen, und gerade in dieſen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

deſſen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt iſt. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktiſche ſowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine ſo neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrſchendes Element der Schiller'ſchen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'ſchen Muſe beſonders eigenthümliche Streben, den Erzeugniſſen der Phantaſie den Charakter der reinſten Geſetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkührlichen, in Inhalt ſowohl als Form, zu geben. Obwohl in dieſem Streben ein höchſtes Kunſtideal bezeichnet iſt, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichſte Klippe für ein Dichtervermögen, das ſo eng an die Intellektualität geknüpft iſt, und aus ihr ſo vorwiegend ſeine Nahrung zieht, wie das Schiller'ſche. Gar leicht verführt eine ſo ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochſtrebenden, aber wahrhaft poetiſchen Natur- und Künſtlerſinn drohen — ſobald nämlich die Bedingung alles Poetiſchen, die Anſchaulichkeit der Darſtellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichteriſchen Geſtaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein ſolches Ziel gerichtet iſt, dann noch zu theoretiſchen Irrthümern und falſchen Maximen. Dieſen Klippen iſt auch Schiller's Dichtung, ſo wie ſeine und ſeines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß ſie mit dieſem idealen Sinne doch ein ſo offnes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunſtgeiſte der Griechen, in dem er das höchſte Muſter erkannte, jederzeit auch an das erſte Gebot alles dichteriſchen Schaffens gemahnt wurde und dieſe

Mahnung unwillkührlich auf den Andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in deſſen Anſchauen ſie ſich verſenken, an deſſen noch friſchem Quell ſie ſich laben konnten, ein eindringliches Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beiſpiel ganz aus eignem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Geſetzmäßigkeit eingeſchlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, ſchon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erſt Göthe's mächtiger Vorgang in ſeinen italieniſchen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchſte Entwicklung hervor und erſt der perſönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angeſehen. Als Göthe ſeinen Briefwechſel mit Schiller herausgab, ſprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß dieſe Sammlung ein willkommnes Geſchenk für die Welt ſei, woraus die Entſtehung von Schiller's beſſern Werken anſchaulich werde und wie er ſich an Göthen heraufgebildet habe.[4]) Dennoch haben Schiller und Humboldt dieſe Einflüſſe ihres Naturells nie ganz überwunden. So ſehr ſie auch mit den Jahren in ihrer Kunſteinſicht fortſchritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung ſie in dieſer Hinſicht unter den Deutſchen einnehmen! — gewiſſe einſeitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unſerm Humboldt zeigen ſich dieſe Einwirkungen namentlich, ſo oft er mit didaktiſchen und ſymboliſchen Dichtungen zu thun hat. So ſcheint es, als habe der Eindruck der Schiller'ſchen Poeſie ihn nie zu einem ganz entſchiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen laſſen, wiewohl er auch ſo der Wahrheit oft ziem-

4) Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter, unterm 26. Juli 1826

lich nahe kommt. In ſpäten Jahren wirkte ſogar die philoſophiſche Dichtung der Indier, nicht blos der Gehalt, ſondern ſelbſt die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor ſeinem Tode noch ſagen kann, Göthe ſei gleich groß in ſeinen früheſten und ſpäteſten Werken, ſo ſcheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber ſchon vertrockneten Phantaſie und eines zu ſpät und zu greiſenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichterwerken in Vergleichung zu ſtellen, die lieber gar keine als eine ſolche Fortſetzung wünſchen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig ſo kunſtſinnige Deutſche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menſchen und Geiſt, in ſo hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für ſein Kunſturtheil. Er überſchätzte den äſthetiſchen Werth mancher Dichterwerke, wenn ſie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'ſchen Poeſien wirklich thun, das Gebiet der Poeſie ſelbſt zu erweitern ſchienen. Unleugbar iſt es, und aus der hier beſprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweiſe ſeines großen Freundes faſt immer haften blieb, nie ganz eingeſtand, und einzelne von deſſen Dichtungen von Seiten ihres künſtleriſchen Werths ſehr überſchätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefern Werth dieſes Dichters zu einer Zeit ſchon zu würdigen und ſelbſt vor der Wiſſenſchaft geltend zu machen wußte, wo eine einſeitig äſthetiſche Kritik faſt nur an ſeiner Schattenſeite verweilte und oft genug vornehm auf ihn herunterſah. Wir können durchaus nicht alles unterſchreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, ſagt; wir müſſen einen guten Theil der äſthetiſchen Einwürfe gegen deſſen Dichtungsart ſowohl als

gegen einzelne ſeiner Dichtungen gelten laſſen, wir dürfen auch zugeſtehen, daß Humboldt ſich die Urſache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgeſprochen hat; allein andrerſeits iſt ihm auch das Verdienſt nicht abzuſprechen, daß er, früher und vollſtändiger und umfaſſender, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen, die großartigen Eigenſchaften deſſelben ſich klar gemacht, und auf ſie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewieſen hat. Was Göthe inſtinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das ſuchte Humboldt kritiſch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz ſeiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn ſie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel ſein ſollte, als ſie es in der Wirklichkeit iſt.

Man könnte ſagen: Humboldt's Beurtheilung des Schiller'ſchen Dichtergenius hat faſt dieſelben Verdienſte und dieſelben Mängel wie dieſer ſelbſt. Sie iſt groß und von entſchiednem Werth in der Darſtellung des dichteriſchen Geiſtes und der Großartigkeit und Fülle ſeiner ſubjektiven Begabung; ſie iſt unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein äſthetiſchen Form. Wir können dies nichts anders veranſchaulichen, als indem wir Humboldt's Ausſprüche mit unſerer eigenen Anſicht über den großen Dichter zuſammenſtellen — einer Anſicht, die im Grunde nicht neu und am umfaſſendſten von Hoffmeiſter entwickelt worden,[5]) die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verſchiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile ſeines Werks: Schillers Leben, Geiſtesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern beſonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſtützen, weil hier der Gegenſtand am ausführlichſten behandelt iſt und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der ſeine Macht doch auch auf den beſonnenſten Denker und Kritiker äußert, ſondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten iſt.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkührlich auch zu Göthe geführt, wie man ſich des Erſtern erinnern muß, um ſich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer ſpecifiſch verſchiedenen Dichtergröße, ergänzen ſie einander, nicht blos durch ihre Wirkung auf die Cultur unſerer Nation und des Zeitalters, ſondern auch durch die entgegengeſetzten Richtungen ihres dichteriſchen Vermögens. Dennoch weist auch dieſer Gegenſatz auf eine gewiſſe Einheit, das unterſchiedene Gewicht auf eine gewiſſe Gleichheit zurück, denn ſonſt würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangenſten Gemüther äußern, ſo unerklärlich ſein, wie die Wechſelbeziehung, in welche ſie für uns treten, ſo oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfaſſen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrnere, auf Männer und auf künſtleriſche Geiſter — es giebt doch eine große Claſſe von Menſchen, die, wenn ſchon meiſt mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch iſt die Entwicklung dieſer Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unſrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienſt. Wenn irgend Jemand, ſo kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiſer dienen. Denn wer hat größere, unparteiiſchere Empfänglichkeit in dieſem Punkte beſeſſen, als er? In dem Sonett was wir

oben geleſen, ſpricht er dieſen ungetheilten Enthuſiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Proſa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller ſind ihm ſtrahlverwandte Zwillingsſterne. Wo er von dem Einen ſpricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erſchienenen dritten Theil von Göthe's italieniſcher Reiſe Veranlaſſung, auch die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters noch einmal zu charakteriſiren, doch auch da gedenkt er ſeines Schiller. Iſt es ja doch nicht dieſe oder jene Eigenſchaft und Manier, nicht dieſer oder jener Grad der Anſchaulichkeit und Geſetzmäßigkeit der Darſtellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlicherem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Buſens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen ſcheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen." „Ich brauche," ſagt Humboldt bei eben dieſem Anlaß, „keine der Stellen und Gedichte Göthe's nahmhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweiſe lebendig iſt. Sie haben alle in unſerem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es iſt, ihren Ausſprüchen ein ſolches Gepräge zu ertheilen, daß ſie bei allen Vorfällen des Tags in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen ſinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendſten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth verſenken, bald auf einen Gipfel tröſtender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieſer Art Göthen und Schillern, die beide, wie verſchieden in ſich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?"[6]) Dieſe Macht kann ſo gleich ſein, bei ſonſt ſo großer Verſchiedenheit Beider, weil alles

6) Werke, II. 233—34.

Dichteriſche einem und demſelben Urquell entſtrömt. Im innerſten Kern des Weſens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die dieſen Namen im höchſten Sinne verdienen; in dem Maße dieſer Urkraft ruht der Grad dieſer Verwandtſchaft; ſelbſt das Streben, dieſen innern Drang auf die reinſte und höchſte Art zu manifeſtiren — geſellt ſich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß dieſe, ſo zu ſagen, innere Poeſie bei dieſem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet iſt. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geiſtesſtimmung den gehörigſten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darſtellungskraft vorausſetzt, ſo wird die Wirkung Beider am Ende gleich ſtark ſein. Selbſt wenn der Eine in der Fähigkeit ſeine innere Welt in anſchaulichen und individuellen Darſtellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, ſo wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künſtleriſchen Hervorbringens und, abſolut genommen, in der Dichterfähigkeit zurückſteht, Jenen doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe ſeines Subjekts und ſeines innern Vermögens in dem Grade zu verſtärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künſtleriſchen Schaffens mangelt. Damit iſt gar nicht geſagt daß er einer großen Fähigkeit des anſchaulichen Geſtaltens überhaupt entbehren könne. Denn dieſe iſt und bleibt die Grundbedingung alles dichteriſchen Hervorbringens und das erſte Kriterium aller künſtleriſchen Leiſtung. Auch wird der eigentliche Kunſtwerth und die ſpezielle Kunſtwirkung der Leiſtungen zweier in ſolcher Art unterſchiedenen Dichter, d. h. die abſolute Dichtergröße, nie die gleiche ſein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche ſein, ſobald es jener, auf der einen und noch dazu entſcheidendſten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen iſt, den innern Beſitz unendlich zu ſteigern und die Darſtellungskraft noch ſo viel als möglich zu bilden. Nie wohl iſt Beides einem Geiſte, der in dieſem Falle war, ſo gelungen, als Schillern. Daß er in dieſem Fall war, ſpricht auch Hoffmeiſter, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller," ſagt er, „näherte ſich der reinen Form poetiſcher Darſtellung, ohne ſie vollkommen zu erreichen, und hierin, alſo gerade im Weſen der Dichtung, behauptet Göthe einen entſchiedenen Vorzug, welcher allein ſchon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller ſonſt vor Göthe voraus hat." [7]) Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller ſelbſt ſich in ſeinen muthvollſten Augenblicken verſprach, Göthen nicht unterordnet, ſondern in gewiſſem Sinne gleichſtellt, dies verdankt er dem unabläſſigen Ringen, ſeine angeborene großartige Natur im außerordentlichſten Grade zu entwickeln zugleich aber auch ſein urſprüngliches Dichtervermögen zur möglichſten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, ſeine Fähigkeit ſo zu ſteigern. Die Wirkung des Erhabenen iſt ohnehin ſicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel ſeiner Darſtellung leichter bedecken, um ſo ſicherer, je mehr er jenen innern leidenſchaftlichen Drang geiſtig und ſittlich veredelt hat und jemehr er die Begeiſterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leſer überzuleiten im Stande iſt. Ein gewiſſer Grad von Begeiſterung waltet in jedem Dichtwerk; ſie wird auch in jedem ſtellenweiſe ſtärker hervortreten; doch im vollendeten ſchönen Kunſtwerk wird ſie das Ganze nur leiſe durchdringen, nur mittelbar — durch die ſchöne Geſtaltung, wieder

7) Hoffmeiſter, a. a. O. III. 242–43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn ſelbſt zu vernehmen berechtigt iſt, nicht aus ſeinem Verſteck hervor will, oder wenn er, in ſolchem Falle, eine zu kühle Begeiſterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung ſeiner Kunſt verdoppeln, je ſtärker ſeine innere Begeiſterung iſt, je unmittelbarer er ſie walten läßt. Er wird damit manchen Verſtoß vergeſſen machen. Allein er wird auch ſo ſich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetiſch und tumultuariſch zu werden. Je mehr er aber durch ſein Subjekt den Ausſchlag geben muß, deſto mehr wird er ſtreben, dieſem den reichſten Gehalt und die höchſte Würde zu verſchaffen, und indem er dieſe Würde und dieſen Gehalt dichteriſch offenbart, gleichſam das Gebiet der Kunſt ſelbſt zu erweitern, das er in den ſtrengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht ſo befähigt ſein würde. In dieſem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleiſtet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterſtützt, die ihn inſtinktmäßig auf dieſen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit deſſelben ſich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Menſch ſtritten ſich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch ſchon in ſeinem roheſten Auftreten auf die ſpätere Entwicklung hindeuten. Es iſt nicht eine einzelne Eigenſchaft, es ſind alle zuſammen, die ihm dieſe individuelle Größe, ſeiner Dichtung dieſe Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen ſeines Geiſtes wie ſeines Dichtervermögens zuſammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Weſentlichſten der Kunſt aber, in der Anſchaulichkeit der Darſtellung und Individualiſirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einzelnen Momenten. Da er aber ſo vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, ſo konnte er ſich mit Recht vorherſagen, daß die Rechnung ſich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man ſie in ihrer Totalwirkung und ihre einzelnen Kunſtleiſtungen nach dieſer, ſo muß man ſagen: ſie hebt ſich wirklich. Nur, wenn man ſtreng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann ſinkt die Waage doch etwas zu Gunſten des genialeren Genoſſen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anſtrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unſerm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er ſignaliſirt ihn namentlich als den Dichter, deſſen Geiſtesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philoſophie, von einander getrennt, als unvollſtändig zu betrachten, der in ſeine Dichtung immer den höchſten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht ſcheute, ſie in ſeine äußerſten Tiefen zu ſenken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchſte in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengeſtanden, als daß er nach etwas noch Höherem geſtrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“[8]) Dieſe Stelle enthält ſo ziemlich den Kern ſeiner Anſicht über Schiller, ſomit den Keim deſſen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Dieſe Anſicht iſt auch an ſich begründet, ſie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erſtrebte, erklärt allein die Mängel ſeiner Dichtart nicht, ſondern dieſe müſſen wir zum großen Theil aus ſeinem Dichtervermögen ſelbſt herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entſchuldigt nämlich den Mangel der anſchaulichen Geſtaltung nur ſo weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen ſein würde, ihm dieſe zu geben. Daß dieſes aber in vielen

8) Geſ. Werke, I. 101—2.

Fällen möglich war, hat er selbst am besten durch Beispiele bewiesen, in denen auch er solche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anschaulichen Gestaltens aber, die wir Schillern nachsagen, hat Humboldt, wie wir gleich sehen werden, nie zugestehen wollen, und darin liegt sein Irrthum, die Ueberschätzung der ästhetischen Form des Dichters. Desto glücklicher erfaßt er den Charakter desselben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie," sagt er (Vorerinn. S. 9—11) „kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft... Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete.

Dieſe Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muſen abſprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die ſich ihrer ſelbſt bewußte Arbeit des Geiſtes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur [?] die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlaſſung zu einem ſolchen Tadel darbieten konnte." Dieſe intellektuelle Größe erzeugt nicht den Tadel, ſondern mildert ihn vielmehr, ja von der großen Mehrzahl unſerer Nation wird überhaupt ein Mangel dieſer Art, zum Theil gerade wegen dieſer Größe, gar nicht erkannt werden. Der Deutſche ſucht im Kunſtwerk eine gewiſſe Macht und Fülle von Ideen, auch deshalb iſt Schiller der nationalſte Dichter. Eine größere Innerlichkeit liegt überhaupt im neuern und vorzüglich im deutſchen Charakter; wir, auf unſerm Standpunkt, ſetzen jedoch hinzu, im nordiſchen zugleich ein geringerer Sinn für das eigentlich Schöne. Daher wir die Kunſt zwar zur höchſten Würde emporzuheben ſtreben, nicht ſelten aber gerade durch dieſes Bemühen ihr eigenſtes Weſen zerſtören. Humboldt ſchließt, auf einer Seite ſeines Weſens, ſich ganz dieſem deutſchen Standpunkt an. „Die Kunſt," ſagt er, „und alles äſthetiſche Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, iſt keiner neuern Nation in dem Grade, als der deutſchen, gelungen, auch denen nicht, welche ſich der Dichter rühmen, die alle Zeiten als groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutſchen liegt in ſeiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beſchäftigung mit Ideen und auf ſie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft iſt. Dadurch unterſcheidet er ſich von den meiſten neueren Nationen, und in näherer Beſtimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er ſucht Poeſie

und Philoſophie, er will ſie nicht trennen, ſondern ſtrebt ſie zu verbinden, und ſo lange dies Streben nach Philoſophie, auch ganz reiner, abgezogener Philoſophie, das ſogar unter uns nicht ſelten in ſeinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geiſter in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poeſie und Philoſophie ſtehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geiſtigen Beſtrebungen, nur ſie können alle einzelnen Reſultate in ſich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeiſterung überſtrömen, nur ſie repräſentiren eigentlich was der Menſch iſt, da alle übrigen Wiſſenſchaften und Fertigkeiten, könnte man ſie je ganz von ihnen ſcheiden, nur zeigen würden, was er beſitzt und ſich angeeignet hat. Ohne dieſen, zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreiteſte Wiſſen zu ſehr zerſtückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menſchheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menſchen und des unerklärbaren Zuſammenhanges beider ſein kann. Das Forſchen um der Wahrheit, und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzuſuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen ſich nicht zerſtreut an einzelnen Gegenſtänden, ſondern als reine Objekte des Geiſtes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beſchäftigung, als gerade mit Poeſie und Philoſophie, und die Eigenthümlichkeit ſeines intellektuellen Strebens beſtand gerade darin, die Identität ihres Urſprungs zu faſſen und darzuſtellen." (Vorerinn. S. 34 — 37). Eine herrliche Stelle, und doch nicht ohne gefährlichen Inhalt für den Dichter! Die Identität

dieſes Urſprungs völlig zugegeben, gehen beide Thätigkeiten, Philoſophie und Dichtung, doch in ſo auseinander laufende Bahnen, daß beide ihr ſpecielles Weſen zu verlieren fürchten müſſen, wenn die eine zugleich auch die andere mit in ſich faſſen will. Allerdings iſt die immerwährende Wechſelbeziehung Beider bei den Deutſchen mehr als bei allen andern europäiſchen Nationen zu finden, und es mußte unter ihnen wohl beſonders glänzende Erſcheinungen geben, die dieſe Wechſelſeitigkeit ganz eigentlich repräſentiren. Für die Dichtkunſt iſt auch die Möglichkeit einer Erweiterung in dieſer Richtung allerdings gegeben. Wie aber bei der poetiſirenden Philoſophie die Vernunft immer Gefahr läuft, ſo bedroht wenigſtens die intellektuelle Dichtung den Geſchmack. Die erſtere dieſer Gefahren mag größer ſein; bei der zweiten wird man wenigſtens eingeſtehen müſſen, daß es eine iſt. Nur eine ſo große Erſcheinung wie Schiller vermag für die Einbuße, die wir leiden, ſolchen Erſatz zu bieten. Wie es aber ſchwächeren Kräften ergeht, das haben uns einzelne ſeiner Nachfolger ſchon hinlänglich bewieſen. Nein! die größere Tiefe des Gedankens und der Empfindung, die unſre deutſche Poeſie ſelbſt vor der griechiſchen auszeichnet, ſoll uns nicht verlocken, den Erfolg in der unbedingten Vermiſchung der philoſophirenden und dichteriſchen Kräfte zu ſuchen. Verehren wir den Einzelnen, der auf dieſem Wege etwas ſo Großes leiſtet wie Schiller. Hüten wir uns aber, aus der Ausnahme ein Geſetz, aus dem ſeltenſten Phänomen eine Gattung im weitern Sinne zu machen. Sind doch ſelbſt unter Schiller's Werken diejenigen die poetiſchſten, in denen ſeine intellektuelle Größe ſich am wenigſten betheiligt zu haben ſcheint oder wo ſie, wie in dem begrenzten Gebiet des Lehrgedichts und der Ideendichtung, recht eigentlich an ihrem Platze iſt. Auch glaube ich feſt, daß nur Schiller es war, der Humboldt in dieſen Sätzen beſtärkte, denn ſobald er nicht von ihm ſpricht, iſt auch von dieſer ganzen Betrachtungsweiſe nur ſelten eine Spur zu finden.

Hören wir ihn jedoch weiter. „Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger [?] frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise [ganz gewiß!] kein älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben.“ . . . „Was ihn daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, es ist ganz eigentlich Uebermacht.“ (A. a. O., S. 62—64).

Humboldt behauptete, Schillers Dichtergenie sei zugleich eine Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt, und allerdings kann man dies von ihm noch in einem eminenteren Sinne als von allen großen und originellen Dichtern sagen. Durch seinen überwiegend philosophischen Drang steigerte er den Begriff der sentimentalen oder modernen Dichtung zu einer bis dahin nie dagewesenen Höhe, denn er nahm für den dichtenden Geist Regionen in Anspruch, die man bis dahin beinahe unvereinbar mit dessen Wirken geglaubt hatte. Von den Gefahren, die ihn dabei umgaben, ist schon die Rede gewesen. Er hat aber diese Schwierigkeiten in einem hohen Grade besiegt, und insofern ihm dies gelungen, thatsächlich die Grenzen der Poesie erweitert, und

ihr damit und durch den wunderbar ſittlich idealiſchen Trieb einen Charakter gegeben, der die Poeſie ſelbſt an etwas noch Höheres anknüpft, ſie, wenn man ſo ſagen darf, zum Träger von etwas Heiligem und Uebermenſchlichem macht. Unleugbar aber iſt er damit auch dem Geleiſe des eigentlichen Dichterberufs entrückt worden. Denn indem er von dieſem Berufe ein Ideal aufſtellt wie vor ihm Niemand weder denkend noch dichtend gethan, und darnach die Poeſie einem noch Höheren unterordnet, entreißt er ihr einen Theil ihrer Selbſtberechtigung und ſetzt das, was vollgültig genug iſt, um ſelbſt Zweck zu ſein, in gewiſſem Sinn zum Mittel herab. Humboldt hat ganz Recht gehabt, ihn den Modernſten unter den Modernen zu nennen. Schillers Dichtung trägt ein Gepräge an ſich, das ſie von allen ältern und neuern, naiven und ſentimentalen Dichtern unterſcheidet. Er ſteckte ſich ein Ziel, das zwar allen neuern Dichtern in gewiſſem Grade vorſchwebt, da ſie, bewußt oder unbewußt, an Gehalt zu erſetzen ſuchen, was ihnen an der Schönheit der Form abgeht, das aber in ſolchem Maße wie Schiller kein Dichter älterer oder neuerer Zeit erſtrebte. Und gewiß hat er auf dieſem Wege eine ganz originelle Größe erreicht, er iſt der Liebling einer Nation geworden, die gerade das am meiſten in der Dichtung ſucht, das am höchſten ſchätzt, was er ihr bietet. Er hat dieſer Nation damit die ſegensreichſten Impulſe für ihr geiſtig ſittliches, zum Theil ſelbſt für ihr kräftiger Anregung ſo bedürftiges nationales Leben gegeben. Er iſt aber auch in anderer Hinſicht der Modernſte unter den Modernen, der deutſcheſte unter den deutſchen Dichtern geworden. In der Richtung der Modernen liegen verſchiedene Elemente, die vernichtend auf alles Poetiſche wirken; darunter auch ſolche, die der Dichtung zwar einen höhern Gehalt zuführen, endlich aber das zarte Gefäß zerſprengen. In dieſer Gefahr

ſchwebt namentlich die deutſche Poeſie: ihr Feind iſt der Idealismus und die Formloſigkeit, wie der Feind der franzöſiſchen Poeſie der Materialismus und die geſellſchaftliche Convenienz iſt. Beide Richtungen zerſtören zuletzt das Weſen der Poeſie, und, indem ſie den Zweck zum Mittel herabſetzen, eben ſo die Form. Sind die Franzoſen nur ſelten zur Poeſie durchgedrungen, ſo ſind die Deutſchen faſt immer bedroht, mit ihren höchſten Leiſtungen an die größten Verirrungen zu ſtoßen und nach einer Epoche der Macht und Herrlichkeit nur zu ſchnell in langdauernde Unkraft zu verſinken. Oder will man leugnen, daß Schiller, ein ſolcher Glanzpunkt unſrer claſſiſchen Epoche, zum Theil auch der Schlußſtein dieſer Periode iſt; daß er, wie mit den größten Tugenden und Talenten, auch mit vielen Mängeln vorleuchtet, die eine ſchwächere Nachkommenſchaft ſich viel leichter aneignete, als jene Tugenden und Talente? Wenn in der Folge, wie es leider faſt den Anſchein hat, die Poeſie von den entgegengeſetzten Richtungen her immer mehr in die Enge getrieben werden ſollte, dann dürfte die urtheilende Nachwelt der Größe wie der Mängel unſeres Schiller noch viel öfter und aus ganz andern Urſachen gedenken und ſich mit inniger, aber doch getheilter Empfindung an Humboldt's Wort anſchließen: Er war der modernſte Dichter unter den Modernen.

So faßt denn Humboldt die Dichtung und das Streben ſeines großen Freundes faſt durchweg von der Lichtſeite auf, er thut es aber mit ſolcher Hingebung und Unabſichtlichkeit, in einem ſo großen, edlen Sinne, daß wir manchmal Mühe haben, unſer eignes Gefühl einem ſolchen Fürſprecher gegenüber feſt zu halten. Es iſt kein geringes Glück für Schiller, den allerdings nur von der ausſchließenden und beſchränkten Aeſthetik hintangeſetzten, großen Schiller, auch unter den Geiſtern ſeiner Zeit noch einen ſolchen Vertreter gefunden

zu haben. Dafür iſt auch Humboldt's Name ſo eng mit dem Schiller's verknüpft, wie Pylades mit Oreſt; ſo lange das deutſche Volk dieſen Dichter liebt und ehrt, wird es auch dieſes Genoſſen dankbar gedenken. Allem, was die Schlegel und Tieck und Solger und die neueſten Schulen an Schiller getadelt haben, wird ein gerechteres Urtheil Humboldt's Stimme entgegen ſtellen, die allein hinreicht, jenen Kritikern Widerpart zu halten. Der Unbefangene erfreut ſich der tiefſinnigen Würdigung des edlen Dichters, ſelbſt wo ſie der ſtrengen Forderung nicht ganz Stich hält, während ihm die Stimme jener vornehmen Kritiker oft kleinlich und krittlich erſcheint. Denn nur die Liebe hat das Recht mit der Größe zu hadern, und viel weniger entziehen wir uns einem hingebenden und geiſtvollen Enthuſiasmus, als der Kälte, die da nur mäkeln will, wo für uns Andere ſo viel zu bewundern bleibt.

Humboldt's Einfluß auf Schiller fällt gerade in die Jahre, wo dieſer den Uebergang aus der Spekulation, die ihn lange genug gefeſſelt hatte, in eine neue, d. h. in die letzte Epoche ſeiner Dichtung ſuchte. Wir werden demnächſt dieſe Zeit durchwandeln, und werden ſehen, wie groß dieſer Einfluß war. Humboldt war es, der Schillern, als dieſer merkwürdiger Weiſe ſchwankte, ob er mehr für das Dramatiſche oder für das Epiſche geboren ſei, entſchieden auf die Tragödie wies und dadurch das ernſte Angreifen des Wallenſtein entſchied. Schiller vergaß es nie, was ihm Humboldt geweſen war. Noch im Jahre 1805, alſo am Ziel ſeiner großen Tragödenlaufbahn und wenige Wochen vor ſeinem Tode (2. April), ſchrieb er ihm nach Rom: „Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind, es iſt ein erlaubter Wunſch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft

in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekte herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Der Antheil eines solchen Rathgebers und Richters mußte Schillern in dieser Uebergangsepoche doppelt werth sein — in einer Zeit, wo er, von einem hohen Ideal erfüllt, zaghaft zur Ausübung zurückkehrte und manchmal ganz an seiner Begabung zweifelte. Durfte er hoffen, etwas wahrhaft Großes und Unvergängliches zu schaffen, wenn er es Göthe'n, mit dem er sich nun stets verglich, nicht in Allem gleich thun konnte? Durfte er sich überzeugt halten, etwas voraus zu haben, „was sein sei und Göthe nie erreichen könne, so daß Göthe's Vorzug ihm und seinem Produkt keinen Schaden thun werde?" In seinen muthvollsten Augenblicken hielt er sich dessen gewiß, aber wie sehr bedurfte er oft auch einer bestärkenden Zusprache, wenn ihn ängstliche Zweifel dieserhalb verfolgten. Er bedurfte aber eines geistig hochstehenden Zusprechers, denn einen Andern hätte er nicht achten können — eines Geistes, der bei der innigsten Sympathie für Schiller's hohe Dichtungsweise, Haltung genug besaß, von der Anschauungsweise des genialen Freundes und von dessen Vermögen doch nicht fortgerissen zu werden, sondern dabei immer noch eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. Und da es für Schiller eine Nothwendigkeit war, über solche zweifelhafte Punkte zu einer theoretischen Entscheidung zu gelangen, bevor er muthigere Versuche wagte, so mußte der Rathgeber ein Mann sein, der in die Tiefe dieser Diskussionen einzugehen, sie zu fördern, sie mit kritischem Geiste zu begleiten vermochte. Und da diese Erörterung am Ende auch ein Theil der ästhetischen Einsicht war, der Schiller sich zu bemächtigen suchte, so

mußte dieſer Genoſſe an der Bewältigung dieſer Materien überhaupt Theil haben. Es galt das Weſen des Schönen in ſeiner Tiefe wie Mannigfaltigkeit zu begreifen, und ſo auch Schiller's Eigenart ihren Platz, und einen Platz ſelbſt neben Göthe, zu finden.

In allen dieſen verſchiedenen Richtungen leiſtete unſerm Schiller Niemand ſo viel, als Humboldt; ſelbſt Körner, der Vater des bekannten Dichters dieſes Namens, ſonſt der treueſte Freund und in früheren Jahren der vertrauteſte Rathgeber Schiller's, ſtand dieſem in jener entſcheidenden Kriſis nicht ſo nahe, und wenn er von der äſthetiſchen Seite Schiller's Mangel klarer durchſchaute, ſo war er doch im Allgemeinen keine Schillern ſo verwandte und ebenbürtige Denkernatur, wie Humboldt. Es ſcheint Körnern nicht gegeben geweſen zu ſein, ſich in die ſpekulative Aeſthetik zu vertiefen, oder einen Geiſt wie Schiller in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchdenken, oder ſeine Anſicht darüber umfaſſender zu entwickeln. Ein ſolcher Genoſſe jedoch war Humboldt für Schiller, ein ſolcher Fingerzeig für die Zeitgenoſſen. Körner hatte allerdings noch mehr Beruf als Humboldt, Schillern auf das zu weiſen, was ihm abging und noch mehr zu dem zu leiten, der ihm darin als Muſter dienen konnte. Aber dieſes Muſter ſchwebte Schillern ſchon hinreichend vor, er eiferte ihm nach, ſo viel er konnte. Je ängſtlicher ſich Schiller bemühte, ſeine Stellung neben Göthe theoretiſch zu begründen, deſto mehr ſcheint er zu verrathen, wie ſehr ihn dieſes Vorbild peinigte. Körner's Einwirkung war freilich auch von Werth. Da aber Göthe's Macht ſelbſt ſchon auf Schillern wirkte, ja manchmal vielleicht drückte, ſo bedurfte dieſer jetzt gerade eines Mannes, der ihm Selbſtvertrauen und Muth zu wecken, ſeine Natur und deren Vorzüge ganz zu würdigen vermochte. Dieſer Mann war Humboldt. Mitten in der Kriſis, deren Höhepunkt uns in

ſeinem Briefwechſel mit Schiller auf ganz unſchätzbare Weiſe vor Augen liegt, ſchrieb er unter anderm (23. Okt. 1795): „Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unſere Urtheile zu vergleichen. Körner's Brief beſonders hat mich ſehr intereſſirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit ſtimmt ſehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur ſcheint er mir Manches in Ihnen mit Unrecht als einen Mangel anzuſehen, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünſchen, und überhaupt einen Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit gleichſam in die allgemeine claſſiſche Bahn zu wollen. So kann ich es nicht anſehen. Es ſtreitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß ſeine Eigenthümlichkeit aufſuchen und dieſe reinigen, das Zufällige abſondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen iſt an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und darf man nicht entfernen. Nur dadurch iſt eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber iſt gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen ſagt, kann ich nicht ganz unterſchreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin liegt. Seine Ideen über das Charakteriſtiſche und über die Schönheit ſind mir noch nicht klar. Er ſcheint mir die letztere zu ſehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu ſetzen, da er ſo viel von der Verbindung des Ganzen ſpricht. Auch das Charakteriſtiſche und dies vorzüglich iſt darauf gerichtet und doch weſentlich vom Schönen verſchieden.“ Dann ſetzt er ganz entſchieden hinzu: „Die Vergleichung zwiſchen Ihnen und Göthe hat auch mich oft beſchäftigt. Gerade Sie beide können das Höchſte erreichen, ohne einander zu ſchaden. Das fühle ich jetzt ſehr deutlich.“

Das eben wollte Schiller hören, das wollte er von einem Geiſte wie Humboldt hören.

Doch gerade dieſen Einfluß Humboldt's hat man neuerdings — und namentlich von Seiten der würdigen Biographen Schiller's — als gefährlich für deſſen damalige Entwicklung oder die ſchnelle Entſcheidung jener Kriſis bezeichnet. Schwab nennt Humboldt den Geiſt der Reflexion und Reflexionspoeſie, der dem Dichter auf ſeinem Pfade zur Poeſie vom Geſchick als ein Dämon beigegeben worden, um ihn in ſeiner philoſophiſchen Richtung ſo lange feſtzuhalten, als es nöthig geweſen, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt habe, in ihm auszubrüten. [9]) Es ſei aber zuletzt doch hohe Zeit geweſen, daß dieſer philoſophirende Genius von ihm geſchieden und daß ihn Göthe, der Schutzgeiſt der Produktion, mächtig an der Hand ergriffen habe. Unter dieſem Humboldt'ſchen Einfluß würde Schiller fortdauernd in den Banden der Spekulation feſtgehalten worden ſein, die Reflexion würde ſich übermäßig in ſeinem Dichten behauptet, die Schulformel gar zu ſehr das freie Schaffen gelähmt oder es in einſeitigen Bahnen gefeſſelt haben. Die Ideendichtung, in all ihrer Herrlichkeit, aber auch äſthetiſchen Mangelhaftigkeit, würde den Dichter ganz in Beſchlag genommen haben, Erzeugniſſe aber, wie Wallenſtein und Tell und einige ſeiner Balladen, würden auf dieſem Wege nie zu Tage gekommen ſein. Nach dieſer Anſicht hat Humboldt namentlich die erſten Verſuche, die Schiller wieder im Dichten machte, viel zu beifällig aufgenommen und dieſen damit in eine Selbſttäuſchung gewiegt, die ihm, trotz ſeiner weiteren Läuterung, vielleicht auch für die Folge noch geſchadet habe. „So rüſtig," heißt es bei Schwab, „Wilhelm von Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt empor-

9) Vergl. Schwab, Leben Schiller's. Stuttgart, 1840. S. 494 — 98, 535 — 37, 588.

klimmt, ſo macht es doch manchmal den Eindruck, als ſtünde auch er ſtille unter jener bewundernden Schaar, welche ſich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um ſeinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dies iſt beſonders dann der Fall, wenn er ſchon frühere Produktionen ſeines Freundes übermäßig hoch ſtellt und z. B. bereits in der „Reſignation" das eigenthümlichſte Gepräge Schiller's in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begünſtigenden Sprache findet." ... „Am ſichtbarſten lähmte dieſer, unſrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, ſondern jetzt auch äußerlich vom Schickſale beigegebene Reflexionsgeiſt ſeine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der Formel Kant's, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemeſſen ſei." Darum ſei es das höchſte Glück geweſen, daß der rege Verkehr zwiſchen dieſen Männern unterbrochen worden und dafür Göthe Schillern immer inniger an ſich heran zog.

Göthe ſelbſt mag, in der erſten Zeit ſeiner Verbindung mit Schiller, auf die gemeinſamen Anſichten und Verhandlungen dieſer Männer und ihr transcendentales Treiben mit Verwunderung geblickt haben. Schwab meint ſogar, mit Unmuth. Ohne Humboldt anzuklagen, ſpricht Göthe ſelbſt, in ſpätrer Zeit, ein gewiſſes Bedauern über Schiller's Zuſtand während der Periode aus, da er mit jenem ſo eifrig correſpondirte. Humboldt beſuchte Göthen im November 1823 und theilte ihm die Briefe mit, die Schiller an ihn geſchrieben. „Es iſt betrübend," ſagte Göthe gleich darnach zu Eckermann, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch (wie Schiller) ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir die Briefe mitgebracht, die Schiller in der

unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Als ob die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus dem ſie gleichſam emporwächſt, nur irgend beſtehen könnte." .. „Es war," ſchließt Göthe, „nicht Schillers Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren." [10]) — Man ſieht, Göthe deutet auf denſelben Punkt, wenn er auch Humboldt dabei ganz aus dem Spiele läßt.

Ich glaube, daß wir in dem Vorangehenden eine ziemlich unbefangene Anſicht ſowohl über Schiller's Dichtungsweiſe als über ſeinen und unſeres Humboldt's äſthetiſchen Standpunkt dargelegt haben. Allein ſo weit zu gehen, wie Göthe oder der zuletzt genannte Biograph Schiller's, ſcheint mir übertrieben. Allerdings war Schiller in mannigfachen Täuſchungen befangen, als er die Verhandlungen mit Humboldt pflog, auf welche Göthe hier anſpielt, und gewiß war ihm der Geiſt der Reflexion gar oft im Wege, wenn er dichten ſollte. Dennoch können wir dieſe Zeit nicht eine „unſelige" nennen. Die philoſophiſche Anlage lag einmal in ſeiner Natur, ſie war unauflöslich an ſein Dichtervermögen gekettet. So durfte er denn auch nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben, er mußte den philoſophiſchen Entwicklungsproceß vollenden, in den er gerathen war, er mußte ſich, wie Hoffmeiſter ſagt, müde philoſophirt haben, um wieder dichten zu können. „Längſt war er mit ſich ſelbſt zerfallen, und erſt, nachdem er auf ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Natur wieder hergeſtellt hatte, konnte

10) Eckermann's Geſpräche mit Göthe, I. 89.

er wieder und zwar zu einer reiferen Dichtkunst zurückkehren.“ Wie sehr mußte er aber in diesem philosophischen Processe durch einen mitwandelnden Genossen, wie Humboldt, gefördert werden; und wenn er durch ihn auch, was wir nicht in Abrede nehmen, in einzelnen Irrthümern bestärkt wurde, so war er doch eine viel zu selbstständige Natur, als daß wir annehmen könnten, er würde, ohne Humboldt's Uebereinstimmung, nicht in Ansichten verharrt haben, die so tief in sein ganzes Wesen verflochten waren, wie die meisten hier in Rede stehenden. Und hat denn Humboldt nicht auch Einwendungen erhoben, wenn Schiller sich zu tief in gewisse Lieblingsansichten verbiß? — Wir sind auch darin ganz einverstanden mit Schwab, daß es für Schillern das höchste Bedürfniß war, sich an Göthe's Geist empor zu bilden. Dies war auch Schiller's eifriges Streben, von dem Moment an, als er mit „dem großen Genius unbedingter Poesie“ in nähere Berührung getreten. Allein vielleicht eben so sehr bedurfte er einer Sympathie, wie sie Humboldt entgegenbrachte, wenn er, in der Betrachtung der Göthe'schen Natur, nicht ganz an seinem eigenen Werth und Wesen irre werden sollte. Je größer der Mann ist, desto leichter verliert er das Vertrauen zu seiner Kraft, sobald er einmal inne geworden ist, was und wie viel ihm noch zur höchsten Vollendung abgeht. Sollte ein so großes Dichtervermögen, wie Schiller hatte, feiern, selbst wenn es ihm durchaus unmöglich gewesen wäre, etwas im höchsten Sinn Vollendetes zu erzeugen? Oder sollte er sich der philosophischen Mitgift, in welcher gerade ein guter Theil seiner Größe ruht, ganz entäußern, um nur das zu erzielen, was ihm seltner gelang, was er nie mit Gewißheit beherrschte? Und würde er sich so seines Wesens haben entäußern können, selbst wenn er es gewollt hätte? Würden wir, fragen wir endlich, die unvergleichlichen Erzeugnisse der Ideendichtung, die er, gerade

in der Zeit ſeines innigſten Verkehrs mit Humboldt, geſchaffen, würden wir dieſe miſſen wollen, ſelbſt wenn wir uns ſagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf ſeine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Dieſe Richtung lag in Schiller's innerſter Natur, ſie kam nur eben in jenen Jahren (1795—97) zur glänzendſten dichteriſchen Offenbarung. Vielleicht war es ſogar wohlthätig für Schiller's Muſe, daß ſie ſo auf einmal ſich in dieſer Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in dieſem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er ſich aber anſchickte, die Balladen zu dichten und im Wallenſtein vorzuſchreiten, dann war es allerdings günſtiger, daß Humboldt's theoretiſcher Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an dieſen didaktiſch poetiſchen Vorübungen ſeine Kräfte geſtählt und ſein Selbſtvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation geſichert, ſelbſt wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen ſein würde, auch mit Göthe zu wetteifern, als es ihm in der That noch gelungen iſt. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in ſo hohem Maße ſouverainem Geiſte ſich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zuſtandekommen eines Wallenſtein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müſſen, und doch dürften wir nicht überſehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie ſein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man alſo ſelbſt dann Urſache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künſtleriſcher Einfluß waren Schillern ſo unentbehrlich als der ermuthigende Zuſpruch und die kritiſche Genoſſenſchaft eines Humboldt.

Schwab ſtellt die Sache in zu draſtiſchen Gegenſatz, er ſieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als ſeiner allgemeinen, auch äſthetiſchen Fähigkeit und ſteht in ſeiner Auffaſſung Schiller's doch manchmal noch zu ſehr unter dem Einfluß der Kritik der romantiſchen Schule. Ich ſtimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird ſie auch in den oben entwickelten Anſichten wieder erkennen; aber ich geſtehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philoſophiſche Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günſtigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab ſcheint auch mit ſeiner eigenen Auffaſſungsweiſe in Widerſpruch zu gerathen, wenn er (S. 494) ſelbſt hervorhebt, daß Schiller dieſe ſchwierige Bahn der philoſophiſchen Selbſtorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter beſtimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſein, den es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangte", wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe dieſen Bildungsgang unſeres Dichters zum lauteren Schönen zu lenken beſtimmt geweſen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geſchick beigegeben worden, ihn ſo lange in dieſer Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich ſcheint man auch nicht in die Wagſchaale zu legen, daß Humboldt ſchon in dieſer Periode mit manchen Einſeitigkeiten Schiller's nicht einverſtändig war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und ſentimentalen Dichtung; daß man ſchon in dieſer Periode den Einfluß der irrigen Vorſtellungen, die er mit Schiller theilte, ſelten ſpürt, ſo oft er nicht eben Ideendichtungen oder

die Poeſie ſeines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denſelben Jahren, wo Schiller ſich von den unfruchtbaren Engen ſeiner Spekulation weit abwandte und ſich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philoſopheme ſich ganz entäußern zu können, Humboldt ſich ebenfalls von den frühern Feſſeln befreite und, fortſchreitend auf der theoretiſchen Bahn, die ihm zugewieſen war, in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philoſophie der Kunſt betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieſer Leiſtung herangewachſen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genoſſen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil beſtärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinſam mit Dieſem erſtrebt hatte, doch in den Jahren ihres engſten Beiſammenſeins noch nicht ganz erfaſſen konnte. Die äſthetiſchen Verſuche ſind Humboldt's entſcheidende That auf dieſem Gebiete. Da iſt keine Anſchmiegung an eine ihn perſönlich anmuthende Manier, ſondern die kühle Hingebung an das Höchſte, was die Dichtkunſt unſerer Tage geleiſtet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunſtſinnigen Forſcher unmittelbar zu den reinſten Principien. Schiller ſelbſt hat, wie wir ſehen werden, das Verdienſt dieſer That höchlich erkannt und von dem äſthetiſch kritiſchen Beruf unſeres Humboldt noch aufs günſtigſte geurtheilt, als er ſchon längſt auf ſeine eignen ſpekulativen Verſuche manchmal zu geringſchätzig herabſah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er ſich ſchon ſo hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebſten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit ſo oft geweſen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich geweſen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Maximen, ſondern mit dem univerſellſten Sinn für Schönheit und Kunſt gegenüberſtand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch beſonders in Anſchlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmaſſe, wie ſie Humboldt ihm darſtellte, haben mußte. Philoſophie und Kunſt, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren ſie in dieſem Geiſte vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntniſſen eines ſolchen Freundes der ſchaffende Genius ſich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es dieſem ſolcher Ernſt war, ſein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild ſelbſt, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der claſſiſchen Kunſt in ſich geſammelt hatte, einen Mann, der die ſchönen Formen des Antiken bis ins Einzelne ſtudirt hatte und dieſe Schönheit auch in techniſcher Vollendung erreicht ſehen wollte. An den ſchwierigſten Produkten Schiller'ſcher Ideendichtung einzelne Unvollkommenheiten aufſuchen, Verbeſſerungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in ſolchem Grade Geiſt und Kenner zugleich war, mit ſolcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit ſolchem Takt die ſprachliche Hülle beurtheilen und mit ſolcher Kenntniß griechiſcher Kunſtvollendung entgegnen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunſt, den ſinnigen Darſtellungen, die Humboldt von dem Geiſte der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft claſſiſchen Form näher rückten, bis in die kleinſten Außenſeiten vollendet wurden. Göthe'n half er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller ſich zuerſt im elegiſchen Versmaß verſuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm sehr zu Statten. Er theilte damals diesem die meisten seiner Gedichte vor dem Druck zur Durchsicht mit. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rücksicht auf Herameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann." Kurz darnach, als ihn die Xenien beschäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in seinem und in Göthe's Namen das Versprechen, daß er für eine große Correktheit, auch in der Prosodie, sorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen sorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorlesung der Göthe'schen Helena (im zweiten Faust) erregte bei Schiller Aufmerksamkeit für den Trimeter, er wünschte gelegentlich auch etwas in dieser Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig sei, sich etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. „Ich hoffe," schreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren." (26. Sept. 1800). Inzwischen bittet er sich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe sendet ihm auch, was er zu diesem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde sich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stünden so weit von der Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hinblicke, einen so großen Umweg vor sich sehe, daß man zufrieden sei, wenn man sich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beschäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigſtens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck." (G. an S., 28. Sept.) [11]) Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufſatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den ſendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'ſchen Ueberſetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen ſeinen Wünſchen entgegen kommen. (Ebendaſ., 30. Sept.) Dieſe Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen, nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechiſche Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des franzöſiſchen Schauſpiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anſchauung der Sache beibrachten, ſondern, was wir weit höher anſchlagen als die Ueberſetzungen aus Voltaire, zu denen ſich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatiſche Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß anſahen, darüber iſt gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigſten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umſtand, daß Humboldt in ſeiner Kunſtanſicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja dieſen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in ſolchen Anſichten beſtärkte, durchaus kein ſo großes Gewicht legen. Die Lichtſeite dieſes

---

11) Doch zog er andre Male deſto mehr Nutzen von der perſönlichen Belehrung ſo verläſſiger Männer. Auch Riemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) ſagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Voß u. ſ. w. mehr gefördert als durch einſames Studium."

Verhältniſſes erſcheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu ſelbſtſtändig, um ſich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretiſchen hinreißen zu laſſen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weiſe zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo ſo viele Zeugniſſe vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller geweſen ſei. Humboldt hätte aber doch auch ſeine eigne Miſſion an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeiſter ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's", ſagt dieſer Biograph, „wurde er erſt für den Umgang Göthe's reif." [12])

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausſtellungen, die Schwab und beſonders Hoffmeiſter an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil ſeine Richtigkeit hat. Es iſt gewiß, daß derſelbe oft nur bei der Lichtſeite Schiller'ſcher Dichtungen verweilt. Auch über deſſen hiſtoriſche Arbeiten urtheilt er, nach unſerer Anſicht, viel zu günſtig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'ſchen Compoſition treffend erfaßt, [13]) allein er überſieht dabei, was dem Geſchäft des Geſchichtſchreibers ſtörend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeiſt und beſonders der dramatiſche Dichtergeiſt. Sagt er doch ſelbſt einmal, daß die Geſchichte nur ein Magazin für ſeine Phantaſie ſei und daß die Gegenſtände ſich gefallen laſſen müßten, was ſie unter ſeinen Händen würden." [14]) — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeiſter a. a. O., III. 5.

13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.

14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 341.

wo Humboldt den rein lyriſchen Klängen Schiller's eine eben ſo große Anerkennung ſpendet als den lyriſch-didaktiſchen. „Das blos Rührende, Schmelzende, einfach Beſchreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anſchauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet ſich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geiſterſtimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben ſcheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem ſanften Widerſchein erkennt.“ [15]) Von mehreren der hier genannten Gedichte kann man allerdings ſagen, daß ſie zu dem Beſten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen iſt, und es iſt ein ſehr treffendes Wort von Hoffmeiſter, wenn er einzelne ſolcher Stücke wie mit Abſicht in Göthe's Manier gedichtet anſieht, ſo z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieſes allgemeine Urtheil Humboldt's einſtimmen. Den meiſten dieſer Dichtungen iſt doch ein Beigeſchmack gegeben, der ihren reflexiven Urſprung verräth; dem einfachen Gefühle iſt oft die Bläſſe des Gedankens angekränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünſtelte Erguß, deſſen die deutſche Dichtung nun einmal mächtig iſt. Den allgemeinſten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungenſten lyriſch-didaktiſchen Erzeugniſſen der Schiller'ſchen Muſe mit wahrer Entzückung ſpricht, wie namentlich von der Glocke. Nur ſcheint es nicht ganz an ſeinem Platze, wenn er ſein Urtheil über dieſe gleich an obige Stelle anreiht, da dieſes gewiß tief empfundene, hochlyriſche Erzeugniß für das vorher

15) Vorerinn. S. 67.

Behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An ſich betrachtet aber iſt es eine herrliche Stelle. „Die wundervollſte Beglaubigung vollendeten Dichtergenies," ſagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechſelnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchſten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinſtellen, alle Vorfälle des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entſpringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles ſymboliſch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verſchiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache iſt mir ein Gedicht bekannt, das in einem ſo kleinen Umfang einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigt." [16]) — Getheilt iſt die Anſicht über die Reihe der ſpätern Tragödien Schillers nach dem Wallenſtein, ſelbſt unter denen, die ſich die Mängel der Schiller'ſchen Muſe nicht verhehlen. Erſt der Tell vereinigt wieder faſt alle Stimmen für ſich und auch über das dramatiſche Verdienſt der Maria Stuart herrſcht größere Uebereinſtimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtſeite hervor, indem er ſagt: „Was ſeine ſpätern dramatiſchen Werke vorzugsweiſe auszeichnet, iſt erſtlich ein ſorgfältigeres und richtiger verſtandenes Streben nach einem Ganzen der Kunſtform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenſtände, durch die ſie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen ſich an ſie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Proſaiſchen durch einen reineren Schwung des Poetiſchen in

16) A. a. O., S. 67—68.

Darſtellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten iſt der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunſt in ihnen geſteigert, und indem die lebendige poetiſche Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieſer wieder auch in höherem Sinne Natur.“ [17]) Die glänzendſte Bethätigung dieſes Strebens ſieht auch Humboldt im Wallenſtein, und mit Recht, ſetzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenſtein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete... Daher ſind ſeine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, ſondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingeſehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunſt.“ Gewiß zeigt ſich in jedem dieſer Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch ſind ſie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leiſten gearbeitet und laſſen, bei aller Verſchiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beſchaffenheit herleiten kann. Die innere Beſchaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem proſaiſchen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für ſeinen Dichtergeiſt die gefährlichſte Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigſtens in Kampf und im Wallenſtein hat die letztere ſogar den breitern Boden gewonnen; in dieſen ſpätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Meſſina, proteſtirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Geſtalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geſchilderte Gegenſatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Poſa, wenigſtens den Schein einer gewiſſen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — ſondern die alles beherrſchende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Reflexion hat, nach dem Ausdruck eines ausgezeichneten Kritikers, „die geschilderte Realität so nach ihren Bedürfnissen umgegossen und umgeschmolzen, gefärbt und geläutert, daß das natürliche Leben derselben auf das erheblichste darunter gelitten hat. Ja in der Braut von Messina kann kaum mehr von einer realen Welt im selbstständigen Sinne die Rede sein. So sehr stellt sich auch das Reale in dieser Tragödie als ein eingebornes Kind des Gedankens dar. Eine gewisse abstrakte, blasenschaumartige Leerheit, die sich sowohl in den Gestalten als in der Sprache dieses Gedichts, bei aller Pracht und Schönheit der letzteren, bemerklich macht, ist die Folge hievon. Wir fühlen, daß der Dichter selbst keine volle, gesättigte Anschauung von der Welt, die er schildert, gehabt hat, daß es ihm vielleicht bei der Richtung auf das Allgemeine nicht einmal ernstlich darum zu thun gewesen ist.“ [18]) — Die äußere Beschaffenheit dieser spätern Stücke leite ich zum Theil aus Schiller's Streben her, ein bühnenwirksames deutsches Drama, was eigentlich, außer in der nicht ganz poetischen Form Lessing's noch nicht vorhanden war, was auch Göthen nicht hatte gelingen wollen, erst zu schaffen. Wir wissen Alle, in wie hohem Grade es dem großen Dichter gelungen. Allein wir können auch nicht leugnen, daß er dieses Ziel zum Theil mit etwas gewaltthätigen Mitteln erreicht hat. Wir finden daher einen Glanz und ein Effekthaschen, das die zarten Blüthen der Poesie fast erdrückt; das alte redneriſche Element seiner Dichtung tritt wieder mächtig hervor, und das Pathos, dessen Göthe

18) Friedr. v. Uechtritz, in einer Abhandlung: Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges, in der Deutschen Vierteljahrschrift, Jan. — März 1842 (Stuttg. u. Tüb., Cotta) S. 60—99. Dieser Aufsatz reiht sich dem Besten an, was über Schiller gesagt worden. Er hält die gewichtigsten Einwendungen der romantischen Schule fest, ja giebt ihnen weit größere Klarheit und Tiefe, aber zugleich versteht es der Verfasser, Schiller's Größe, auch in ihren Verirrungen, zu beleuchten.

ſich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in dieſen Schiller'ſchen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuariſchen Gewalt. — Es iſt ſonderbar, daß Humboldt von dieſen Gebrechen ſo wenig ſpürte, daß er ſo ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker-Genoſſen etwas zu Gut halten, was ſich noch jetzt und wahrſcheinlich immer in unſrem Volke und unſerer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Meſſina ſagt, und zwar gleich, nachdem er ſie aus Schiller's Händen bekommen, iſt wie Vielen unſrer beſten Deutſchen recht aus der Seele geſchrieben. „In Rückſicht der ſtrengen Form," ſchrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann ſich keines Ihrer Stücke mit der Braut meſſen. In ihr iſt alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks." Dann ſetzt er ſeine abweichende Anſicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und ſchließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künſtleriſche Verdienſt, die reine Kunſtform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyriſchen Partieen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, ſelbſt die Einfachheit der Behandlung muß wenigſtens Vielen fühlbar ſein. Was ich indeß wünſchte, wäre, daß Sie mit dieſen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieſes Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in ſich mächtigen, ſchon durch ſeinen Umfang mühſam zu bändigenden Stoff, wenn nicht ſo groß, wie Wallenſtein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünſtleriſche Theil des Publikums wird zwiſchen der Braut

und dieſen Stücken, das läßt ſich voraus ſehen, Vergleichungen anſtellen und den letzteren in jeder Rückſicht den Vorzug geben, ſchon darum, weil ſie, neben der künſtleriſchen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig ſind. Eine gewiſſe Wahrheit liegt aber dieſen Urtheilen, wenn man ſie wirklich fällt, zum Grunde. Es iſt noch ein anderer Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunſtform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes iſt das ſchon ſichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verſchmähen ſcheinen, die ſie aber unparteiiſch geſtanden, auf dieſe Weiſe nicht kannten. Es iſt wirklich auch noch mehr. Freilich ſcheint es an ſich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darſtellung der reinen Kunſtform an ſeinem Gegenſtande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenſtand auszeichnet. Aber es verſetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt ſich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partieen der Menſchheit, wenn auch feine Charakternüancen erſcheinen. Es iſt unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, ebenſo die Mutter und [?] Beatrice. Es iſt das der höchſte Gipfel der Kunſt und die höchſte Weisheit des Künſtlers, nicht über die Forderungen ſeines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengeſetzten Gattung Meiſter iſt, in dem, ſieht man, iſt das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es iſt vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunſtſinn, der Charakterſchilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragiſchen

Wirkung beizumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir ſind einmal ein reflectirendes und ſentimentales Geſchlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beſchäftigen einmal die Sinne minder als den Verſtand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unſere Weiſe gerührt zu werden, einen durch Verſtand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Inſofern läßt ſich alles ſogenannte Romantiſche, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunſt iſt allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausſchließend angehörig. Allein die Kunſt iſt auch nur eine Art, in der der Menſch ſich und die Welt ſinnlich idealiſirt, ſie iſt mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verſchiedenartigſte kann ſich in ihr wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig ſeyn? und ſollte darin nicht für uns das Höchſte beſtehen? Wenigſtens ſcheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächteſten Kunſt keineswegs gleichgültig iſt, das Ideale, deſſen im Gegenſatz gegen das Chimäriſche und Phantaſtiſche, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu ſehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künſtleriſchen Natur iſt das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberſchwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müſſen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunſtwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet iſt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar künſtlich iſt und bei minder guter

Behandlung hätte ſpielend ausſehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verſchaffen. Alles in dieſem Werk beſteht nur durch die dichteriſche Form und bedarf nichts außer ihr."

Man ſieht, Humboldt empfand einen gewiſſen Mangel und wollte ſich doch nicht eingeſtehen, daß es einer ſei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Unadelhaftigkeit des Werks, ſein Urtheil ſtrauchelte an derſelben Klippe, die ſich um dieſe Zeit nicht etwa blos Schillern, ſondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symboliſchen in der Dichtkunſt. Das Symboliſiren erſchien jetzt beſonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Proſaiſche im Bereiche der Kunſt zu tilgen, und auch Göthe fühlte ſich, bei der Abnahme ſeiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in dieſe Richtung gezogen. Das Symboliſche war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, beſonders der dramatiſchen Dichtung. Allein es iſt ein großer Unterſchied, ob es nur in einzelnen Geſtalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben erſteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur kärglichen Begleitung überworfen iſt. Anfangs begnügte ſich Schiller bei ſymboliſchen „Behelfen", nach und nach ward dieſe Richtung herrſchend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte ſehr Recht, wenn er in den Geſtalten der attiſchen Bühne etwas Typiſches fand, wenn es auch nicht geſchickt ſein möchte, mit Schiller zu ſagen, es ſeien nur Masken, was die griechiſche Tragödie vorführe. Dieſe Alten wurzelten ſo tief im Gebiete des Anſchaulichen und lebendig Individuellen, daß ſie, ohne Gefahr, nach dem Symboliſchen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie ſie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr aufs Ideelle gerichtet, in dieſem Streben das Poetiſche zu ſteigern, es am erſten verlieren können, zuerſt durch falſche Anwendung des Symboliſchen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungeſtalten hat es die neuere Romantik und die ſpätre Göthe'ſche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muſter einer zugleich ſymboliſchen und individuellen Darſtellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Meſſina gleichfalls eine ſo muſterhafte Anwendung des Symboliſchen und ſolche Kunſtvollendung fand, ſo war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunſt führte.

Auffallend iſt es ferner, daß ein ſo tiefer Kenner griechiſcher Kunſt, wie H. an der Schickſalsidee, wie ſie dieſes Stück durchweht, keinen Anſtand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechiſchen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten iſt, vielmehr aus dieſen hervorgeht, als in dieſem Schiller'ſchen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schickſalsidee in den alten Tragikern bewieſe, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schickſals als die Größe und Kraft im Ertragen deſſelben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrſchende anzuſehen; ja dieſe Richtung der Alten gehört ſeinem eigenſten Ideenkreiſe, ich möchte ſagen, ſeinem Charakter an. Wir werden dies beſonders gegen ſein Lebensende bemerklich hervortreten ſehen. Was mag ihn alſo ſo nachglebig gegen Schiller's Auffaſſung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieſer Dichter ſo oft auf ihn ausübte? Auch hier ſcheint uns H. gefangen, hingeriſſen. Dagegen können wir abermals nicht in die Anſicht der neuern Biographen des

Dichters [19]) einſtimmen, wenn dieſe ſo weit gehen, Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerſt im Wallenſtein die Schickſalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigſtens bedauern, daß dieſer jenem Einfluß noch ſo viel gefolgt ſei und ſich nicht ganz dem Göthe'ſchen hingegeben habe. Es iſt allerdings mehr als wahrſcheinlich, daß H., der, gerade als Schiller recht ernſtlich an Wallenſtein ging (Winter 1796—97), ſich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen anſehnlichen Einfluß, auf die Conception dieſes Werks gehabt, und eben ſo wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schickſalsidee geben half, wenigſtens ſo weit ſie dieſem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von ſelbſt zugeführt hatte. Allein — dieſer Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch ſeinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffaſſung der Schickſalsidee geleitet worden ſein. Auch iſt es doch auffallend, daß ſie nicht im Wallenſtein, ſondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutſchland — erſt in der Braut auf ſolch eine Spitze getrieben worden. Auch ſcheint es mir gar nicht, als wenn die Schickſalsidee dem Schiller'ſchen Genius, beſonders auf ſeiner damaligen Entwicklungsſtufe, ſo fern gelegen, wie Hoffmeiſter, oder daß eben dieſe Idee dem Sujet (Wallenſtein) ſo fremdartig geweſen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieſes Schickſal ſei nur in das Thema hineingekünſtelt." So würde alſo überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten ſeyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenſtein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr iſt, was ich nicht leugne, daß ſämmtliche Perſonen des Stücks ein zu klares Bewußtſein vom Schickſal haben und überhaupt

19) Hoffmeiſter, a. a. O., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. O., S. 637—38.

zu viel davon geſprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffaſſung des Schickſals wirklich auch hier verfehlt, ſo hieße es ſelbſt dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einfluſſe des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieſer unbedingten Belobung der Braut von Meſſina, ſo wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyriſche und lyriſch-philoſophiſche Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieſelbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß ſie hier wie dort aus einer und derſelben Quelle fließt. Unſtreitig war es die Macht des Schiller'ſchen Geiſtes, die ihn in den theoretiſchen Irrthum deſſelben einzuſtimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Beſtreben ging hauptſächlich dahin, in ſeiner Dichtung Ideen auszuſprechen, die ihn erfüllten, und durch den geiſtigen Gehalt der Poeſie überhaupt einen nie da geweſenen Schwung zu geben. Das lag einmal in ſeiner Natur, darin liegt ſeine Größe und ſeine Schwäche als Poet. Denn ſelbſt wo er Empfindungen ausdrücken will, ſtrebt er nach gleicher Idealität, und weiß ſie nicht beſſer als durch eine gewiſſe Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch ſittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale ſoll getilgt, ſoll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form ſoll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logiſcher Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieſer Spiritus Rektor die ganze Darſtellung in ſtraffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideendichtung geht dieſes Beſtreben faſt nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebniſſe zu Tage bringen. Deſto unſtatthafter beweiſt ſich das ſo gefaßte Princip, ſobald es ſich um Poeſie in ihrer reinſten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verſchlungnen Bilder der Phantaſie, alſo das, was die eigentliche Seele der Poeſie iſt, ans Licht gebracht werden ſollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zuſtand, getrennt von der Betrachtung dieſes Zuſtandes und ohne Beziehung auf ſein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzuſtellen.

„Hieraus," ſagt Hoffmeiſter,[20]) „entſpringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'ſchen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verſtandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre äſthetiſche Geſtalt einiges zu wünſchen übrig. Es zeigt ſich in ihr die größte Beſtimmtheit, aber es iſt doch mehr die Beſtimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anſchauung. Alle Gedichte ſind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zuſammenhang ihrer Theile, die ſtrenge Ausſcheidung alles Fremdartigen, und beſitzen in ſo fern allerdings den Anſtrich einer — wie Humboldt ſich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form." [21]) Aber den logiſch ſo vollkommen geſtalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenſchaften, durch welche ſie eine leicht faßliche Geſtalt für die Phantaſie werden. Mag der Verſtand die Form dieſer Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, ſo treten ſie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft." — Am auffallendſten zeigte ſich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium ſeiner Ideendichtung, ſich einmal bewogen fand, die eigenſten Empfindungen auszuſprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher ſehen werden, dieſes Gedicht, in welchem ſich ein conkreter Gehalt ſo charakteriſtiſch

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechſel S. 56; — ein ſchlagendes Zeugniß, daß Humboldt ſich Zeit ſeines Lebens nicht von dieſem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller ſpricht, kommt er auch zum Vorſchein. G. S.

darſtellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher ſie die reine Form ſuchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch ſpürten ſie den poetiſchen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu ſehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künſtlich geworden wäre. Göthe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'ſchen Muſe angekündigt ſei und gab dieſem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugniſſen derſelben den Vorzug. Ganz mit Recht, inſofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugniſſe bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunſten des Schiller'ſchen Strebens und der Theorie ſeines Freundes zu ſagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewiſſe Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geiſtesrichtung aufs Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweiſe dieſem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns ſo oft die Unvollkommenheit der Manier vergeſſen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er ſich rieſenſtark aus den Banden, die ihn gefeſſelt hielten. Und wenn er ſich dem falſchen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben beſprochene Richtung aufs Symboliſche ſogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden ſollte, ſo bleibt doch das Streben ſelbſt etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigſten erſcheint, wenn man die Intentionen ſeines Geiſtes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen iſt, daß das Architektoniſche ſeiner Dichtung, der Umriß, der Wille ſo oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt iſt ſo zu ſagen, nicht in ſolcher Fülle und Schönheit eingegeben iſt, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß iſt Schiller, wenn er ein

fremdes Kunſtwerk beurtheilt, namentlich in ſpätren Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Compoſition des W. Meiſter, er, der entfernt nicht vermögend geweſen wäre, dieſe Compoſition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in ſeiner Natur, er hat denſelben auf ſtaunenswerthe Weiſe überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber iſt, daß er ein Höchſtes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demſelben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt ſeinen idealiſchen Geiſt, und hingeriſſen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung ſonſt heimiſch weiß, und bewundert faſt ohne Einſchränkung eine Dichtweiſe, die wohl nur in dem gemiſchten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Platze, da aber auch in gewiſſem Grade eine Nothwendigkeit iſt.

So viel im Allgemeinen über das intereſſante Verhältniß dieſer Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigſten unſerer Kunſttheorie und Kritik. Schiller ſelbſt, in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung, war der erſte, der ſie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, ſcheint mir, ſind die ſtreitigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenſtand auf dieſen Blättern auch nur ſo weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erſchöpfen. Hier konnte der Zweck nur der ſein, durch einen allgemeinen Umriß für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leſer auf einen Standpunkt zu ſtellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieſer Geiſter folgen können, ohne ſie durch Beiſtimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müſſen. Vielleicht dient dieſes Vorwort auch dazu, über Gegenſtände die unſere Theorie und Kritik verſchiedentlich ſchon für gelöst anſehen möchte, erneuerte Unterſuchungen anzuregen. — Das

Vorangestellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunstkritiker zu charakterisiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich seine Beurtheilung des Göthe'schen Dichtergenius, werden das bisher Gesagte theils beweisen, theils ergänzen. Auf seine Kunsttheorie, die Methode sowohl als die Ergebnisse zurückzublicken, giebt uns sein Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche", letzlich Anlaß.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in diese Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigste wollen wir entheben, und dann auf diese offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweisen, der etwa versäumt hätte, sich daran zu bilden und zu laben. Vieles, insonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeschreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich sein, während sie nicht gerade wesentlich sind, um den Andern zu charakterisiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechsel selbst zur Hand nehmen müssen, wenn man einerseits in die Werkstatt des Dichters treten, andrerseits den kritischen Geist seines Freundes und den Einfluß desselben in seinem ganzen Umfange, den Menschen Humboldt in seiner herrlichsten Erscheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufsätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine spezielle Richtung zu berühren, in der seine Forschung und Denkweise abermals der Schiller'schen besonders nahe steht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geschlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbesondere.

Einfacher sind die Verhältnisse unseres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

ſchon perſönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran iſt nicht zu zweifeln, ebenſo gewiß aber iſt es, daß er demſelben erſt nach dieſer Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe ſagt auch ſelbſt, zur Zeit da der Schluß des W. Meiſter und die Xenien durch ganz Deutſchland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit für das Reſultat nehmen und ſich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einſicht endlich am reinſten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchſt erquicklich iſt.“

Wenn dieſes Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben beſprochene mit Schiller, ſo iſt es doch eines der vertrauteſten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren ſeines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch beſtanden. Ja, wir dürfen dieſes Band um ſo höher anſchlagen, als es nicht durch ein ſpecielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er ſich zuneigt, hier ein geiſtig ebenbürtiger und Kunſtkenner und Kritiker obenein iſt. Solche Genoſſen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächſt ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von ſeinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den Wilhelm Meiſter zugeſendet, erſchienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „Wilhelm von Humboldt's Theilnahme,“ ſagt er bei dieſer Gelegenheit,[1]) „war indeß fruchtbarer, aus ſeinen

1) In den Tag- und Jahresheften: Werke, Ausg. letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer dieſe Ausgabe von Göthe's Werken.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte." Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant," sagt er einmal zu Eckermann,[2]) „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden." In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220—21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54—55.

dankbar zu entwickeln ſein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahresheften gegeben, im Ganzen jedoch ſpärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinſchaftliche Thätigkeit in dieſen Fächern zu ſprechen, als auf Philoſophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht." [4]) Und (1795) ſetzt er hinzu: er ſei von der bildenden Kunſt ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen ſeien. Göthe denkt aber an dieſer Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit ſeinem Bruder in Jena zuſammentraf, obſchon er vielleicht im nächſten Jahre die Freunde wieder beſuchte. „Sie nahmen beiderſeits," fährt G. fort, „in dieſem Augenblicke an Naturwiſſenſchaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. [5]) Sie forderten ihn dringend auf, ſeine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch ſogleich befolgte, indem er an Max Jacobi (den Sohn des Philoſophen, der um dieſe Zeit in Jena ſtudirte) das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltpunkt für weitere Forſchung. Faſt mit den-

4) Werke, Th. 31. S. 33.
5) Ebendaſ., S. 45—46.

ſelben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Oſteologie, der damaligen Zuſprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich ſolle das in Schriften verfaſſen, was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte.[6]) Wie Humboldt mit Schiller ſpekulirt, ſo geht er mit Göthe und ſeinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Intereſſe.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Univerſität Jena," ſagt er in den Tages- und Jahresheften (B. 31. S. 72), „ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen und glücklichen Umſtänden wäre der treuſten und lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein oſteologiſcher Typus von 1795 gab nun Veranlaſſung die öffentliche Sammlung ſo wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen." Göthe ſchematiſirte jetzt die Metamorphoſe der Inſekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvaniſche Verſuche, die er anſtellte. Auch hier ſpricht Göthe mehr vom Naturwiſſenſchaftlichen, wir werden aber

6) Ebendaſ., B. 55. S. 175—76.

auch ſehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewiſſen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die erſten des neuen Jahrhunderts auf dieſem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchſten ſtand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigſte Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reiſen gingen, ſo trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tiek kam zum Beſuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetiſchen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Ueberſiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig ſtiller wurde. Seit den Vorſtellungen des Wallenſtein war es Weimar, wohin aller Augen ſich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von ſeiner Anſicht über den Dichter, deſſen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigſte Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden ſowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geiſtern, die nächſt Göthe und Schiller das Meiſte zu dem Rufe des Weimariſchen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch ſie kannte, iſt nicht zu zweifeln. Wie hätte ſich Humboldt ſo etwas entgehen laſſen — namentlich einen Mann, der ſo vielſeitiges Intereſſe bot, wie Herder, der nach ſo vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und deſſen Name nicht vergehen kann, wie ſehr auch Wiſſenſchaft und Kritik ſpäterer Zeit ſeine Behandlungsweiſe überflügeln mag. In ſeiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgeſprochen, er war gleich-

ſam der Pannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichſten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieſes Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag dieſem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Urſprung der Sprache aufgeſtellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache ſelbſt, zwar noch ſehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philoſophirte. Freilich konnte er gerade in ſo unangebauten Feldern noch am meiſten glänzen, wenn auch einem Geiſt wie Humboldt ſchon damals die ſchwache Seite ſolcher Verſuche nicht verborgen bleiben mochte, und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienſte hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt dieſen großen Denker mit ſolchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberiſch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller ſpricht Humboldt mehrmals und ſehr treffend von Herders Leiſtungen. Was er als Dichter ſpendete, erſchien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und beſonders durch ſeine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrſcht ein vorwiegend didaktiſch-paraboliſches Element, das in mancher Hinſicht an die Schiller'ſche Ideendichtung ſtreift. So fand auch Herder ſich namentlich von Schiller's „Tanz" angezogen — eine Wahl, die Humboldt ſehr charakteriſtiſch findet. In dieſem Gedicht, ſagt er, ſei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargeſtellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, ſei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht," ſetzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, ſo hätte ich es ohne Anſtoß für ein Herder'ſches nehmen können." Das iſt ſehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht ſo ſehr in die Grazie ſetzen. Was auch dieſes Gedicht charakteriſirt, iſt vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewiſſer Glanz der Darſtellung. Eines der bekannteſten Herder'ſchen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderiſch, voll ſeiner Vorzüge, aber auch ſeiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen ſchönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch ſo viel Myſtiſches und ein ſo durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann.“ Einiges war ihm ganz unverſtändlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas beſſer ſcheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken Sylbenmaße, z. B. das alcäiſche, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meiſten bewährt ſich ſein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da beſonders zart und griechiſch, und ſelten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derſelben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieſer Art anzuſtellen. So trefflich die erſteren großentheils ſeien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'ſchen auszeichnet. „Faſt nirgends iſt der Gehalt ſo gediegen, die Diktion ſo rund und kurz, das Ganze ſo ſtark und vollendet.“ Gewiß, aber eben dieſe Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß ſie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'ſchen athmet. — Auch den Forſcher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlaſſung, und was er ſagt, iſt ſchlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufſatz: „Homer ein Günſtling der Zeit,“ worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erſchienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'ſche Arbeit,“ ſchreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Sie iſt zierlich und hie und da genialiſch geſchrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leſer vorüberſchweben, und iſt ein ſehr guter Horenaufſatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends iſt Beſtimmtheit, und ſo wenig ich in dieſer Sache ein Fremdling bin, ſo kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfaſſer hat, wie er mir doch zu meinen ſcheint, und was eigentlich ein Rhapſode und noch mehr eine Rhapſodenſchule war. Im Ganzen iſt mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meiſten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufſatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geſchmack der Griechen in der Zuſammenordnung ſagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfaſſer ſo kurz dabei verweilt. „Daß Herder," ſagt er zuletzt, „Wolf's nur ſo gedenkt, daß Niemand ſehen kann, wie wichtig ſein Verdienſt um dieſe Sache iſt, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder ſehr benutzt hat, würden dieſe Herder'ſchen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts ſein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit." Wolf trat auch gleich darnach mit einer ſehr bittern Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfaſſer dieſes Horenaufſatzes hervor, worin er ſich, in ſeiner Art, leidenſchaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünſtiges Licht auf ſein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundſchaft etwas zu vergeben, ſpricht er ſich unparteiiſch über beide Theile aus. Wolf's Angriff ſei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufſatz, ſeiner Behauptung nach, habe, deſto geringer ſei die Gefahr geweſen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwiſſenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig feſten, ernſten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer ſo geiſtvollen Arbeit nicht überſehen ſollen. Allein Herder und Wolf, ſchließt er,

ſind einmal incompatible Naturen. — Viel entſchiedener noch drückt Humboldt ſeine Zufriedenheit über den kurz darnach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufſatz: „Homer und Oſſian“ von Herder aus. „Es iſt ihm ſehr gut gelungen, die Nebelgeſtalt des caledoniſchen Lyrikers gegen das heitere Licht der joniſchen Epopöe zu ſtellen, und ich wüßte nichts, was über eine ſolche Vergleichung noch zu ſagen übrig bliebe. Die Diktion iſt höchſt angemeſſen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich ſchön. Selbſt die kleinen ſubjektiven Züge, die einem Herder'ſchen Aufſatz ſelten mangeln, findet man hier doch nur ſparſam, und ſie ſtören wenigſtens nicht den Eindruck des Ganzen.“ — Daß Humboldt dieſen Mann auch perſönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechſel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Geſprächsweiſe mittheilt. „Nie vielleicht,“ ſagt er, „hat ein Mann ſchöner geſprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht ſchwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle ſeltenen Eigenſchaften dieſes mit Recht bewunderten Mannes ſchienen, ſo geeignet waren ſie für daſſelbe, im Geſpräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband ſich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da ſie in Wahrheit allein der Perſon angehören, nur vom Gegenſtand herzukommen ſcheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken beſtimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erſchöpft war, ſo ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun ſelbſt reden, aber man vermißte die Wechſelſeitigkeit des Geſprächs.“ Gerade

dieſe war ein Hauptvorzug des Schiller'ſchen Sprechens, mit dem er Herder's zuſammenſtellt. Dieſe Darſtellung Humboldt's iſt ſehr charakteriſtiſch, denn ſie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erſchien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

Hauptſächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit ſammt ſeiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.[1]) Schiller kam erſt einige Wochen ſpäter (im Mai) aus ſeinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit ſich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muſe noch der andern Geiſter zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entfernteren Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hauſe begegnete.

Die philoſophiſche Facultät bot natürlich das Hauptintereſſe dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'ſchen Schule an oder ſchritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schütz, der Philologe, und der Juriſt Hufeland, waren Kantianer. Aber auch ſonſt war Geiſt und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geſchichtſchreiber Woltmann, der noch dazu in den verſchiedenſten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Profeſſor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforſcher und Mediciner nicht zu vergeſſen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch ſeinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batſch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

---

1) Briefwechſel zwiſchen Sch. und H., S. 7. Dieſe Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt iſt, wird man den Beleg dort zu ſuchen haben und finden.

die berühmten Aerzte, kamen als ſolche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Profeſſors dieſes Namens, wußte äſthetiſche Intereſſen in ihrem Kreiſe zu hegen, ſo daß von der trockenſten Forſchung bis zum heiterſten Kunſtgenuß faſt keine Richtung zu denken iſt, die in dem kleinen Orte nicht einen regſamen Vertreter gehabt hätte. Faſt an jeder konnte der univerſelle Geiſt eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten ſuchte er ſich zu bereichern und während er, als Sechsundzwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wiſſenſchaft verkehrte und mit den Erſten und an Jahren Vorgeſchrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, ſo bald er nur Geiſt ſpürte, mit dem Geringſten der Jünglinge, deren in ſo großer Zahl aus allen Gegenden Deutſchlands nach dem berühmten Muſenſitze ſtrömten, anmuthige und vertrauliche Geſpräche zu pflegen.

Mit Schütz verband ihn die Vorliebe für Aeſchylos, den dieſer herausgab und Humboldt ins Deutſche zu übertragen verſuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung, damals das erſte kritiſche Inſtitut in Deutſchland. Dies gute Verhältniß zu Schütz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.[2]) — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geiſtreich genug, auch H. Intereſſe zu gewähren. Aber dieſer behandelte ihn ſtets mit einer gewiſſen Ironie, und ſah ihn, der als Dichter, als Kunſtrichter und als Darſteller der Geſchichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieſer Fächer für voll an. Man ſpürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geſchichte wirklich kein ungeſchickter Nachfolger deſſelben ſein werde. Als Aeſthetiker findet H. ihn ſchwach, als Kritiker ſüßlich, affektirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schütz, in den Zeitgenoſſen, B. 4. 3—4 H. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meiſt abſcheulich, und in ſeinem Collegium: Quellen der Geſchichte, ſprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbſtgefälligkeit. Anfangs wußte er ſich auch Schillern und Göthen intereſſant zu machen, bald aber zeigte ſich, daß er, bei allem Geiſt, immer eine eitle und ſchwächliche Rolle ſpielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Niethammern, die damals gemeinſchaftlich wirkten. Zu dem philoſophiſchen Journal, das ſie ſeit 1795 herausgaben, luden ſie auch Humboldt ein, ſie führten auch ſeinen Namen in der erſten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,[3]) doch hat er, ſoviel man weiß, keinen Beitrag zu dieſem Journal geliefert. — Wie Woltmann, trat auch Fichte in dieſem Frühjahr ſeine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wiſſenſchaftslehre. Humboldt und Schiller hielten ſich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten ſich mit dieſer Ueberſchreitung des Kant'ſchen Syſtems nicht vereinen, wenn ſchon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben ſcheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieſer. Das geht aber aus allen Zeugniſſen hervor, daß Fichte, dieſer edle und hochſtrebende Mann, ein äußerſt unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie ſelbſtbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbeſſerungsſucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands von unberechenbarer Wirkung war, erſchien in gewöhnlicheren Zeitläuften faſt als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer ſo viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer ſittlichen Begeiſterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfaſſen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 3. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbſtverleugnung verbindet, herrſcht bei Fichte ein moraliſcher Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch ſeine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatoriſche Ungeſtüm, der erſt in ſeinen letzten Lebensjahren den erwünſchten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unabläſſige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten ſehr Intereſſantes geſprochen, und zwar über Schiller ſelbſt und ſein philoſophiſches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und ſelbſt die Art der Betonung mit. „Sie kennen ſeine Manier," ſetzt H. einfach hinzu. Ein andermal ſchreibt Humboldt: an dem Weltverbeſſerer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorſchmack, bis die Romanze fertig ſei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweiſen." Fichte's ſpäteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in ſeinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinſicht noch ein ehrendes Denkmal geſetzt hat, indem er ſein Verdienſt um die deutſche philoſophiſche Diktion heraushob und bei dieſer Gelegenheit ſagte: eine Geſtaltung des philoſophiſchen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde ſich, nach den Griechen, bei Deutſchen, einzeln bei Kant, beſonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4]) wo aber, meiner Anſicht nach, das Wort „Schönheit", wenigſtens auf Fichte, nicht zu paſſen ſcheint. — Humboldt ſtand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ ſich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5]) an Reinhold, der über die Unverſtändlichkeit der Wiſſenſchaftslehre Klage geführt, ſchrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserleſener Briefwechſel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechſel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), seine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren seiner Zuhörer verständlicher vor, als nicht leicht ein andres philosophisches Buch. [6]) Nur einige Monate später gerieth er mit Schiller in Streit, Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingesendet, eine Nachahmung oder Parodie seiner Briefe über ästhetische Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf und berief sich auf Göthe's und Humboldt's Ausspruch, was wenigstens eine äußerliche Verständigung mit Schiller herbeiführte. [7])

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er sich im Gebiet der Sprache und Alterthumswissenschaft, selbst der Philosophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Gesellschafter und sah gern Freunde bei sich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wissen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in diesem Hause verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite schauen, nämlich von der der äußeren Erscheinung, und führte auch Humboldt von dieser Seite vor Augen. Es war, sagte die Genannte, [8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geister, Göthe und Woltmann [9]) ausgenommen, schlecht bestellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendas., S. 316—18. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in dessen Modernen Charakteristiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfasser einen Theil seiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieser Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel sagen, obwohl er in seiner Stellung schon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er beſorgt für ſeinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen ſpeiste, bethätigt haben ſoll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer ſich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig ſich entfernte, den Rock zu wechſeln, weil er ſein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid ſelbſt ſei aber ſehr unſcheinbar geweſen und er ſei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unſerer jetzigen Tage verſchmäht haben würde.“ Gern verſetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geiſtigen ſo viel geboten und genoſſen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt ſo viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Anſiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genuſſes, ſo ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieſes Freundes! Nunmehr knüpfte ſich zwiſchen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmſte und intereſſanteſte Geſellſchaft für Schiller's Frau,“ ſagt ein Augenzeuge,[1]) „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealiſches Bild ſchöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungeſuchte Anmuth hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Sie war nicht, was man nach Regeln ſchön heißt, aber ſie beſaß

1) (Göritz:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller ſicherte.“ Und Schiller's Schwägerin ſagt: die innige Verbindung mit dieſen lieben und durch ſo viele Vorzüge ausgezeichneten Menſchen war eine der ſchönen Lebensblüthen, die das Geſchick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die ſeinige aufgeſchlagen.[2]) „Wir ſahen uns täglich zweimal“, ſagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meiſtentheils bis tief in die Nacht hinein.“ Da erging man ſich in philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechſel dieſer Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenſtände verhandelt, die in das innerſte Leben Beider eingriffen. Häufig gingen dieſe Unterredungen von der Poeſie des klaſſiſchen Alterthums aus, wo dann beſonders Humboldt ſeine Schätze aufſchließen konnte, und gerade dieſe Unterredungen, und was daran ſich knüpfte, halfen die äſthetiſch-philoſophiſche Kriſis beſchleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen ſollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieſer Männer hätte beiwohnen[3]) und uns die ſchönſten Momente überliefern können! Wie lüſtern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'ſchen Hauſes, Wilhelm von Burgsdorf, der ſie in Jena beſuchte, darüber an Rahel nach Berlin ſchrieb. Dieſer Beſuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'ſchen Aufenthalts zu Jena. Er charakteriſirt aber dieſes

2) Schiller ſchreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechſel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauſes waren meiſt, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Eckermann unter ihnen.

Zuſammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's", ſchreibt Burgsdorf[4]), „ſind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und ſeitdem immer. Es iſt mir unendlich viel Werth, Schiller ſo zu ſehen. Er lebt nur in ſeinen Ideen, in einer ewigen Geiſtesthätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] iſt ſein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, inſofern es ſich an dies, ſein eigentliches Leben knüpft. Humboldt iſt ihm daher ſehr viel werth. Dieſe Stunden ſieht er als ſeine Erholungsſtunden an, und ſpricht von allem, doch ſehr bald auf ſeine Art. Ich ſpreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abſtrakt, ſo ſpiele ich mit dem Bauſpiel, kurz alles hat glücklicherweiſe eine recht häusliche Tournüre genommen [wie ſie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt iſt hier in ſeiner vollkommenſten Aſſiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller iſt er ohne allen Zwang, und mitunter eben ſo komiſch, als wir ihn nur je geſehen haben. Denken Sie ſich dabei, wie intereſſant er iſt, wenn er, ſtatt der Luſt die Sachen kurz abzuthun und zu frivoliſiren, die beſtändige Luſt hat ſie auszuſprechen, — wenn er, ſtatt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede iſt, zu bekämpfen, — nur bei der Sache ſelbſt bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie ſonſt im Denken, — um die Wahrheit ſelbſt zu thun iſt; ich meine, wenn er zu dem Andern immer ſpricht, wie zu ſeinem eigenen Verſtande, wenn er nicht ſeine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchſetzt."

---

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Varnhagen, Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Gespräch hat Humboldt selbst eine Schilderung hinterlassen.[5]) Schiller, sagt er, erschien für das Gespräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigsten Gegenstand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach wenigen Zwischenreden sah man sich in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, er schien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meist seine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigstens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abschweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei diesem angelangt war. — Humboldt vergleicht sogar die höchsten Momente dieser Gespräche mit den gehaltvollsten Erzeugnissen seiner Muse. Das Reich der Schatten schien ihm ein treues Abbild des persönlichen Schiller. „Jetzt," schrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt." Derselbe Ernst, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeistert spricht Humboldt von Schiller's Gesprächen. Er selbst, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der seinen Antheil, sein Ringen mit dem großen Genossen recht nach dem Leben gezeichnet hätte

5) In der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 13—15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht ausgeschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der Meinung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was nur dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer Klarheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders vorgebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Humboldt manches Ding ganz anders anschauen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und seiner Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen hatte. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,[6]) daß Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung über den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt behauptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern blos ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern blos Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne Zweifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen Epoche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner Arbeiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach Thätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten Musensitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie der bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu bei, seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung lag zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach mehrjährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

6) Göritz, a. a. O.

anregender Umgebung und ſo fördernden Geſprächen ſchneller zu einem gewiſſen Abſchluß ſeiner theoretiſchen Beſtrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er ſich der letzten großen Produktionsepoche. Die „Briefe über äſthetiſche Erziehung" waren angefangen; er arbeitete ſie im Laufe des Jahres aus und bahnte ſich damit wie mit den nächſtfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde" waren die Gegenſtände verhandelt, die in dieſen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut ſich in Beiden die Philoſophie und Aeſthetik unſers Dichters auf, eine Philoſophie, die man, der ſtarren Sittenlehre Kant's gegenüber, äſthetiſch nennen könnte, und eine Aeſthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der äſthetiſchen Wirkungen aus den Geſetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieſe, die Ergründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, iſt die Totalität in der menſchlichen Natur durch das Zuſammenſtimmen ihrer geſchiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'ſchen Syſtems zu erweitern und die ſittlichen und äſthetiſchen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dageweſene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher", ſagt H., „ſind dieſe Materien ſo rein, ſo vollſtändig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht blos für die ſichere Scheidung der Begriffe, ſondern auch für die äſthetiſche und ſittliche Bildung gewonnen." Kunſt und Dichtung waren als dasjenige dargeſtellt, woran der Menſch erſt zum Bewußtſein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus ſtrebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aeſthetiſche im Schaffen und Handeln,

alſo über die Grundlagen aller Kunſt, ſowie über die Kunſt ſelbſt, enthalten dieſe Arbeiten, nach Humboldt's Ausſpruch, alles Weſentliche auf eine Weiſe, über die es niemals möglich ſein werde, hinauszugehen. In dieſem ganzen Gebiet möchte ſchwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung ſich nicht bis zu den in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Principien hinaufführen laſſen werde.[7])

Die Wichtigkeit dieſer Abhandlungen, für die Welt ſowohl als für den Verfaſſer ſelbſt, iſt anerkannt, und, ohne die Mängel zu verſchweigen, von Hoffmeiſter auf das würdigſte beleuchtet worden. Uns intereſſirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unſerm Humboldt dabei zufiel. Dieſer Einfluß iſt entſchieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beſchäftigten, leichter und ſchneller zu bewältigen. Dies will noch mehr ſagen, wenn man bedenkt, daß er dieſe theoretiſche Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage ſeines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen ſein poetiſches Schaffen unauflöslich verſchwiſtert war, mußten, da ſie einmal Gegenſtand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgeſponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch ſonſt mag[8]) der mitphiloſophirende Freund auf die Ueberarbeitung und den Ausbau der „Briefe über äſthetiſche Erziehung" manchen fördernden Einfluß gehabt haben, wie denn eben ſo gewiß Humboldt's Aufſätze für die „Horen" unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechſel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.
8) Auch nach Hoffmeiſter's Anſicht, a. a. O., III. 23.

äſthetiſch-philoſophiſchen Leiſtungen Beider, wie ſie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächſt dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinſchaft zu danken ſind, in der ſie damals ſowohl unter ſich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.

Denn auch dieſes Glück ſollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächſte Veranlaſſung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen ſollte.

Durch die Vereinigung der erſten ſchaffenden und denkenden Köpfe Deutſchlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leiſtungen dieſer Männer in Vers und Proſa ſollten die Horen ein bis dahin nicht geſehenes Zeugniß unſrer litterariſchen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derſelben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines ſolchen Unternehmens zu ſtehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempfänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entſpricht nur der erſte Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabſichteten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anſtrengung auf ein Unternehmen wenden ſollen, das das Glück ſo wenig begünſtigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausſchlag gaben.

Bald nach ſeiner Rückkehr aus Schwaben verband ſich Schiller zu dieſem Zweck mit einigen Jenaer Genoſſen, dann wandte er ſich zuerſt an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich ſchickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angeſehenſten oder geeigneten Männer. Bald konnte er ſich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schütz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, ſagt ſchon: „In Weimar ſind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liſte der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugeſagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liſte von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die erſten Dichter und Schriftſteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein ſehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anläſſen beſonderes Gewicht. In ſeinem erſten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) ſpricht er im Namen der ſchon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, ſagt er, enthalte den Wunſch einer ihn unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die in Rede ſtehende Zeitſchrift mit ſeinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen ſein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen ſie ſich allen Bedingungen, unter welchen er ſeinen Beitritt, der für das Ganze entſcheidend ſei, zuſagen wolle. In Jena hätten die HH. Fichte, Woltmann und Humboldt ſich zur Herausgabe der Zeitſchrift vereinigt und ihr gemeinſamer Wunſch ſei es, daß Göthe dieſem engern Ausſchuſſe beitreten möge, von dem wenigſtens immer Einige die einlaufenden Manuſkripte begutachten ſollten. — Auch an Kant ſchrieb Schiller (ſelbigen Tags) im Namen dieſes engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn ſchon nicht mit gleichem Verlangen nach einer ſo engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24. Auguſt) hob er beſonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch ſelbſt thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterſtützen und mehrere ſeiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte ſich auch an Jacobi, der ihm zuſagte und wiederholt verſprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unſerm H. bewogen worden ſein und von Gentz wiſſen wir, daß er auf deſſen und Schiller's Aufforderung geſchichtliche Darſtellungen für die Horen verſprach und ſein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erſt erſchien, als die Horen ſchon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt ſelbſt nahm Schiller zwei größere Aufſätze gleich in die erſten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Profeſſor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Geſellſchaft ſein. Eine ſehr intereſſante Unterhaltung verſpreche es ſchon, ſich über die Grundſätze zu vereinigen, nach welchen man die eingeſendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieſer Zeitſchrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichnetes zu machen. Damit empfiehlt er ſich Schillern und ſeinen geſchätzten Mitarbeitern aufs Beſte. Kurz darnach kam er ſelbſt nach Jena, und bei dieſer Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unſer Humboldt in ſo hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei deſſen Erwähnung er noch im Jahr 1830 ſagt, daß Beide durch dieſe Freundſchaft, „in der ſich das geiſtige Zuſammenſtreben unlösbar mit den Geſinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie geſehenes Vorbild aufgeſtellt, und auch dadurch den deutſchen Namen verherrlicht hätten.“

Auch die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als berathende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in andrer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schütz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.[1]) Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schütz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetiſchen Beiträge in den neun erſten Stücken. Dieſe, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochintereſſante Beſprechung war von A. W. Schlegel.

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntſchaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Cirkel, ſchreibt dieſer ſchon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Deſſau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiederſehen meiner Jenaiſchen Freunde.“ Inzwiſchen rückten Schiller und Göthe ſich durch Briefwechſel näher. Im September lud Göthe Schillern zum erſten Mal in ſein Haus nach Weimar ein, eben als dieſer damit umging, Göthen einen Aufenthalt in ſeinem Hauſe anzubieten. Denn er war eben ganz allein, ſelbſt die Gattin war verreist. „Außer Humboldt ſehe ich ſelten jemand, und ſeit langer Zeit kommt keine Metaphyſik über meine Schwelle.“ [1]) Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieſer noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht beſucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück“ (10. Sept.), ſo begleitete H. Schillern bei dieſem erſten Beſuche nach Weimar. „Herr von Humboldt“, ſchreibt Schiller, „den Ihre Einladung ſehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben.“ H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die ſich erſt nähernden Geiſter dem ungeſtörteſten Verkehr überlaſſend.

Von jetzt an begrüßt Göthe faſt in jedem ſeiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen“ oder „die Frauen

1) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt", und Humboldt läßt dieſe Grüße in ſeinem und der Seinen Namen „freundſchaftlich" erwiedern. Kein Anderer ſtand den beiden Dichtern ſo nahe. Es knüpfte ſich auch alsbald ein Briefwechſel mit Göthe an, der faſt vierzig Jahre, von nah und fern, fortgeſetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieſer Correſpondenz noch zu erwarten ſteht, ſo müſſen wir hier vorerſt mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerſtreut ſind. [2])

Von Zeit zu Zeit beſuchte nun Göthe die Jenaiſchen Freunde und Humboldt wiederholt ſeine Gegenbeſuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena geweſen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt", ſchreibt G. 27 Nov. an Sch., „iſt neulich zu einer äſthetiſch-kritiſchen Seſſion gekommen; ich weiß nicht wie ſie ihn unterhalten hat." „Herr von Humboldt", antwortete Sch., „der ſich Ihnen aufs beſte empfiehlt, iſt noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein ſolches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn ſie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe laſſen werden, bis Sie auch eine ſolche Sitzung mit uns halten." — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März ſchreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig geweſen ſein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar ſehr natürliche, doch intereſſante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen." Den April brachte Göthe faſt ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Beſuch Humboldt's aufs

2) Wo in dieſen Briefen der ſo oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkömmt, iſt, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen ſind, ſtets unſer Humboldt gemeint.

angenehmſte überraſcht; im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder ſonſt unter der Feder hatte, ſandte er den Freunden im Manuſkript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erſte Horenſtück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt ſehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann ſendete er den Wilhelm Meiſter, deſſen letzte Bearbeitung ihn in dieſen Jahren beſchäftigt. Schon auf die Lektüre des erſten Buchs ſchreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat ſich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle.“ Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebſt der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich deſto fleißiger und unverdroſſener fortarbeiten.“ In den erſten Tagen des neuen Jahres überſendet er den Freunden Exemplare vom erſten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts.“ Und ſo ſpäter auch die folgenden Theile. Doch ſendete er die nächſten Bücher ſchon im Manuſkript an Schiller, ſo das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzuſtreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und ſeine Geſellſchaft.“ Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebſt wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgeſchenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm däuchte — und ſo ſchien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen den Betheiligten ein ſolches Geſchenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorſchlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, dieſen Deſideriis hoffe

er abhelfen zu können und bei dieſer Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und ſendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuſkript an die Freunde, welcher Schillern in den höchſten Enthuſiasmus verſetzte. Humboldt las den Schluß davon erſt in Berlin. „Das fünfte Buch", ſchreibt er (31. Aug. 1795) nach dem erſten Eindruck an Schiller, „iſt ſehr intereſſant und ganz im Geiſte ſeiner Vorgänger. Indeß iſt der Knoten mit der Perſon, in deren Armen Meiſter ſich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, ſogar fürs erſte noch erlaubt war. Meiſters Einſchlafen iſt nicht natürlich."

Da wir einmal dieſes zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'ſche Werk berührten, wird es am Platz ſein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die ſpätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müſſen uns freilich auf zerſtreute Aeußerungen ſtützen, da der Humboldt-Göthe'ſche Briefwechſel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Anſicht können wir jedoch nicht zweifelhaft ſein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meiſter zu Herzen und dieſer nehme es ſehr gut auf. Humboldt erwiedert, von dieſem Werke, wenn es auch freilich bei einem ſolchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft ſein müſſen, verſpreche er ſich ſehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele erregten ihm hohes Intereſſe, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen pſychologiſchen Blicke und die große Bekanntſchaft, die Göthe auch mit dieſer Seite der menſchlichen Seele bewieſen. [3]) Die Art der Schwärmerei, die in dieſem Individuum gezeichnet iſt, widere ihn in allen ihren Metamorphoſen immer auf gleiche Weiſe an — was ihm ein Beweis von der großen Kunſt ſei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter ſoutenirt habe. Gerade dieſer Charakter ſei der beſte für dieſen Stoff geweſen, und es ſcheine ihm ein eigenthümliches Verdienſt des Meiſter, daß die Charaktere ſo ganz nach den Forderungen des Romans gebildet ſeien. „Vorzüglich iſt dies am Meiſter ſichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer ſo geneigt iſt, ſich zu verwickeln, und ſo nie die Kraft hat, die geſchürzten Knoten wieder zu löſen, und ſich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt.“ Ueber den Unterſchied von Roman und Drama hätte ſich Göthe, nach ſeiner Anſicht, ausführlicher oder beſtimmter erklären ſollen. Die Gegenſätze, die er aufſtelle, ſeien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht ſo contraſtirend von einander geſchieden, daß ſie nicht noch ſollten leicht verwechſelt werden können.[4])

Die intereſſanteſte Diskuſſion eröffnete ſich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erſchienen war, doppelt intereſſant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte ſich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz dieſem Romane gewidmeten Schreiben[5]) die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil ſprach unbedingt zu Gunſten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob ſich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke ſelbſt zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er ſprach ſeine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieſer war auch über Humboldts Schreiben hocherfreut, und ſendete das Votum ſofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es iſt doch tröſtlich, ſolche

4) Gleichfalls an Schiller geſchrieben (4. Dez.)

5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreiſe iſt mir noch nichts dergleichen zugekommen.“[6]) Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28. Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieſer ſucht ſich zwiſchen die beiden Kritiker zu ſtellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünſtigſte Reſultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief ſchienen ihm, ſagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meiſters Charakter betreffe, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen dieſen Charakter zu ſehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman ꝛc. einen Helden haben zu müſſen, habe ihn verführt. Wilhelm ſei zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon. Dies ſei eben eine Eigenthümlichkeit dieſes Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon brauche. Die Dinge um Meiſter ſtellen die Energien dar; er nur die Bildſamkeit. Humboldt dagegen ſei gegen dieſen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meiſter das beſinnungs- und gehaltloſe Geſchöpf wäre, wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und ins Spiel geſetzt ſei, ſo ſei der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig ſei, hätte G. dieſen Charakter nicht wählen dürfen. Es ſei allerdings ein Uebelſtand für den Roman, daß er, in der Perſon des Meiſter, mit ſo einem Mittelding zwiſchen Individualität und Idealität ſchließe. Ohne entſchiedene Individualität und Beſtimmtheit verſage er uns die nächſte Befriedigung, die wir fordern,

6) So ſagte er auch noch ſpäter zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wiſſe, dem er durchaus recht geweſen wäre.“

und da er nur dem Vermögen nach ideal ſei, ſo verſpreche er zwar eine höhere und die höchſte Befriedigung, aber wir müſſen ihm dieſe auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte alſo mindeſtens eben ſo ungünſtig über die Perſönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der beſſern oder geringeren Qualität deſſelben beurtheilt wiſſen, wenn dieſe nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und ſeinem Geſammtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die ſonſtigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu abſtechende Compoſition der letzten Bücher, ſo möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite ſtellen und die Schiller'ſche Betrachtungsweiſe hier für etwas zu abſtrakt anſehen. Wäre die Compoſition des letzten Theils nicht ſo gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meiſter noch immer mehr erweckt als realiſirt, durch ſeine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erſcheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlaſſen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu ſchwankend anſieht, um als ein ſolcher Repräſentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieſer Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meiſter ſelbſt aber mehr die Fähigkeit und Wahrſcheinlichkeit, ſie zu erreichen.

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieſer Zeit haben wir zuerſt die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1794, Nr. 315—17) erſchien, und jetzt im erſten Bande ſeiner geſammelten Werke (S. 185—214) zu leſen iſt. Dieſer ſehr gehaltvolle Aufſatz berührt die intereſſanteſten Probleme der Pſychologie und Ethik, und er behauptet ſeinen

Werth auch abgeſehen von dem vielleicht zu günſtig beurtheilten Werke. Der philoſophiſche Theil der Recenſion iſt freilich bedeutender als der kunſtrichterliche. Dies iſt aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der äſthetiſchen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Abſicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendſten Anſichten über philoſophiſche Syſteme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu dieſen Syſtemen und die möglichen Arten die Geſchichte der Philoſophie zu behandeln. Auch in dieſem Aufſatz zeigt ſich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes Syſtem kennt und auf Jacobi's Anſichten um ſo leichter einzugehen vermag, als es ſich diesmal lediglich um praktiſche Philoſophie handelt. Die Darſtellung des Entwicklungsgangs in dieſem Romane iſt eben ſo gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktiſchen Philoſophie des Verfaſſers. Nach unſrer Anſicht iſt freilich die Charakteriſtik, die H. von den Figuren des Jacobiſchen Werkes giebt, gelungener als dieſe Figuren ſelbſt; und zu leugnen iſt nicht, daß er auch hier eine Darſtellung, weil ſie ihm pſychologiſch genügt und auch ſonſt hohes Intereſſe erregt, für poetiſch befriedigender anſieht, als ſie in der That iſt. Sonſt enthält die Darlegung ungemein viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geſchlechter, und manches Bruchſtück tiefſinniger Lebensphiloſophie. Am wichtigſten jedoch erſcheint mir das, was ihn befreit von jedem ſtarren Kantianismus zeigt. So ſtellt er die Tugend als das Höchſte dar, die nicht mehr Kampf, ſondern Gewöhnung iſt, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menſchlichen Inſtinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinſtimmung, aus dem ſich unter anderem der nothwendige

Zuſammenhang der Glückſeligkeit mit der Tugend ſtreng beweiſen laſſen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in ſich aufnehmen könne und müſſe, was Jacobi einſeitig beſaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Inſtinkts liege zwar ſchon in dem *rechtverſtandenen* Moralſyſtem der kritiſchen Philoſophie. Jacobi mache aber, auf ſeinem Wege, die Verbindung zwiſchen dem Moralgeſetze und der wirklichen Natur des Menſchen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbauung einer von allen Seiten genügenden Philoſophie die trefflichſten Winke.“ „Die neuere Philoſophie,“ ſagt H., „hat zu ſehr durch fremde Hand verknüpft, was, ſeiner Natur nach, ſchon verſchwiſtert iſt. Es bleibt einer *künftigen* vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des ſittlichen Gefühls, und ſeiner Wirkſamkeit in dem ganzen Weſen des Menſchen, das ſtreng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut geſtimmten Menſchen ſelbſt ſo laut ſpricht.“ Doch findet er Jacobis Anſichten weder hier, noch in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an ſtrenger Analyſis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Syſtems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt iſt.

Der ſchwächere Theil des H.'ſchen Aufſatzes iſt die äſthetiſche Beurtheilung Woldemars, der Darſtellung ſowohl als der dargeſtellten Verhältniſſe. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfaſſer die Charaktere doch nur als Vehikel dienen, ſeine Moralbegriffe zu entwickeln. Es ſtreift auch an dem Vorwurf einer gewiſſen Unnatürlichkeit der dargeſtellten Verhältniſſe, und beſtärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfaſſer Schuld iſt, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben faſſen. Denn, H. mag noch ſo

Treffliches ſagen, nicht die Wahl, ſondern die Behandlung, entſcheidet meiſt die poetiſche Wahrſcheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbſtgeſchaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflöſung des Ganzen nicht. Allein er bemüht ſich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweiſen, was ihm nicht gelingt, und geſteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühſamer Reflexion und Abſicht, als des dichteriſchen und ſchaffenden Genius iſt.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieſer Aufſatz zum Theil dem Antheil ſeine Entſtehung dankt, den die Perſönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er ſendete auch denſelben Jacobi'n ſchon im Manuſcript zu, und dieſer war, wie ſeine Antwort zeigt,[1]) höchſt erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute ſich über dieſes Urtheil. „Danken Sie", ſchreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recenſion des Woldemar; ich habe ſie ſo eben mit dem größten Antheil geleſen."

Sehr intereſſant iſt, jetzt zu leſen, wie dieſe Recenſion gleich nach ihrem Erſcheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena ſtudirenden Mediciner, David Veit, und von deſſen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wiſſen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Veit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl dieſe „prächtige" Recenſion ſeiner Freundin; ſie ſei wirklich ein Kunſtwerk. Nebenher werden ſie aus dieſer Recenſion beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in ſeine Studien zu bringen wiſſe, wie ſehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

1) Brief an Humboldt vom 2. Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechſel. II. 173—81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielseitigkeit verloren habe."[2]) Rahel hatte die Recension schon gelesen, ehe dieser Brief anlangte. Man habe sie für zu schwer ausgeschrieen, schrieb sie dem jungen Freunde; sie habe sie aber sehr verständlich gefunden, und bewundere sie im höchsten Grade. Sie sei weit genialer als Woldemar selbst, denn sie leiste alles, was der Beurtheiler leisten solle, Jacobi dagegen gebe nicht, was er solle, er gebe nur die Hülle eines Systems, nicht Charaktere, die es von selbst finden ließen, nicht die Darstellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recension. Rahel empört die Unnatur und Gespreiztheit der Jacobi'schen Figuren. Nur diese, nicht äußere Umstände brächten die Verlegenheiten dieser Personen hervor. Die Heloise, oder Werther, oder Tasso hätte H. vornehmen sollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu sehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand sie kostbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menschenkenntniß wollten Sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit Ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verstanden! Sonst müßten Sie sich ja tief vor dieser Menschenkenntniß gebeugt haben." Denn mit dieser und mit seinem philosophischen Geiste, habe er in dieser wunderbaren Recension bestimmt, was Menschenkenntniß sei, und sie als eine Kunst zergliedert und festgesetzt. — Veit fand dies Urtheil so gründ-

2) Diese ganze Correspondenz (von Nov. u. Dez. 1794) findet sich in Varnhagen von Ense's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang ꝛc. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u. 10. Dez. desselben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignetſte daraus vorlas — unſerm Humboldt ſelbſt. „Er hat ſich nicht gewundert," ſchreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gefreut; er hat mir eingeſtanden, daß er noch kein ſo richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über ſeine Recenſion gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht... Von dem Urtheil über die Matthiſſon'ſche Recenſion hat er nichts zu leſen bekommen; er iſt von Schiller und allem Schiller'ſchen ſo bezaubert, daß ich dieſe Seite gar nicht berühre. — Beſonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht ſchwer fanden; Brinckmann und Gentz, ſagte er, hätten dieſes Geſchrei in Berlin erhoben; und er begreife beſonders Gentz gar nicht." Rahel begriff wieder dieſes Zugeſtändniß nicht. Hat er denn über Woldemar eingeſtimmt, fragte ſie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen geſtreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegenſatz der Humboldt'ſchen, das Peinliche dieſes Werks, die Unnatur der Verhältniſſe und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weiſe, heraushob.[3]) Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Göthen einen Beſuch unſres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recenſion des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über dieſe Recenſion erzählen, was Sie ſehr beluſtigen wird. Es ſteht auch ſchon etwas über

3) Sie findet ſich auch in A. W. und Fr. Schlegel's Charakteriſtiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unſere Xenien in dieſem Briefe.“ Es ſcheint alſo, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenſeite dieſes Buches beleuchtet zu ſehen, und daß die Vorliebe für Jacobi ſich etwas gekühlt hatte. Es findet ſich auch von einem Briefwechſel zwiſchen Beiden in ſpätern Jahren keine Spur.

Von Beziehungen und Begegniſſen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 — 95) läßt ſich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Beſuch dahin. Da waren denn galvaniſche und anatomiſche Unterſuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie ſich Göthe, in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn ſelbſt gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reiſe durch die Alpen und Oberitalien, von der er erſt im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. ſehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder ſich in Jena ſeines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Appellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht ſchon im Sommer 1794 perſönlich kennen, und zwar in Weißenfels, wo Schiller eine Zuſammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechſel; denn wie hätten dieſe nächſten Freunde und Rathgeber unſeres Schiller nicht auch für einander ein großes Intereſſe faſſen ſollen! Dazu war Körner derſelben philoſophiſchen Richtung zugethan, und ein feiner Kunſtrichter, der ſich ſogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbſt 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daſelbſt. Ein herrlicher Dichtergeiſt, der leider unter unſeligem Geſchick ſo früh verſtummte. Schiller nahm ſich des jungen Mannes, der ihm geiſtig ſo verwandt war, den er erweckt hatte, ſehr an und ſah ihn viel in ſeinem Hauſe. Humboldt gedenkt ſeiner nur bei Gelegenheit des Schiller'ſchen Muſenalmanachs für 1796, wo er von einem ſeiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein ſehr ſchönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, ſagt, es ſcheine ihm, obgleich es nicht ohne poetiſches Verdienſt ſei, doch im Ganzen matt und erinnere ſo ſehr an die Götter Griechenlands, eine Erinnerung, die ihm ſehr nachtheilig ſei. Allerdings hatte ſich dieſes große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geiſt und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hauſe Hölderlin kurz zuvor geweſen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieſelbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schützling Hölderlin zu ſehen. Daß ſie auch Humboldt kennen lernte, iſt nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Veit, einen ſehr begabten Kopf, der ſein nachheriges Leben in Hamburg, als praktiſcher Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correſpondenz mit Rahel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 ſchreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundſchaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es iſt die Einzige, mit der ich in einer ſuivirten Correſpondenz ſtehe. H. Es iſt auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte ſonſt niemand; ſie iſt erſtaunend geſcheidt und witzig. Grüßen Sie ſie doch ja meinetwegen, und ſagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an ſie denke; hören Sie? vergeſſen Sie nicht! — Alles wörtlich.“ Und 3. Nov. ſchreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menſchen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich groſſe erlangen. Von Leuten dieſes Verſtandes, dieſer Feinheit und Bemühung, ſich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verſpreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entſpringt, nicht Freundſchaft.“ Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wiſſe ſie nichts über H. „Wenn ich ſagte, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ihn, ſo meint' ich, verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf ſich und das Verhältniß, das zwiſchen Ihnen beiden ſein kann, und ſein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Syſtemſinne, lieber Jünger), und was er ſich erlaubt (im Urtheil hauptſächlich), erlauben Sie ſich nicht.“ Diesmal ſei es zu „ſorgliche Freundſchaft“ geweſen, was aus ihr geſprochen. Dann berührte ſie Schiller's Recenſion der Matthiſſon'ſchen Gedichte.[1]) Sie wiſſe ſelbſt, daß ſie Hr. v. Humboldt ſo ſehr gut fand, und die eine Idee ſo beſonders, „daß der Menſch dahin zurückkommen müſſe, aber nicht ſtehen bleiben, von wo aus ihn die Natur ſchickt.“ Alles das habe ſie nur noch aufſäſſiger gegen jene Recenſion gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Veit über den Geſellſchaftston, der in Jena herrſche, den Mangel alles feinern Geſprächs und wahren Witzes. „Nur bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und ſeine Frau habe ich freilich nicht Aufmerkſamkeit und Lebensart genug.“ . . „Geſtern“, fährt er fort, „habe ich Schiller zum erſtenmal geſehen; ich finde Humboldt's Urtheil ſehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein ſchönes Männergeſicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erſt vor kurzem erſchienen.

davon, und die Art, die ſich mit dem Angenehmen ſehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich", ſchreibt er, „mit Humboldt ſpazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erſtenmal die Matthiſſon'ſche Recenſion erwähnte), ſagte ich ihm bei Gelegenheit: „„Erinnern Sie ſich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon."" Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte ſich des Erſtern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Leſſing dieſe Stücke höchſtens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Leſſing ſehr ſtudirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es iſt über Schiller hier gar nicht zu reden."

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieſer Epoche nehmen zwei Aufſätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den erſten Rang ein: I. Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Geſ. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Geſ. W. B. I. S. 215—61). Sie entſtanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, alſo zur Zeit des regſten Ideentauſches mit Schiller. Sie ſind aber durchaus ſein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt ſeiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier ſich mit Schiller berührt, und ſeine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, ſo ließe ſich doch eher nachweiſen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden ſei, ſeinen Genius anhaltender dieſem Gegenſtande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in ſolche Tiefe, wie H., er bemächtigt

ſich deſſelben nicht als Forſcher im ſtrengen Sinne, aber in einer Reihe lyriſcher, lyriſch-didaktiſcher und epigrammatiſcher Gedichte, z. B. „Würde der Frauen", „die Geſchlechter", „Tugend des Weibes", „die ſchönſte Erſcheinung", „Forum des Weibes", „Weibliches Urtheil", „das weibliche Ideal", ꝛc. — die ſämmtlich in die Jahre 1795 und 96, alſo in die Epoche des nächſten und nächſtvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in dieſen Gedichten pflückt Schiller gleichſam die Blüthen ab, die dieſe Gefilde tragen, und durchſchlingt ſie mit dem Immergrün ſeiner Muſe, während Humboldt in die Tiefe hinabſteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeiſterte Darſtellung derſelben lag unmittelbar in Schiller's Weſen, ja ſie war dem ganzen Kreiſe eigen, in dem er ſich ſchon länger bewegte,[1]) aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geſchlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der dieſe Probleme zu einem ſpeziellen Studium gemacht, nicht ſo leicht gelangt ſein. Auch hier theilten ſich gleichſam die Rollen zwiſchen Humboldt, dem eigentlichen Forſcher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealiſcher, ſich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darſtellung einer idealiſch abſtrakten Weiblichkeit (Thecla, Johanna) manifeſtirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geſchlechts in den unendlichen Formen der Erſcheinung, von der höchſten Natürlichkeit bis zur reinſten Idealität, zur unmittelbaren Darſtellung bringt.

Die Forſchungen, denen dieſe Aufſätze gewidmet ſind, ſchlingen ſich durch Humboldt's ganzes Leben fort, ſie verknüpfen ſich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

1) Profeſſor Fiſchenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's, hatte (ſchon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu ſchreiben.

er in verſchiedenen Zeitabſchnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt ſtehen, dominiren ſie beinahe und ſchließen ſich nur an rein äſthetiſche an. Wenn in den früheſten Jahren eine politiſche Richtung überwog, welche Impulſe für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geſchäften ausruht, die Tendenz ſeines Forſchens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menſchen) eine hiſtoriſch-intellektuelle wurde, ſo müſſen wir die vorherrſchende Richtung ſeiner mittlern Forſchensperiode die anthropologiſch-äſthetiſche nennen. Gerade für dieſe Richtung war ihm auch die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften faſt unentbehrlich, und er verſäumte auch die günſtigen Gelegenheiten nicht, die ſich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieſes Gebiet des Wiſſens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organiſchen Natur den Erſcheinungen nachzuſpüren, die bei dem Menſchen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geiſtigeres Weſen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in dieſe Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forſchung und Grübeln, in derſelben Abſicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeiſtes, nämlich um in den Geheimniſſen der Geſchlechtsverbindung den Zuſammenhang der geiſtigen und ſinnlichen Natur in ſeiner Tiefe zu erfaſſen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in dieſen Aufſätzen entwickelten Ideenganges würde die uns geſteckten Gränzen überſteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen ſchwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Intereſſanteſten, was H. niedergeſchrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt ſeines Geiſtes, die ich in dem Vorangehenden zu charakteriſiren verſuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er ſich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenſtand und Behandlung

ſind eigenthümlich und neu. Wir würden dieſe Aufſätze eher nach als vor der Naturphiloſophie entſtanden glauben, gäbe uns nicht die Geſundheit und Friſche der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytiſche Methode Merkzeichen genug, daß dieſe Aufſätze, trotz der tiefen Verſenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philoſophie verfaßt ſein möchten. Dagegen iſt es allerdings merkwürdig, wie jene Gegenſätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geiſtigen und körperlichen Daſeins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation ſolches Aufſehen erregte, womit ſie einen ſolchen Umſchwung hervorbrachte, ſchon in dieſen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und ſpricht beſcheiden von dem, was „die neuere philoſophiſche Naturkunde“ ſchon geleiſtet habe, worunter er damals nichts verſtehen konnte, als die Arbeiten Einheimiſcher und Fremder ſeit Linné und Büffon und die Erklärungsverſuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie dieſe Aufſätze in die Welt traten, wirkten ſie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphiloſophie erregte, mußte ſich erſt wieder gelegt haben, damit es beſonnenen Forſchern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'ſchen Syſtems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieſer Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aeſthetik hinüber. „So wie ſich beide Geſchlechter zum Ideal reiner und geſchlechtloſer Menſchheit, ſo verhält ſich auch ihre beiderſeitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden iſt die Menſchheit ausgedrückt, denn jedes ſtellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieſer beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben ſo kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrſcht nur ein Beſtandtheil derſelben, ohne jedoch den andern auszuſchließen. . . . Wie in der veredelten Menſchheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunſch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erſcheint, ſo erſcheint in der hohen Schönheit die Geſetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Geſetzes... Wie die Menſchheit *ſpecificirt* iſt, ſo wird es auch jederzeit die Schönheit ſein." In jeder wirklichen Erſcheinung des Menſchlichen und Schönen wird ein Geſchlechtscharakter vorherrſchen, größere Beſtimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber ſchön zu ſein, muß jede dieſer Erſcheinungen beide Vorzüge in ſich vereinen, und nur das *Uebergewicht* des Einen unterſcheidet ſie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch ſeine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterſcheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, ſo wie das Ideal der Menſchheit, das vollkommenſte *Gleichgewicht*. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauſchen in freiem Spiel ihre gegenſeitigen Funktionen aus." So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den äſthetiſchen Briefen aufgeſtellt hatte. Beider Forſchungen hoben und trugen ſich wechſelſeitig. — Den äſthetiſchen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Geſtalten der griechiſchen Götterwelt einen gewiſſen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweiſen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geſchlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geſchlechtsloſe Ideal, der höchſte Grad der Schönheit aber in der möglichſten Verſchmelzung der Geſchlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Beſtimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Dieſe Entwicklung iſt an ſich ein Muſterſtück eindringender und ſchöner Darſtellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erſcheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erſte ſchrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfaſſer [1]). Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abſtrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte ſo geſtellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als ſie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt ſelbſt hegte noch wenig Hoffnung, mit ſeinen Anſichten durchzudringen, und er fühlte dies nie ſtärker, als nach der Lektüre des Schiller'ſchen Gedichts: „die Würde der Frauen." „Mir war es", ſchreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeſchreibliches Gefühl, Dinge, über die ich ſo oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Weſen verwebt ſind, in einer ſo ſchönen und angemeſſenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man ſo denkt und proſaiſch hinſchreibt, iſt doch nur ſo ein Hin- und Herſchwatzen, etwas ſo Todtes und Kraftloſes, vorzüglich etwas ſo Unbeſtimmtes und Ungeſchloſſenes; Vollendung, Leben, eigene Organiſation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht ſo ſehr, als hier, gefühlt." Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geſchlecht endlich noch ganz currant und als wiſſenſchaftliche Münze ausgeprägt werden, ſobald Sie nur noch eine ausführlichere Darſtellung daran wenden. Dieſe iſt

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen", und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt."

Ueber den Aufsatz über männliche und weibliche Form hat jüngst Fr. v. Müller [2]) ein bedeutendes Wort gesagt, womit wir den Abschnitt beschließen. „Als Humboldt diesen Aufsatz schrieb, hatte er noch nicht Italien gesehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüssen und viele der reizendsten Kunstgebilde des Alterthums gar nicht. Um so bewundernswerther ist der sichere und scharfe Blick, mit welchem er die Grundformen classischer Götter und Heroengestalten erfaßt und unserm geistigen Auge vorüberführt, um so unverkennbarer die glückliche Anlage seiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in sich aufzunehmen, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforschen. Ganz gleichzeitig erschienen in den Horen Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Nirgends tritt die innige Verwandtschaft des Ideenganges beider Schriftsteller entschiedener hervor. Sie scheinen — möchte man sagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetisch-reizender Umkleidung der abstraktesten philosophischen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit sich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den schwierigen Stoff siegreicher bezwungen und alles Abstruse, Trockene glücklicher vermieden als eben in diesem Aufsatze, dem wir in Rücksicht auf Klarheit und Anschaulichkeit allerdings vor jenen theilweise auf allzu fein und dialektisch ausgesponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zusprechen möchten."

2) In der Neuen Jenaischen Litteraturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Litteraturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolf's um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen [1]).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß [2]). Humboldt war hocherfreut über den „göttlichen Besuch" dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und ſchrieb unter andern: „Die Entſcheidung der Sache iſt, dünkt mich, ſehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: iſt Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungeſtörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Iſt das Erſtere, ſo iſt keine Wahl. Die Stelle iſt zu vortheilhaft, die Muſe ſelbſt, die ſie verſpricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anſtehen ſollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhnkenius beruhigt Sie hierüber ſehr; allein dieſer iſt bekanntlich, wie die meiſten dortigen Gelehrten, ein Patriot und ſieht die Revolution vielleicht aus Parteigeiſt mit zu günſtigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wiſſenſchaft wünſchen ſoll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite iſt es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln ſein ſollen, mit denen ſchon ſo mittelmäßige Menſchen, wie z. B. Brunck, oder doch ſo langſame wie die Holländer, ſo viel geleiſtet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müſſen Sie ſich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja ſonſt ſo gut begleitet.“ [3]) — Wolf entſchied ſich, in Halle zu bleiben.

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Abſicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber ſeine Mutter ſehr krank an und hauptſächlich darum konnte er ſich dieſen Winter nicht und erſt im Herbſt des nächſten Jahres in die ihm ſo werth gewordenen Jenaiſchen Verhältniſſe zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war dieſe lange

3) Körte, a. a. O. I. 314—15.

Trennung ſchmerzlich. „Humboldt“, ſchreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt dieſen Winter nicht mehr, welches mir ſehr unangenehm iſt.“ Und an Humboldt ſchreibt er: „Ihre längere Abweſenheit beklagt Göthe ſehr. Auch der Anatomie wegen hat er ſich auf ihr Hierſein im Winter gefreut.“ Am ſchmerzlichſten war es H., von Schiller ſo lange getrennt zu ſein, hauptſächlich dann, wenn er um deſſen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern ſein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da ſei, ſchlechterdings Niemand. Das bringt H. ſogar auf den Gedanken, Schiller ſolle ſich lieber in Weimar anſiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Faſt in jedem Brief ſpricht H. ſeine Sehnſucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigſten Wehmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß ſeine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich“, ſchreibt er (4. Aug. 95), „ſo ſehr an das geſellſchaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Deſto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den beſten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu.“ Immer mehr fühle ich, wie ſie Beide zum Umgang mit einander geſchaffen ſeien, und wie, ohne ihn, aller ſeiner Beſchäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt ſeinen Freund nicht weniger.

In dieſen Zeitraum fällt daher der wichtigſte Theil des Briefwechſels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentauſch ward ſchriftlich fortgeſetzt, ſo daß dieſe Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correſpondenz gewährt ein Zeugniß dieſer einzigen Verbindung, nirgends findet ſich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leſer. Wie herrlich iſt es, dieſe Geiſter in ſolcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt ſich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er ſeine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl ſagen läßt, wie oft Li (ſeine Tochter Caroline) von ihm ſpreche. Dieſer Briefwechſel war Beiden der einzige Erſatz in der Trennung, ja oft die einzige Communikation, in der ſie mit der Außenwelt ſtanden.

Dazu kam noch ein beſonderer Anlaß, ununterbrochene Correſpondenz zu unterhalten, nämlich der erſte Schiller'ſche Muſenalmanach, der im Herbſt 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieſer ſendet nun dem begierigen Freunde die neueſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptſächlich aber, um ſein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfaſſer zu bezeichnen, für den Almanach überſendete, und überwachte den Druck, ſo weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich", ſchreibt Schiller, „daß ich dies Geſchäft in Ihren Händen weiß." Faſt alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei dieſem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit ſeines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die ſich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechſelt. So werden, außer dieſen, auch Göthe und Hölderlin, Matthiſſon und Koſegarten, die Mereau und ſelbſt die geringſten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen ſeine Nachſicht auch gegen die allergeringſten bemerkbar finden, obſchon er bei dem Meiſten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen ſich gedrungen

ſah, ob es ihnen denn nicht ſelbſt Langeweile mache, ſo gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch ſonſt wußte er ſeine Entfernung von den Freunden in ihrem Intereſſe zu nützen. Nicht nur daß er ſeine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Ramler, Gentz ꝛc. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für ſie anſpornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei ſeinen Beſuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuſtrömten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigſtens die andern Freunde des Schillerſchen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, ſtellte er Göthen und Körnern für ihre Beſuche in Jena ſeine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Tegel führte er mit den Seinen ein ſehr einſames und durch Krankheiten vielfach geſtörtes Leben. Seine eigne Geſundheit war ſchon in Jena nicht ſo rüſtig wie früher, nun beſſerte es ſich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm ſogar das Leſen erſchwerte. Die alte Humboldt erholte ſich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut ſeiner Mutter reiſen, und dringende Geſchäfte beſorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht ſelten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen ſchnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu conſultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens faſt ohne geſellſchaftliche Exiſtenz war, nur ſelten Beſuch empfing und manchmal in ſechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuskript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsonnirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund," schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen." Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieſer Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt ſtellte ſich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, ſeine Gedanken ſo vielen andern auszuſpinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewiſſes Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, ſich ſolcher Ideenmaſſe bemächtige. Am meiſten hielt ihn ſein unabläſſiges Studiren ab. Die Lektüre griechiſcher Dichter, um dieſe Zeit beſonders Ariſtophanes, wechſelte mit dem Studium phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Schriften. Er ſelbſt fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, ſei es in geſelligen Zerſtreuungen oder im Genuſſe der Landluft, weil er dann deſto freier in allen Ideen herumſchweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe ſchmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller ſchreiben ſehen, er ſei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig geweſen und bringe den größten Theil des Tages an ſeinem Schreibtiſch zu. „Ich weiß nicht," ſagt er, „durch welche Verbindung von Umſtänden ein großer Durſt des Wiſſens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht iſt, aber ſehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlaſſe mich dieſer Neigung um ſo mehr, als ich gar keinen Muth habe, ſo lange ich von Ihnen abweſend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt ſind doch meine Geſichtspunkte jetzt zu feſt, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrſamkeit auszuſchweifen, die ich gewiß am meiſten geringſchätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Geſichtspunkte, und niemals unterlaſſe ich, aus allem Geſammelten die Reſultate zu ziehen, die dieſen Geſichtspunkt angehen. Dies vorausgeſetzt, kann ich kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch

ſcheint doch einmal da zu ſein, Alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte. Dieſe Begierde iſt mir immer eigen geweſen, und hat mich nur oft leider irre geführt, ſo daß ſie ſich ſelbſt ihren Zweck vereitelte. Im Wiſſen und im Leben habe ich mich immer ſelbſt durch zu große Verbreitung geſtraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergeſſen, daß Jedes feſthält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wiſſen iſt der Kampf, Gottlob! gefahrloſer."

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu ſeiner Kraft, immer wenig producirte, und beſonders in jenen Jahren, wie er ſelbſt ſagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in dieſem Zeitabſchnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umriſſen ſeines damaligen Lebens zu thun.

Die Einſamkeit ſeines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öfterſten durch den Beſuch von Gentz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war". — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu ſein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erſt nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verſchlang ihn der Strudel der Welt, er hatte ſo viele alte Bekannte, durch ſeine Gattin knüpfte ſich manches neue Verhältniß, ſelbſt Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte ſich durch ſie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reiſe nach Italien in H.'s nächſten Lebensplanen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derſelben nicht zu denken. Er dachte erſt einige Zeit bei ſeinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es iſt mein Plan, nie einen feſten Wohnort zu haben, ſondern zwiſchen dieſem und eigentlichen Reiſen ein Mittel zu halten." (Br. an Sch., 23. Okt. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn beſuchte, iſt nicht klar. Den 24ten Juni ſchreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald ſterben und das halte ihn wahrſcheinlich in Berlin feſt.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Raſt in Jena nähern, müſſen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der ſo eben geſchilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten ſprechen, die ihn während eben dieſer Zeit beſchäftigt hatten.

„Ich bin begierig zu ſehen," ſchrieb Humboldt (4. Aug.[1]), „wie Sie den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich ſind, iſt an ſich nicht leicht zu faſſen, und giebt bei genauer Unterſuchung gewiß nicht geringe Aufſchlüſſe über die innere Verwandtſchaft des dichteriſchen und des philoſophiſchen Genie's. . . . . Beide ſo verſchiedene Richtungen entſpringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteriſtiſche Ihres Geiſtes iſt es gerade, daß er beide beſitzt, aber auch ſchlechterdings nicht Eine allein beſitzen könnte. Wo ich ſonſt etwas Aehnliches kenne, iſt es der

1) 1795. Alle dieſe Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt iſt, in dieſes Jahr.

Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht." Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ganz trennt, der große Unterſchied der vollſtändigen Individualität und der Wahrheit der Idee, iſt, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichſam aufgehoben. Er erfaſſe das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies ſetze aber eine ungeheure Selbſtthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geiſteskraft ſei, deſto mehr vermöge ſie ſich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch ſo feſt an den Wallenſtein und an das vollkommenſte Gelingen der höchſten poetiſchen Verſuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche pſychologiſche Auseinanderſetzung, daß er nur wünſchen müſſe, es möge auch für dieſen Brief Schiller's Ausſpruch gelten: „daß ſie ſich verſtünden, wo ſie ſonſt Niemand verſtehe."

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht deſſelben nach dem andern an und verſetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erſchienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Geſanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. ſ. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakteriſirt ſie alle; am kleinſten Epigramme weiſt er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewundernswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er ſich, Schiller's eigenſte, oft die ihnen gemeinſamen Ideen ſo herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., ſeiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von dieſen Erzeugniſſen des Schiller'ſchen Genius entzückt ſein ſollen, welche großentheils auch ſolche Leſer am gewaltigſten ergreifen, die ſonſt dieſer Gattung weniger zugethan ſind. Denn, wenn je, ſo iſt es Schillern in den beſten dieſer Stücke, wie ſchon früher in den Künſtlern gelungen, nicht etwa blos eine Lehre mit poetiſchem Schmuck zu umkleiden, ſondern wirklich dichtend zu philoſophiren, und philoſophirend zu dichten und in dieſer merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunſt andrer Zeiten und Völker in dieſer Richtung geleiſtet hatte, in Schatten zu ſtellen. Mag die Gattung an ſich etwas Anomales ſein! Wer ſo groß darin erſcheint, wie Schiller, ſtellt ſich auch damit den größten und normalſten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendſten, edelſten Geiſter eine Wirkung haben, ſo groß und manchmal größer, als die lauterſte Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in dieſen Poeſien etwas Außerordentliches zu finden, die die meiſten Kunſtrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten laſſen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunſt.

Freilich ſah er, fortgeriſſen von der Macht Schiller'ſcher Dichtung und beſtochen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine ſtörende Miſchung der Bilder frappirt ihn nicht; eine weit zu unanſchauliche Darſtellung gewährt ihm das reinſte Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, ſie raſch ſich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich ſtempelt er ſogar die Eigenheiten dieſer intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'ſchen Dichtergenius überhaupt und gefällt ſich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichſt Poetiſche gar nicht beſtehen könnte.

Dennoch behalten auch dieſe Humboldt'ſchen Beurtheilungen und Charakteriſtiken, einmal als ſolche, die Schiller ſelbſt zu leſen erhielt, dann als Zeugniſſe des ihm wahlverwandteſten Geiſtes, ganz unſchätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche ſich nach ihm am tiefſten in Schiller's Genius verſenkten,[2]) nicht verabſäumt haben, die Ausſprüche dieſes edlen Geiſtes am gehörigen Orte zu nutzen. Bedenken wir ferner, wie ſehr unſer Schiller, bei ſeinen damaligen Forderungen an ſich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, ſo ſteigen dieſe ermuthigenden Zuſprüche eines befreundeten Geiſtes noch höher in unſern Augen. Dieſe ermuthigende Wirkung hatten ſie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund," ſchreibt Schiller (21. Aug. 95) „ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Wir lauſchen, in dieſem Briefwechſel, gleichſam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entſteht vor unſern Augen. Unter den erſten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Geſanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergeſſen die Fehler vor der Gewalt dieſer Dichtung, in der man wirklich gleichſam ein Bild des Schiller'ſchen Dichtervermögens ſelbſt erblicken kann. H. wünſchte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime ſage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart ſcheint ihm eine

2) So die neueſten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Götzinger und Hoffmeiſter — die ſonſt auch meinen Dank und meine Achtung zwiſchen den Zeilen leſen mögen.

ganz eigene Verwandtſchaft mit dem Reime zu haben; er erinnere ſich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, ſagt er, wo der Reim dem Gedanken geſchadet habe, während er mit dem Wohllaut eine Symmetrie verbinde, die unſrer Sprache nichts weniger als überflüſſig ſei. Damit wolle er jedoch nicht ſagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen ſeien.

Mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überſchrieben), und nach deſſen Empfang ſtimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigſtens, daß ein Andrer, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher geſagt wünſchen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel ſcheint," ſchreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armſeligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie ſoll ich Ihnen, liebſter Freund, für den unbeſchreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich ſeit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichſten Verſtande ganz beſeſſen, ich habe nichts Anderes geleſen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weiſe zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen iſt, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch ſehr lang und anhaltend beſchäftigen wird. Solch einen Umfang und ſolch eine Tiefe enthält es, und ſo fruchtbar iſt es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, ſelbſt wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth ſich die Meiſterhand, und die Phantaſie wird unwiderſtehlich hingeriſſen, ſelbſt aus ihrem Innern hervorzuſchaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es iſt ein Muſter der didaktiſch-lyriſchen Gattung, und der beſte Stoff, die Erforderniſſe dieſer Dichtungsart

und die Eigenſchaften, die ſie im Dichter vorausſetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen ſtudirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präciſion der Begriffe die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit in der Darſtellung zu erreichen, und nie hat ſich mir die Produktion des Genies ſo rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigſten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt iſt, die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit zu beſitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungenſten Werke ſeiner Ideendichtung angeſehen werden kann. Auch hier iſt es die Tiefe des Gehalts, die Begeiſterung für eine ihm ebenſo angehörende Idee, das Staunen, ſo etwas in den Formen der Poeſie verkörpert zu ſehen, was ihn ſo gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch ſelbſt ſagt, „daß man erſt durch eine gewiſſe Anſtrengung verdienen müſſe, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteriſtiſch iſt es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, den Idealen, nicht ſolche Gunſt zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte ſich der reinen Dichtung. Schiller ſelbſt wußte es mit den äſthetiſchen Abſtraktionen, die ſie ſich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenſter Art ſo ergriffen, daß ihm nur in dieſem Bereich die Gewalt des Dichters entſchieden dünkte. Und in Bezug auf deſſen Lyrik liegt allerdings in dieſer Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius" benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet," ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichſten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderte Strebſamkeit der Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden, und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedichte ſehr groß; faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo mit einander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei ſolchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, ſondern er machte wirklich faſt jedes einzelne Gedicht, und beſonders die größeren, zu einem beſondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigſte zu bemerken blieb, beſonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang ſowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten ꝛc. ꝛc. machte er feingefühlte Ausſtellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, dieſe Dichtungen einer durchgehenden Claſſicität zu nähern. Verſe und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

beſonders in Rückſicht des Sylbenmaßes das Gewiſſen ſchärft. Es iſt hier nicht vergönnt, uns in dieſe intereſſanten Wechſelreden beider Männer, ſo ſehr es der Gegenſtand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller ſelbſt dem Freunde giebt. „Denken Sie doch", ſchreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür ſollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen." Und kurz darnach ſchreibt er ihm von der Knebel'ſchen Ueberſetzung einzelner Elegien des Properz: ſie ſei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbeſſerungen; denn er habe darauf aufmerkſam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte ſich Schiller durch den Erfolg dieſer Dichtungen und den Beifall ſeiner kunſtſinnigen Freunde, namentlich Humboldt's, ſo ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange ſchon lagen ihm die dramatiſchen Plane der Maltheſer und Wallenſtein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantiſchen Erzählung an und da zeigte ſich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er ſich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatiſche oder epiſche Dichtkunſt geboren ſei, und ſchon daran, ſich für letztere zu entſcheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf ſeine eigenſte Bahn wies und dieſen Zweifel verſcheuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob ſeine Dichtart wirklich, wie er ſelbſt meinte, und wie der Freund verſicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weiſe Göthe's und

der Griechen, ſtehen und gelten dürfe. Dieſe eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbeſtimmung, die andere über Schiller's Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über ſeinen Dichterberuf los zu werden, wandte er ſich an Humboldt. Einerſeits zu den Maltheſern hingezogen, die ſich an ſeine jetzige lyriſche Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroiſches und erhabenes Sujet boten, wie er es liebte, wünſchte er von der andern Seite ſich in allen Fächern und Formen zu verſuchen, die Erzählung hatte ſich im Geiſte ſchon geſtaltet und es ſchien ihm fraglich, ob nicht in dieſem Gebiet ein Kranz zu gewinnen ſei, wie er ihm im Dramatiſchen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund," ſo ſchloß er dieſe Conſultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſein; die Frage iſt alſo blos, ob epiſch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?

Warum wandte er ſich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meiſter? Von dieſem hätte er ſchwerlich ein Votum erwarten können, das ſeiner Unſicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an ſeinen Inſtinkt gewieſen und noch waren Beide einander nicht ſo nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf ſeine eigenſte Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu ſeinem poetiſchen Gewiſſensrath, der ſeine Eigenheit am tiefſten würdigte und, weniger noch als ſelbſt Körner,[3]) einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieſer Eigenthümlichkeit in die allgemeine claſſiſche Bahn wünſchte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder ſolchen Frage entgegen ſtehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge. Am ſchwerſten, erklärte er in dieſem Schreiben vom 16. Okt. (1795), ſei das auszuſprechen, was Schillern als Dichter charakteriſire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutſchen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in ſeinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in ſeinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Dieſe ſeien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er ſei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieſes Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber ſei ihm deſſen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechiſchen iſt keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfaſſer denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterſchied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, ſondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden ſich alle weſentlichen Schönheiten der griechiſchen Poeſie innerhalb des Kreiſes nicht blos deſſen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, ſondern auch deſſen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in ſo hohem Grade geleiſtet haben. Was Sie unterſcheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortſchritten des Zeitalters beigemeſſen werden. Es iſt Ihnen und nur Ihnen eigen, und iſt ſo innig mit den Forderungen des poetiſchen Genies verbunden, daß es ſogar eine weſentliche Erweiterung deſſelben ausmacht.

Sie fühlen, was ich ſagen will; alle Ihre dichteriſchen Produkte zeigen einen ſtärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man ſonſt in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poeſie für verträglich halten ſollte. Ich verſtehe aber hierunter gar nicht blos das, wodurch Ihre Poeſie eigentlich philoſophiſch wird, ſondern finde eben dieſen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichteriſch, alſo Künſtlererfindung iſt. . . Um es in ſeiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichſam einen Ueberſchuß von Selbſtthätigkeit nennen; eine ſolche, die ſich auch den Stoff, den ſie blos empfangen könnte, noch ſelbſt ſchafft, aber ſich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdiſches Gebiet über, und ſtellt die höchſte Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum beſitzen Sie einen ſo intenſiv großen Reichthum, bieten dem Leſer, wenn ich ſo ſagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen ſich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entſpringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größeſten Wahrheit und Conſequenz, doch oft wenigſtens die Farbe der Natur ſelbſt vermißt hat.

„Nehme ich nun", fährt er fort, „die dramatiſche (hier doch eigentlich die tragiſche oder beſſer heroiſche) Poeſie . . als die lebendige Darſtellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal, ſo finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakteriſirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genies. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Dieſe hervorzubringen, halte ich Sie geſchaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewunderungswürdige Tiefe Ihres Geiſtes ſteht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyriſche Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epiſche, eigenthümlich iſt. . . Auf der anderen Seite aber ſetzt das Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . . Nur iſt aber hier die Frage, nicht ſowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſondern mehr, ob Sie ihr treu zu ſein ſcheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos ſehr genau unterſucht und bin nirgends auf etwas geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in ſubtile Hypotheſen zu verfallen, ſo kann ich mir

dieſe Erſcheinung nach meiner Vorausſetzung ſehr wohl erklären. Wenn es richtig iſt, daß Sie der Natur, gleichſam ehe ſie vollkommen auf Sie einwirken kann, ſchon ſelbſtthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht ſowohl aus ihr ſchöpfen, als, durch ſie begeiſtert, ihr Bild in ſich durch eigene Kraft ſchaffen, ſo muß dies da am meiſten ſichtbar ſein, wo die Natur ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, am meiſten Natur iſt. . . Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen." Nicht in dieſer, ſondern in der heroiſchen Gattung werde Schiller's Stärke ganz ſichtbar ſein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatiſche Poeſie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Wenigſtens ſei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinſten Grade, ſo ſichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein äſthetiſchen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunſtform her.

„Verglichen mit der dramatiſchen, halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen." Daß er an und für ſich des Epiſchen mächtig ſei, daran ſei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in ſeinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, ſei eine Gattung gegeben, die er allein geſtempelt habe, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinige. Aber den höchſten Kranz werde doch die dramatiſche Poeſie, und zwar in der einfach heroiſchen Gattung, darreichen.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück. „Es ſtellt Schiller's wahre, tragiſche Größe ins Licht, und verſchleiert ſeine Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern.“ [4])

Demnach gab Humboldt, beſonders für den Moment, den Maltheſern den Vorzug, auch vor dem Wallenſtein, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher ſei und auch gewiß in demjenigen Kreiſe liege, für den Schiller beſtimmt ſei. Auf alle Fälle müſſe er aber im Dramatiſchen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller dieſen „ihm in jeder Rückſicht intereſſanten“ Brief erhielt, war er ſchon in der Arbeit begriffen, ſich ſelbſt über die Frage: inwiefern er, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſein könne, und zwar noch beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheine? einen definitiven Aufſchluß zu geben, und die Ergebniſſe ſeines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und ſentimentaie Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Reſultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt ſei, je mehr es Natur ſei, und er ſtellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht beſſer thue, das Ideai, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und ſich auf dieſem ſeinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingniſſe ewig fehlen würden, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Dieſe Frage ſolle H., noch bevor er die Abhandlung empfange, beantworten, was dieſer in ſeinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptſache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieſer ſo entfernt von den Griechen ſei, und will ſelbſt die eigentliche Sprachkenntniß ſo wenig

4) Schwab, a. a. O., S. 549—50.

als wichtigen Maßſtab der Vertraulichkeit mit denſelben gelten laſſen, daß er der Meinung iſt, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er ſie ſelbſt griechiſch zu leſen gewohnt ſei. Das, wodurch er den Griechen ſo verwandt ſei, ſei der reine Dichtergeiſt, der in ihm nur etwas verſtärkt ſei, was er mit Schiller Geiſt nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu ſein. „Dieſen Charakter", ſagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur iſt dieſe Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) ſtärker, als irgendwo, darum ſind Sie, wenn ich ſo ſagen darf, der modernſte, 2) reiner (vom Zufälligen am meiſten geſondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern ſich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen." Nachdem er hierauf auf ſehr feine Art den Geiſt der griechiſchen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantaſie der Griechen ſich durchweg treuer unter der Einwirkung der ſie umgebenden Natur hielt und dadurch jene ſo bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewiſſen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeiſtigkeit eigen war, welche den gehaltvollſten Produkten der Neueren gegenüber faſt wie Leerheit erſcheine, — nachdem er dies vorausgeſchickt, fährt er alſo über die Neueren fort: „In ihnen iſt nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anſchauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geiſtesform zeigt ſich auf eine hervorſtechende Weiſe. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verſchiedenheit unter einander, da dieſe Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So iſt bei den Italienern und Engländern eine ausſchweifende Phantaſie, bei den erſteren eine mehr üppige und ſinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und ſchwärmende. Bei den Deutſchen iſt Geiſtes- und Empfindungsgehalt hervorſtechend, und in Anſehung des letzteren iſt Göthe, vorzüglich in ſeinen Theaterſtücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt ſind, in Egmont, Fauſt, Taſſo vorzugsweiſe original. In Ihnen endlich, lieber Freund, iſt freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einſchränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hinderniſſe, welche Zeit, Geſundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegenſetzen, denke, ſo iſt Ihre Geiſtesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere geſtimmt, und dadurch glaube ich den parador ſcheinenden Schatz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbſtthätigkeit an ſich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächſten ſind, da aus Ihren Produktionen, nächſt den griechiſchen, am meiſten die Nothwendigkeit der Form ſpricht, nur daß Sie dieſelbe aus ſich ſelbſt ſchöpfen, indem die Griechen ſie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechiſche Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich ſieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen ſpricht. Allein ſich dieſem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich ſchwerer werden." — Noch ſpäter ſpricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieſer ganz moderne Dichter ſich den Geiſt griechiſcher Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „Kraniche des Ibycus" und „das Siegesfeſt" als Beleg an,[5]) ohne uns, namentlich bei

5) Vorerinn. zum Briefw. S. 18—21.

dem letztern, zu überredeu, daß hier in der Behandlung von etwas Griechiſchem die Rede ſein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz ſelbſtſtändige Aneignung griechiſcher Sagen- und Dichterwelt.

Geſpräche mit Göthe brachten Schillern um dieſe Zeit ernſtlich auf den Gedanken, ſelbſt das Griechiſche zu treiben und er wünſchte Humboldt's Rath, wie er es damit am beſten anzufangen habe. Den gab dieſer auch, bedauerte jedoch ſchon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken deſſelben in die claſſiſche Bahn wünſchte.

Indem er in ſolcher Weiſe Wahrheiten erfaßt, die den Kunſtrichtern damaliger und ſpäterer Zeit meiſt entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu ſehr hinwegſieht, deren Erfüllung ſelbſt dem genialſten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht ſo blind für dieſe Richtung eingenommen, daß er auch den theoretiſchen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigeſtimmt hätte. Dieſer ſendete ihm die ſchon erwähnte Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuſkript zu; den Reſt las H. in den Horen, und nun entſpann ſich abermals eine ſehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt [6]) war dieſe Arbeit vom allerhöchſten Intereſſe, ſie berührte die höchſten Punkte ihrer Kunſtanſicht, ſie war von der entſchiedenſten praktiſchen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welch genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, dieſe folgenreichen Forſchungen bewältigte. H. erkannte ſogleich, daß damit eine neue

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Epoche der äſthetiſchen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Anſichten eine Reviſion beinahe aller früheren Kunſturtheile nöthig mache. Den unbeſtimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber ſich jetzt kaum mit den Eingeweihteſten habe reden laſſen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm ſelbſt habe er faſt zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in ſeinem Urtheil über Dichter geſchwankt, die Auflöſung, und zu ſeinen Haupturtheilen den beſtimmten deutlich ausgeſagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meiſten, daß Schiller die Verſchiedenheit der Dichter ſo unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichteriſchen Genies, und dieſen ſelbſt geradezu aus dem Begriff der Menſchheit ableitete. Einer ſolchen Tiefe und Conſiſtenz könne ſich kein bisheriges Syſtem der Aeſthetik rühmen, ja es ſei das größte Wort, was je über die Poeſie geſagt worden, daß ſie beſtimmt ſei, der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben. Er ſtimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige ſeien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopſtock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geſchmack abgewinnen können, und über Ardinghello habe er ſich ſchon in Göttingen lebhaft mit Schlegel geſtritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen muſikaliſcher und plaſtiſcher Poeſie beſonders fruchtbar; er fühlte ſich dadurch auch in ſeinen Betrachtungen über griechiſche Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit dieſem traf er zugleich den weſentlichſten Mangel der Theorie des Freundes, ja dieſe würde durch Beſeitigung dieſes Mißſtandes erſt ihre Vollendung und in Folge davon wahrſcheinlich die allgemeinere Aufſchrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht blos (wie

auch Schiller annimmt) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter ſich befinde, ſondern daß auch die naiven Dichter ſchon im hohen Grade ſentimentaliſch ſeien, daß ferner die ſentimentalen Dichter, der Form nach, auch naiv ſein müſſen, da ſie ihre Idee eben auch zu individualiſiren verpflichtet ſeien. Er greift dann beſonders die Stelle an die mit der Unterſcheidung der abſoluten Darſtellung und der eines Abſoluten ſchließt. „Hier bin ich zwar," ſagt er, „mit Ihnen ganz einig, daß der naive Dichter den Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, ſo wie der ſentimentale vielmehr alle Gränzen des ſeinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht ſagen, daß die naive Poeſie blos der Form nach, die ſentimentale [blos] der Materie nach ein Unendliches ſei." Der naive Dichter, und ſelbſt Homer, hat ſo gut ein Ideal in ſich, wie der modernſte, aber weil er es nie abgeſondert gedacht hat, ſondern es noch in der Natur findet, die ihn umgiebt, ſtellt er es auch in der ſinnlichen Geſtalt dar, wie es ihm in den Gränzen der Natur erſchien. Im ſentimentalen Dichter iſt die Abſonderung des Ideals von der Wirklichkeit vor ſich gegangen, er hat alſo ein Unendliches der Materie nach, aber er muß doch auch dieſes Ideale individualiſiren, ſonſt hört er ſogar auf, Dichter zu ſein. Ganz einſtimmend mit Humboldt, hat ſchon Hoffmeiſter [7]) erklärt, daß beide Dichtungen nicht der Art, ſondern nur dem Grad und der Zeit nach verſchieden ſind. Die alte Poeſie mag mehr real, die neuere mehr ideal ſein, die Darſtellung muß hier wie dort anſchaulich und individuell ſein, d. h. ſie muß das geiſtige Menſchenleben, dieſes eigentliche Objekt aller Dichtkunſt, dem innern Sinn vorführen. Dann, aber

---

7) Man vergleiche deſſen vortreffliche Entwicklung, a. a. O. III. 74—91.

nur dann, wenn ſie auch naiv iſt, kann man die ſentimentale Dichtung für eine höhere Stufe, ja für den Gipfel der Poeſie anſehen, und ſie wird dieſem Höchſten der Kunſt da am nächſten kommen, wo ſie, wie es bei Shakespeare und Göthe der Fall, beide Vorzüge in eminentem Grade vereinigt. Es liegt klar am Tage, daß der Irrthum, in welchen Schiller's Theorie verfiel, auf ſeiner eignen Dichtungsweiſe ruht und mit allen zuſammenhängt, was man an dieſer tadeln kann. Vom Dichter Schiller wurde auch Humboldt fortgeriſſen, gegen den Theoretiker kann er ſchon entſchiedner Stand halten, Schiller vertheidigte zwar ſeine Darſtellung gegen dieſe Humboldt'ſchen Einwürfe, aber es glückt ihm nicht, uns für ſeine Anſicht zu gewinnen. Sie iſt durchaus irrig.

Aber auch Schiller entfernte ſich mehr und mehr aus ſeinen Abſtraktionen, während Humboldt von dieſen Erörterungen nicht abläßt. Er verhandelte nunmehr die Frage, in wie fern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität vertrage? und wiederholte den Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und geiſtigen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwickelung ſeiner Individualität beſtehe.“ Ernſtlich und nachdrücklich nahm er das Individuelle, das Charakteriſtiſche gegen das einförmig Allgemeine in Schutz, eine Richtung, die bei ihm, wie wir wiſſen, nicht neu war, jetzt aber um ſo wirkſamer wieder hervortrat, um gewiſſe äſthetiſche Einſeitigkeiten, die eignen, wie die des Freundes, zu bannen. Schiller erklärte auch, nach kurzem Bedenken, daß dieſe Idee von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche ſei, und wünſchte, H. möchte dieſelbe in einer ausführlicheren Charakteriſtik der griechiſchen Götterideale, wozu er in den Horenaufſätzen ſchon den Anfang gemacht hatte, weiter nachgehen.

Schiller's Mittheilungen bezogen sich von nun an fast nur auf seine poetischen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er sich damals noch trug war eine Art Fortsetzung des „Reiches der Schatten": die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Diesen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht schwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchstes an, das er, gleichsam als Abschluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anspruch, und auch von diesem, dem ersten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er sogar, daß Dieser und Körner die vorhandene Epigrammenmasse sortiren und etwa ein Drittel für den Almanach auslesen sollten. Noch im Sommer[8]) hatte er die Absicht, H. die Xenien wenigstens im Manuskript zukommen zu lassen, ohne daß diesem daraus eine Spur werden sollte, wer der Verfasser jeder einzelnen sei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwissenschaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieses halbpoetischen Zwischenspieles faßte Schiller schon ernsthaft den Entschluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er schon in früher Jugend so viel geleistet und die ihm Humboldt so dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenstande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheser, sondern Wallenstein, und legte schon, nicht nur durch diese Wahl, sondern zugleich durch ganz entschiedene Erklärungen gegen seinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realistischere Behandlung, viel feinere Charakterdarstellung und einen entschiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

8) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

geſehn habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie ſehr war Schiller unter dieſen Verhandlungen fortgeſchritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Beſten, was er jemals über ſich ſelbſt geſagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu ſein, womit die intereſſanteſte Unterhaltung ſchon im Voraus verkündet war.

Mit Göthe war auch ſchon ein Briefwechſel im Gange. „Göthe," ſagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in ſeinen Briefen, ſo wie man ihn im Geſpräche ſieht. Manchmal iſt mir das ſchon äußerſt frappant geweſen." — Schiller hatte, gleich im erſten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, dieſem den Plan des Fauſt exponirt, wie ihm Göthe denſelben mitgetheilt. Auf dieſen Brief, den wir ſchmerzlich vermiſſen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Fauſt meinen herzlichen Dank. Der Plan iſt ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird." Wir wären begierig zu wiſſen, wie er (1833) die dennoch bewirkte Ausführung angeſehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieſer Zeit gewährten ihm, nächſt dem Meiſter, beſonders die Beiträge zum Schiller'ſchen Muſenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Beſuch" und die „Meeresſtille" aber, ſo wie die Venetianiſchen Epigramme um ſo größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'ſchen Charakter ſehr in ſeinen weſentlichſten und gefälligſten Zügen." Das Mährchen (am Schluſſe der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes ſchönes Spiel der Phantaſie ſo wenig Sinn haben. „Es ſtrahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenſchaften, die ich

von dieſer Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, iſt behend und artig gewandt, und verſetzt die Phantaſie in eine ſo bewegliche, ſo oft wechſelnde Scene, in einen ſo bunten, ſchimmernden und magiſchen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutſchen Schriftſteller ſonſt etwas geleſen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsſchreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein." Schiller fand, daß H. ſehr viel Wahres über das Gedicht geſagt habe. Einiges ſchien er ihm jedoch nicht ſo empfunden zu haben, wie er ſelbſt es empfand. So ſei die treffliche Stelle: „Ewig ſagte ſie leiſe" — nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſtehe, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge, herausſtürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt," ſagt Schiller noch, „verlieren ſich in dem ſchönen Genuß des Ganzen; indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich etwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will; und ſtrenge nimmt man es gern mit Ihnen." Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der erſten Publikation deſſelben das Anſtößige entfernen; den etwas ſpielenden Gegenſatz hat er doch ſtehen laſſen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieſer Zeit machen ſich, wie wir ſchon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorſätze ſind intereſſant genug, und wir berühren ſie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Voſſens Louiſe zum Gegenſtand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich ſollte es ein kleiner Horenaufſatz werden. Schiller fürchtete faſt, ſie würden bei dieſer Materie, die er im Aufſatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde ſich gern auf das Gebiet der Idylle beſchränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, ſeine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutſchen ins Licht zu ſetzen. Es wurde aber ſo wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieſes Werk in der Allg. Litteraturzeitung geſagt würde. Schiller wollte ſie, da ſie in ihren kritiſchen Grundſätzen ſo ſehr harmonirten, als die ſeinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn ein Horenaufſatz daraus entſtanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) ſogleich ſehr treffende Anſichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm ſchon längſt über die epiſche Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erſt Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunſch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufſatz für Gentz's Monatſchrift ins Publikum ſchicken. Er machte den Vorſchlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte alſo doch der Erklärung, ſelbſt für die beſſere Leſerclaſſe!

H., obſchon nicht abgeneigt, fand es ſonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu ſollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernſtlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Ariſtophanes überſetzte, blieb nur Bruchſtück, ſo wie ſich auch ſpäter Schiller noch an einem allerliebſten „Fragment" ergötzt, das H. dagelaſſen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.[2]) Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. ſich mit der Idee, in einem beſondern Aufſatze ein Bild des griechiſchen Dichtergeiſtes mit wenigen charakteriſtiſchen Zügen und mit einigen hervorſtechenden Beiſpielen zu entwerfen. Er hatte, wie er ſelbſt ſagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals faſt ſämmtliche griechiſche Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt geleſen. Das Thema war eigentlich eine Charakteriſtik des griechiſchen Geiſtes überhaupt, traf alſo beinahe mit dem Hauptheile des Werkes zuſammen, das er ſich vor Jahren zu liefern vorgeſetzt hatte.[3]) Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächſt nur den dichteriſchen Geiſt der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufſatz, der auch, ſtatt eine Reihe projektirter Aufſätze anzufangen, ſie hätte beſchließen ſollen, wollte er diesmal zuerſt an den beſchreibenden Theil gehen und die Reſultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zuſammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epiſche Poeſie vorangehen ſollte, beſchloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt ſo viel geſprochen ſei, mit der lyriſchen anzufangen. Da habe er auch das meiſte vorgearbeitet. Dieſer Theil ſolle wieder in drei Hauptmaſſen zerfallen, und Pindar die Grundlage

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.

3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römiſchen und neuern Hauptdichter werde in Contraſt und Aehnlichkeit Rückſicht genommen werden. Die Hauptſchwierigkeit bleibe immer die philoſophiſche Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leſer, noch in Büchern beſtimmt vorhanden ſei, die man zum Theil erſt auffinden und dann auf ungezwungene und präciſe Weiſe der Arbeit einflechten müſſe. In dieſem Theile ſei ihm aber durch Schiller ſchon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm dieſen H.'ſchen Vorſatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er ſofort einzelne Vorſchläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden ſein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müſſen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die ſich in ſeinen Schriften zerſtreut finden, als einigen Erſatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur deſto lüſterner macht.

Nicht ſowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufſätze Mehrerer entwickelte H. in ſeinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es ſchien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortſchritte zu halten, die der menſchliche Geiſt und Charakter gemacht hatte, und die er erſt noch machen müſſe. In dieſem Sinne breitet er, nur ſo gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philoſophie der Geſchichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geſchichte der Menſchheit ſich ein Bild des menſchlichen Geiſtes und Charakters ziehen laſſe, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieſes Bild ſei eigentlich das Höchſte, was den Menſchen, als denkendes und freihandelndes Weſen, intereſſire, das letzte Reſultat all unſers Denkens und Thuns, und für den Menſchen, der blos ſeiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All ſein Streben müſſe

darauf gerichtet sein, dieses Gesammtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wolle man in solcher Weise auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, so würde man nach allen Richtungen hin den reichsten Stoff zur Untersuchung finden. Der baarste Gewinn lasse sich diesmal im Reiche der Wissenschaften aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müsse man mehr die einzelnen Künstler und Menschen aufführen, die durch die That den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweisen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe sei u. s. w.

Am Schlusse dieses herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er sich selbst aus dem Gesammtbild der Menschheit schon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitaussehender Entwickelung und Anwendung, der uns so recht in die Mitte des Humboldt'schen Ideenlebens versetzt „Es gibt," sagt er, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien

Thätigkeit zu vermehren. Mich ſelbſt, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach dieſen drei Rückſichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menſchen umherwirft.“

Dem Druck übergab er während dieſer Zeit: 1) die Ueberſetzung von Pindars vierter Pythiſcher Ode, nebſt Einleitung und Anmerkungen.[1]) Er hatte ſie ſchon in Auleben gemacht,[2]) und überließ ſie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu überſetzen, Gentz, auf deſſen Andringen, für die Neue deutſche Monatsſchrift, Nov. 1795.[3])

2) Eine Beurtheilung des Schillers Muſenalmanachs für 1796. Sie ſteht in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der ſo viel für das Gedeihn dieſes Almanachs gethan hatte, nun auch als Recenſent deſſelben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beſte beiſteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recenſirte! Die Kunde, daß Letzterer der Verfaſſer dieſer Beurtheilung war — es iſt nämlich der einzige Schiller'ſche Muſenalmanach, der in A. L. Z. beſprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamiſſo's.[4]) Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recenſion kenntlich genug für Humboldt's Autorſchaft ſpricht. Die darin enthaltenen Ur-

1) Am Schluß machte er auf eine Darſtellung der Pindariſchen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieſer Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den geſ. Werken, II. 297—328.

4) S. Varnhagen's Denkw. IV. 273.

theile ſtimmen nämlich faſt durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er ſchon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur geſtehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber ſind, ſie ſind keck und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recenſion iſt er zu rückſichtsvoll, ſelbſt gegen die kleinen Geiſter, und es ſcheint ſogar, als wenn er noch eine gewiſſe Scheu gehabt, das öffentlich zu beſprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder ſchriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Geſangs" am meiſten, unter den Göthe'ſchen gibt er dem „Beſuch" den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweiſe des Dichters den reinſten Abdruck angenommen habe." Zuletzt beſpricht er das „Köſtlichſte der ganzen Sammlung," Göthe's feine Gedankenſpiele, die „Epigramme aus Venedig." „Jeder ſchöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, iſt hier durch Zauberei in das angenehmſte Farbenſpiel verwandelt, woran ſich das Auge des Kenners nicht genug erſättigen kann." Nachdem er eine Anzahl der ſchönſten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, ſpricht er noch beſonders von der rhythmiſchen Schönheit dieſer kleinen Gedichte, „welche unſrer Sprache griechiſchen Wohllaut geben müßten, was auch der Verfaſſer in ſeinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit ſage."

Da Humboldt dieſe Gegenden bald auf längere Zeit zu verlaſſen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutſchland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt", ſchreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reiſe nach dem nördlichen

Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen." — Das Intereſſe, welches ihn dahin zog, liegt ſo fern nicht.[1]) In Hamburg wohnte Klopſtock, in Eutin Voß — alſo diejenigen, welche, von ihren ſonſtigen Verdienſten abgeſehen, grammatiſche und metriſche Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Ueberſetzungskunſt ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reiſe ſchrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).[2]) Er war mit ſeiner Frau fünf Tage in Eutin geweſen und den ganzen Tag bei Voß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen." Voß litt nur ſehr am Ohrenſauſen, was die Unterhaltung ein wenig ſtörte. Ihre Geſpräche berührten vor allem die Ueberſetzungskunſt, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,[3]) außerdem aber die Wolf'ſche Hypotheſe über Homer.[4]) „Ich habe", ſagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und dies iſt nicht leicht. Wenigſtens iſts nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246—47.
2) Siehe den Brief bei Varnhagen, Denkw. IV. 310 ff.
3) Vergl. oben S. 250.
4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte sagen, poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. . . . Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Wortes brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopstock war damals höchst angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beschäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über dessen Persönlichkeit und diesen Besuch beifügt. Daß die grammatischen Studien der Hauptgegenstand der Unterhalung waren, deutet Klopstock selbst in einem demnächst zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Besuch hatte diesen nordischen Geistern große Freude verursacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding", so schreibt Voß 2. Okt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Besuchern, die mich diesen Sommer bald erfreuten, bald beschwerten, mit dem trefflichen Humboldt und seiner geistreichen bescheidnen Frau, mit einer der köstlichsten. So wahrhaft! so theilnehmend! so voll Liebe für einen Gegenstand, den er einmal auswählte." [5])

Schon im J. 1794 waren Klopstock's „grammatische Gespräche" erschienen, im J. 1797 erschien unter dem Titel: „Fragmente" eine Fortsetzung derselben. Wie willkommen mochte ihm in dieser Zeit ein Mann wie H. erscheinen! Welche interessante Unterhaltungen konnten sie über den Genius der griechischen und deutschen Sprache führen! Den 9. Mai

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberstadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopstock, der bekanntlich wenig correspondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwischen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei., „Ich habe", schrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie sind nahe Nachbarn, und so sehen Sie sich wohl.[6]) Ich bitte Sie, ihm die überschickten Zusätze zu den grammatischen Gesprächen zu schicken. Fragen Sie ihn, den scharfen Forscher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechischen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen sei: daß unsere Sprache durch das Wörtchen aus und seine Stellung sagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?" Ganz Klopstock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechische Sprache Ausdrücke habe, die unserem „Auskrähen" und „Ausbellen" ganz analog seien.[7])

Göthe war sehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieser Reise eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meister vorgenommen hatte, sich mündlich geäußert haben möge. H. sparte aber seine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, so daß Schiller (23ten Okt.) nur so viel melden kann: „Stolbergen, schreibt H., habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen."

---

6) Zwischen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur sehr äußerliche Berührungen statt. „Böttiger", sagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Göthe gelesen, die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel."

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufsatz: Klopstock und Wieland. Bruchstück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutschen Museum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Der Gesundheitszustand von Humboldt's Mutter mochte sich inzwischen etwas verbessert haben, wenn er auch keine Dauer versprach. H. entschloß sich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längst erwarteten, daß er Anfang November daselbst eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft", schrieb Göthe (19. Okt.) an Schiller, „freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag ist." Und sendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erschienenen letzten Theil des Wilhelm Meister. Worauf Schiller erwiedert: er freue sich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Okt.)

Ehe H. von Berlin abreiste, war schon der Xenien-Almanach daselbst verbreitet worden. „Humboldt" — schreibt Schiller in demselben Briefe an Göthe — „ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menschen kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Gentz, einen großen Respekt; aber eine Auseinandersetzung unsers beiderseitigen Eigenthumes an diesen gemeinschaftlichen Produktionen findet er sehr schwer."

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er ſelbſt blieb noch einige Tage bei Wolf in Halle, und wäre beinahe mit Reichardt, dem in den Xenien ſo ſchrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen, wenn er ſich ihm nicht mit Liſt entzogen hätte. Göthe, der beſten Humors war, erwiedert auf alle dieſe Nachrichten: „Es iſt luſtig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle ausſieht.“

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es ſogleich dem Genoſſen in Weimar. „Er freut ſich gar ſehr auf Sie. Er iſt wohl und heiter, ſeine Frau aber, die ſchwanger iſt, befindet ſich nicht zum beſten.“ Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufſehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und ſomit einen unendlichen Stoff der Ergötzung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte ſo leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erſcheinen der Xenien datirt ein neuer Cenſus in unſrer Litteratur. Es war gleichſam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegenſten Standbilder den Augen der größeren Maſſe entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die ſchwachen und platten und obſkuren Geiſter ſpritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von ſich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Duumvirn bekamen manches Bittre zu hören, ſo daß ſie im erſten Tumult ſich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, ſelbſt einige der ältern Generation, wie Bieſter, Klein ꝛc. erklärten ſich beifällig;

dem romantiſchen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünſchter Vorgang. Dieſer Umſchwung war inſonders Göthen erfreulich; um dieſe Zeit war es, wo er Schillern ſchrieb, wie erquicklich ihm in ſeiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt ſei (12. Nov.).[1]) Er habe zwar keine Hoffnung, in der erſten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu beſprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er deſſen Theilnahme abſonderlich wünſchte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt ſeiner Künſtlerreiſe, gleich nach Beendigung des Meiſter, zur Ueberraſchung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnen — das epiſche Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings ſchreibt er an Schiller: „Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts ſind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldts gelegentlich vorzuleſen.“

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächſtfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beſchriebenen Weiſe ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienſte des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'ſchen Hauſe fand ſich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgiſche Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts ſehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenoſſe ihres dortigen Lebens. Er hat

---

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Rahel) in Berlin von dieſem Zuſammenleben umſtändlich Kunde gegeben. Dieſe Briefe[1]) ſind auch für uns von Intereſſe. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit ſagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hauſe," ſchreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde ſehr hübſch gehalten. Sehr ſchönes ſilbernes Waſchgeſchirr, ſeidne Bettdecken, ſo geht es mir." Dann beſchreibt er das Zuſammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir ſchon (S. 358) geleſen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Poſſen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag iſt man meiſt allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübſche Zeitabſchnitte im Nachmittage. Zum Thee kommt meiſt die Schiller mit ihrem ſehr hübſchen Jungen." Und am Abend ſind ſie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben ſchon ganz ordinair ſeinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben — als plötzlich geſtern (20. Nov.) die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging ſogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonſt blieb alles in ſeinem Gleiſe, wir waren geſtern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten ſie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reiſe wird allerliebſt ſein. Göthe ſehe ich wahrſcheinlich noch

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 113—18.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück."

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.[2]) Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.[3]) Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei" und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften", welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.[4])

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

---

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.
3) Siehe oben S. 371—73.
4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war ſehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war ſchon ganz erfüllt von den Plänen zur großen weſtindiſchen Reiſe. Zu dieſem Zweck vervollſtändigte er, während des Jenaer Aufenthalts, ſeine Kenntniß in praktiſcher Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatiſſimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomiſchen Theater. Außerdem war er immer mit galvaniſchen Verſuchen beſchäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freieslehen, der ihn damals beſuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,[5]) erinnert ſich eines ſehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe ſich unter anderm über zoologiſche Präparate mit großem Intereſſe unterhielten.

Schon Mitte Februar beſuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er ſein epiſches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, ſchrieb an Rahel:[6]) Göthe ſah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus ſeinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" leſen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben", ſchreibt Letzterer (8. April) an Schiller, „über die letzten Geſänge [des Hermann] ein genaues proſodiſches Gericht gehalten und ſo viel als möglich war gereinigt."[7]) Und am 15., als H. ſchon wieder

5) A. a. O.

6) Bei Varnhagen, a. a. O., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. ſchrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei erſten Geſänge des epiſchen Gedichts zu ſchicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerkſamkeit durchzuſehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um dieſen Freundſchaftsdienſt. Geben Sie Beide das Manuſkript nicht aus der Hand und laſſen Sie mich es bald wieder haben."

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückkehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch", schreibt Schiller,[8]) „spricht man noch immer von nahen großen Reisen." Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektirte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

8) An Göthe, 14. April 97.

hatte ſich im Jahr 1796 daſelbſt niedergelaſſen, und auch der jüngere kam jetzt als Gaſt dahin, und auch dieſen lernte H. nun perſönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinanderſetzung, wie nahe ſich dieſe Brüder und unſer Humboldt berührten.[1]) Damals beſonders in äſthetiſch-litterariſcher, ſpäter auch in linguiſtiſcher Beziehung. Wie hätte H. die umfaſſende litterariſche Bildung dieſer Geiſter, der beſonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendſte Intereſſe einflößen ſollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forſchung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forſchungen in weite Kreiſe verbreiteten; ſie hatten jene Kampfesluſt, womit man das Publikum aufrüttelt; ſie waren in gewiſſem Sinn der Schlußſtein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem ſie aber das ſchon Errungene erweiterten und ergänzten, ſtellten ſie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beiſpiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entſtehen einer ſchwächlicheren Litteratur ein. In der Epoche, wo ſie jetzt ſtanden, erſchienen ſie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'ſchen Beſtrebungen, erſt mit dem Jahr 1798, wo ſie das Athenäum eröffneten, pflanzten ſie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeiſtigkeit, mit der ſie zuerſt auftraten, einem poetiſchen Myſticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewiſſe Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erſcheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geiſtes, — etwa ſeit 1805 — in Abſpannung verſank und einem rohen

1) Siehe auch ſchon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283–84.

Autoritätsglauben anheimfiel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleistet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritischen Geist, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie so große Ansprüche mit seinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine ästhetische Einsicht, wie sie Wenige ihrer Zeitgenossen erreichten, nur daß sich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern so nahe hielt wie Göthen, und daß die Geistesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, sondern sich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen besonders des jüngern Schlegel und H.'s Bestrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch schlechtweg den „Griechen". Wenn er sich mit dem älteren in Ergründung ästhetischer Gesetze und der Verschiedenheit der poetischen Gattungen, so wie in Vergleichung der neuesten deutschen mit der griechischen Dichtkunst berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in besondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forschungen über den Charakter und die Poesie der Griechen, über das homerische Epos und die griechische Lyrik, so wie im Interesse für die Wolf'sche Hypothese, endlich sogar in den speciellen Untersuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zusammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima" (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für schöne Weiblichkeit absprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealischen weiblichen Göttergestalten nicht wie ein voller Kranz aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten sei. „Man sehe", sagte er, „die meisterhafte Charakteristik derselben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.[2]) Seinerſeits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller ſein Wohlgefallen an dieſem Aufſatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern ſah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen ſchon hinreichend, ja beſſer beſetzt wären.

Von dem Geiſt und den Talenten dieſer Brüder, beſonders des älteren, ſpricht H. ſtets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. ſchon 1795 die gar ſo große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, deſſen Beurtheilung des Voß'ſchen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geſchrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Anſichten über Homer auch nicht für ſtichhaltig erkannte.

Welche große Verſchiedenheit aber auch in den Anſichten und in der Bahn dieſer Männer ſpäter hervortrat, ſo erkannte Humboldt doch ſtets ihre Verdienſte mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu ſeinem nachgelaſſenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geiſtvollen Schriftſteller",[3]) und drückte den Wunſch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatiſche Poeſie der Indier einer eben ſo glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von deſſen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.[4]) Schlegel's Leiſtungen im Uebertragen ausländiſcher Kunſtwerke rühmt er als durchaus muſterhaft.[5]) In der That, nicht leicht war ein ausgezeichneter Mann ſo bereit, fremdes Verdienſt anzuerkennen, wie Humboldt.

---

2) Fr. Schlegel's ſämmtliche Werke, B. 4 (Wien, 1822), S. 130.
3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.
4) Ebendaſ., S. CCLX.
5) Geſ. Werke, I. 136.

Während dieſes Winters (1796—97) finden wir H. zum erſtenmal mit Uebertragung des Aeſchyleiſchen Agamemnon beſchäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein ſolches Geſchäft eignete ſich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten ſeiner Freunde als ſeinen eigenen lebte. Wie ſtreng er es mit den Forderungen an dieſe Arbeit nahm, erſehen wir aus einem Briefe, den er in dieſer Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf ſchrieb.[1]) Er überſendet wieder ein Stück der Ueberſetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebſte geweſen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeſchyliſche Größe. Fr. Schlegel äußerte ſich einſylbig. Schillern war die Ueberſetzung noch zu ſchwer, hart und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein faſt tägliches Intereſſe und äußerte ſich im Ganzen ſehr zufrieden. Alle zuſammen ſchienen den Versbau, die ſauerſte und, nach H.'s eigner Anſicht, verdienſtvollſte Arbeit nicht ſonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte ſich darauf eingelaſſen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie ſtellte ſich nun Humboldt zu dieſen Urtheilen? Für's Erſte, ſagte er, halte er ſchon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er ſich ſo viel nicht, denn der fühle ſich durch ſeine Arbeit beim Leſen des Originals erleichtert und ſei dankbar dafür. Am wenigſten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweiſe ihm blos, ſagt er, daß er auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw., IV. 313—17.

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeſchlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Ueberſetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu feſt daran, und wolle ſich durchſchlagen. Es war ſein Vorſatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, ſo ſtrenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und ſich zwar in die Mitte von allen zu ſtellen, weil er ohne ſolche Selbſtſtändigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieſer Mitte aus ſich ſo weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müſſe er es freilich durch einen Machtſpruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrſcheinlich Schütz, der damals berühmteſte Herausgeber des Aeſchylos, ſchon 1797,[2]) bei Beurtheilung eines ähnlichen Verſuchs von Süvern erklärte, dieſer Süvernſchen Arbeit ſei zwar einiges Verdienſt nicht abzuſprechen, aber noch immer vermiſſe man den Gang und Schwung des Aeſchyliſchen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns ſeinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden", — ſah H. ſeine Arbeit lange nicht für zureichend an, faſt zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm ſie nach kürzern oder längern Zwiſchenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den überſetzten Pindariſchen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So ſteht die Ueberſetzung der neunten pythiſchen Hymne, nebſt Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein ſchönes Bruchſtück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeiſchen Ode, im Muſenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollſtändig überſetzt, finden ſich im 2ten Band ſeiner geſammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regſtem Eifer widmete ſich H. noch einmal den Angelegenheiten ſeiner großen Freunde, die er nun bald verlaſſen ſoll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'ſchen Hermann haben wir ſchon gedacht; dieſer erſtreckte ſich auch über die Zeit ſeiner perſönlichen Anweſenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundſchaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die erſten Geſänge, die er in Berlin nochmals geleſen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Vieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni ſendete Göthe den letzten Geſang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, ſchon im Begriff ſtand, Berlin letztlich zu verlaſſen. „Ich wünſche ſelbſt," ſagt Göthe,[1]) „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge."

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erſchien ſie ihm ein andres Mal, wenigſtens in der Laune des ſpätern Alters, eher in ungünſtigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe ſeine Gedanken auf ein zweites epiſches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel ſpätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen" entſtand. Er theilte ſeine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von dieſen alsbald hören, daß ſie fürchteten, er vergreife ſich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 ſchrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieſelbe Art ergangen iſt, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epiſcher Handlung fehle. Wie Sie mir zuerſt davon ſprachen,

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuſtänden und Zeitgenoſſen, aus K. A. Böttiger's handſchriftl Nachlaſſe. B. II. (1838) S. 144.

so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß diese angehen sollte, waren sie fertig." Göthe war selbst nicht im Reinen mit sich, und fühlte noch sehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erst spät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle schuf, gleichsam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts desto weniger gefällt sich Göthe in späten Jahren, da er jene frühere Epoche schildert, es als ein Unglück anzusehen, daß er seinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete. Denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne." [2]) Wir müssen dem alten Herrn solche Expektorationen zu Gute halten.[3]) Er gerade hat mehr denn einmal bewiesen, wie unglaublich sich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenstandes vergreifen kann. Es ist freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten solche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder sie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinsicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Großcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geschrieben haben.

Auffallender ist die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die Nadoweſſiſche Todtenklage. Den

2) In den Tag- u. Jahresheften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Gesprächen mit Eckermann, I. 303 (der ersten Ausgabe).

25. Juli ſchreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadoweſſiſchen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, iſt blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in ſo direkten Oppoſitionen ſein kann.“ [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes beſſer, als ſein Raiſonnement. Denn ſo gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realiſtiſchen Stoffen ein großer Gewinn war, ſo unleugbar iſt es doch auch, daß ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten Darſtellungen dieſer Art, trotz all ihrer Anſchaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortſchritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geſchäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatiſchen Poeſie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernſtlich am Wallenſtein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

---

4) Dieſe Stelle zeigt recht, wie entſchieden ſich Schiller der früheren Beſchränkung entzog und Göthen näherte, ſie iſt auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in ſpätern Jahren, iſt zwar im allgemeinen nicht ſo ſcharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächſten und Beſten ungerecht macht. So erhob er ſpäter einmal über eine Ausſtellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufſehen, ganz vergeſſend, daß das Werk, worin dieſer Tadel vorkam, faſt nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet iſt. „Tadelte doch,“ ſagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen ſeine Arbeiten geſprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeſchlagen habe. . . Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.“ Humboldt irrte in dieſem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greiſenlaune dazu, ſich von einer ſolchen Einzelheit zu ſolchem Ausfall hinreißen zu laſſen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie ſie auch in den ſonſt unſchätzbaren Geſprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen ſtudirte, deſto ungeheurer erſchien ihm die Maſſe, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich gar nicht fortfahren können," ſchreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederſchreiben der erſten Scenen und erſt lange nach H.'s Abgang von Jena entſchloß er ſich, das Werk in rythmiſcher Sprache zu ſchreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Anſicht, von einem vermeintlich ſchädlichen Einfluß deſſelben auf dieſe Dichtung zu halten ſei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es intereſſant, zu wiſſen, wie H. die täglich wachſende Hinneigung des Freundes zur realiſtiſch-Göthe'ſchen Dichtweiſe anſehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, ſich von Humboldt zu trennen, ſo war es jetzt, wo mehr als jemals das innigſte Verlangen in ihm lebte, ſich ganz dem dichtenden Genoſſen hinzugeben und aus dem ſtetigen Umgang mit ihm ſich von deſſen Weſen ſo viel zu aſſimiliren, als ſeine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt ſchied Humboldt von den Freunden. Die Zeit ſeines innigſten und ununterbrochenſten Verkehrs mit ihnen iſt vorüber; an einem der wichtigſten Abſchnitte ihres Dichterlebens und unſrer claſſiſchen Litteratur hatte er den nächſten und innigſten Theil genommen. Selbſt über die Gränze dieſes Zuſammenſeins hinaus kann man die ſchnell auf einander folgende Reihe beſonders Schiller'ſcher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieſes anregenden und fördernden Zuſammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinſamen Angelegenheiten in treuem Herzen und ſuchte die in dieſem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeſchiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „äſthetiſchen Verſuche" über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtete. Desto verlassener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiehtet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft." In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der ſpäter nicht genug verſichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode deſſelben an F. A. Wolf ſchreibt, daß er ſeine ideenreichſten Tage mit Schiller verlebt habe.'

Hier würden wir dieſes dritte Buch ſchließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die äſthetiſchen Verſuche ſchreibt, durch welche das enge Zuſammenwirken dieſer Geiſter erſt zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich ſolennen Abſchluß gelangte. Wir müſſen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann dieſe Schrift, ihre Schickſale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit ſeiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er ſich wahrſcheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Ueberſetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter ſeine Angelegenheiten und zwar für längere Abweſenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Koſten der großen Reiſe, welche er beabſichtete, beſtreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verſchollenen Dichter Franz von Kleiſt verkaufte. Beide Brüder hatten die Abſicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reiſen, von wo aus der jüngere ſich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit ſeiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit ſeinem Bruder Alexander zuſammentraf. Hier wurden die Familiengeſchäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, ſich dort eingefunden

hatte.[1]) In Dresden fand unser Humboldt einen erfreulichen Umgang am Appellationsrath Körner; auch mit dem preußischen Gesandten Grafen von Geßler stand er in angenehmem Verhältniß, doch dieser war eben jetzt gleichfalls auf Reisen begriffen. Es läßt sich nicht zweifeln, daß Adelung, der große Sprachforscher, der noch an der Dresdner Bibliothek waltete, H. eine sehr erwünschte Bekanntschaft war. Uebrigens mußte die Reisegesellschaft schon hier länger verweilen, weil Frau v. Humboldt am Fieber darnieder lag. „Das wird eine schöne Reise werden," schreibt Schiller (23. Juli) an Göthe, „denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben." Von Göthe ließ H. sich seinen Aeschylus, den er nothwendig brauchte, schnell nach Dresden befördern.

Von da reiste das gesammte Humboldt'sche Haus nach Wien. Auch hier blieben sie, in Erwartung des Ausgangs der obschwebenden Kriegsereignisse, länger als sie gewünscht hatten. Ein junger Naturforscher und Freund Alexanders, der nachherige russische Staatsrath Fischer, gesellte sich zu ihnen, ferner die von Hasten'sche Familie aus Westphalen.[2]) In Wien machte unser Humboldt die Bekanntschaft des jungen Philologen Bast, der nachher als Hessendarmstädtischer Legationssekretair nach Paris ging, wo er Gelegenheit in Fülle hatte, seinen paläographischen Studien obzuliegen. Auch in den zum Theil noch gar nicht auskundschafteten handschriftlichen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien fand Bast seine Ausbeute, wie er denn in einem Brief an Schütz in Jena meldet (20. Sept.): er habe erst neuerlich für Hrn. v. Humboldt einen guten alten Pindar auf Pergament entdeckt, von dem kein Mensch

1) Freiesleben, a. a. O.
2) Freiesleben, a. a. O.

etwas gewußt habe.[3] — Inzwiſchen ergab ſich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reiſe nach Italien anzutreten. Das ſüdliche Deutſchland war durch die ſiegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden geſäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatiſchen Provinzen errungen hatte, die Oeſterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Dieſe Unterhandlungen zogen ſich in die Länge; doch konnte das Schickſal Italiens ſchon nicht mehr zweifelhaft ſein. Dorthin zu reiſen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unſerm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italieniſche Reiſe hat er ſo gut als aufgegeben, iſt aber beinahe entſchloſſen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrſcheinlich, nach den neuſten Ereigniſſen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird.“ Dieſe Ereigniſſe entſchieden vielmehr die Reiſe nach Paris; man beſchloß, ſich am Fuße der Alpen der franzöſiſchen Gränze zu nähern und auf dieſer Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensſchluſſes zwiſchen Oeſterreich und der franzöſiſchen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde dieſen Winter ſämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zuſammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Geſellſchaft leiſten werde. „Die ſämmtliche Caravane,“ ſchreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben; ſie werden ſämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Abſicht, ſich in dieſem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechſel, vonm Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei geſtürzt worden. Dies nöthigte Oeſterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beſchleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte.[5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

5) Freiesleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müſſen.“ So war es in der That. Den 29. Dez. ſchreibt Schiller: „Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben.“ „Es iſt,“ ſetzt Schiller hinzu, „mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt.“

Wir ſparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reiſe unſeres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, ſo wie die Nachrichten über ſeine weiteren Berührungen und Erlebniſſe daſelbſt für das nächſte Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beſchränken haben, die in der erſten Zeit ſeines Pariſer Lebens zwiſchen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechſel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariſer Aufenthalt noch immer vorzugsweiſe den Nachklängen der Weimar-Jenaiſchen Tage lebte und die neuen Eindrücke faſt nur nutzte, um den Lieben, die er verlaſſen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er ſchilderte in ausführlichen Mittheilungen franzöſiſche Geiſtesart und franzöſiſche Kunſt. „Die Franzoſen,“ ſchreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genoſſen in Jena, „muß Humboldt, wenn ſie ein theoretiſches Geſpräch anfangen, ja zu eludiren ſuchen, wenn er ſich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menſchen ſei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen iſt. . . Ihre Diskurſe gehen immer ganz entſcheidend von einem Verſtandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

ſpielt, ſo zeigen ſie, daß ſie für dieſes Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne ſich zu bekümmern, ob es ihrer erſten Aſſertion widerſpreche oder nicht." Ein andermal ſchreibt Schiller: „Die unterſtrichne Stelle in Humboldt's Briefe iſt ihm vermuthlich ſelbſt noch nicht ſo recht klar geweſen, und dann ſcheint das Ganze mehr eine Anſchauung als einen deutlichen Begriff auszuſprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur ſagen, daß das Gemeinſame, folglich Nationelle in den Franzoſen, ſowohl in ihren gewöhnlichen Erſcheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirkſamkeit des Verſtandes und ſeiner Adhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung ꝛc. ſei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß ſie mehr phyſiſch als moraliſch rührbar ſeien. Das iſt keine Frage, daß ſie beſſere Realiſten als Idealiſten ſind, und ich nehme daraus ein ſiegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann." (27. April). Und am 7. März ſchreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; ſein Urtheil über das franzöſiſche Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte dieſe wunderlichen Kunſtprodukte wohl auch einmal mit Augen ſehen." Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieſes Freundes in Anſpruch. Hermann und Dorothea ließ in metriſcher Rückſicht noch immer manches zu wünſchen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beſeitigt hätte. „Ich will," ſchreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn beſonders erſuchen, mit Brinckmann einen proſodiſchen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, ſo wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke." Guſtav v. Brinckmann, den wir ſchon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nämlich in dieſem Frühjahr zur ſchwediſchen Geſandtſchaft in Paris verſetzt worden, und er nahm an dieſen Intereſſen jetzt lebhaft

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommner sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Voßens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller ſtrebte, im Intereſſe des Wallenſtein, ſich jedes unterſcheidenden Merkmals für das Drama zu verſichern, Göthe wollte noch einige Verſnche im epiſchen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das ſchon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Vierwaldſtädterſee regte nachher den Gedanken eines epiſchen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Intereſſen nahe genug an, ſie klangen in dem Entfernten nach, und er beſchloß, alles, was er längſt über die Kunſt gedacht, aus Veranlaſſung des nun gedruckt erſchienenen Hermann und Dorothea, zuſammenzufaſſen und in die Welt zu ſchicken. Es war das Reſultat alles deſſen, was er ſelbſt im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthuſiaſtiſche Bewunderer Schiller'ſcher Dichtung nicht ein Werk dieſes Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um ſeine eigenſten Kunſtbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erſcheinen des Göthe'ſchen Hermann erklärt uns ſeine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichern Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'ſches Werk und vor allen dieſes erkor, und es hält auch nicht ſchwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbeſtreitbar eine Annäherung an griechiſche Kunſtvollendung das Ideal war, welches unſern beiden großen Dichtern gemeinſam vorſchwebte und ihren Bund beſeelte, ſo trat dieſes Streben am entſchiedenſten und zugleich mit vollkommenſtem Glück in dieſer Göthe'ſchen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein andrer ihrer Zeitgenoſſen auf die Vergleichung des Griechiſchen und Deutſchen ſo verſeſſen wie Humboldt, Keiner alſo in dem Maße zu kritiſcher Theilnahme angezogen, als er, da er ein ſo herrliches Zeugniß unſerer Nacheiferung vorliegen ſah. Unverkennbar legt dieſe Wahl an den Tag, daß auch er letzlich nicht nur die epiſche Dichtung überhaupt, ſondern gerade die Dichtung Göthe's

für beſonders geeignet anſah, die Grundgeſetze des Schönen und der Kunſt daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günſtiger Umſtand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, ſich faſt ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er ſich zunächſt erſättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darſtellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er ſich in dieſem Werke ganz auf die allgemeinen Geſetze des Schönen und zwar mit ſolcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'ſche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man ſchon an ein paar vereinzelten Stellen wahrnimmt, daß der Verfaſſer ſich bemühte, ihr denſelben zu ſichern. Im 19. Abſchnitt des Werkes ſpricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunſt als einer redenden Kunſt. Die Poeſie, ſagt er, iſt die Kunſt durch die Sprache; dieſes eigenthümliche Organ unterſcheidet ſie weſentlich von den andern Künſten. Dadurch iſt die Dichtkunſt weit mehr, als jede andere Kunſt, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menſchen zugleich gemacht. Dadurch kann ſie auch in einer zweifachen und ſehr verſchiedenen Geſtalt erſcheinen, je nach dem ſie ſich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erſcheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt ſie ſich mehr auf die innere Seite, dann vermag ſie ſich eines ganz eigenen Schatzes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantaſie muß ſich dann an die Vernunft anſchließen, die Kunſt muß einen noch höheren Aufflug nehmen, um auch in dieſem Gebiete die Einbildungskraft allein herrſchend zu erhalten, zumal wenn ſie nicht Empfindungen, ſondern Ideen behandelt, und alſo mehr intellektuell als ſentimental iſt. In dieſer Gattung, die ohnehin der neuern Poeſie allein angehöre, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieſer letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epiſche Dichter, ſetzt er hinzu, ſondern nur der lyriſche, didaktiſche und tragiſche Dichter kann Dichter in dieſer letztern Gattung ſein. Dieſes ganze Raiſonnement iſt aber grundlos. Es bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunſt, begründet aber durchaus keine im höchſten Sinne unterſchiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefern geiſtigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an dieſem epiſchen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Iſt doch in der ganzen in dieſen äſthetiſchen Verſuchen entwickelten Theorie der Kunſt ſonſt von dieſer vermeintlich entgegengeſetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch ſo viel Veranlaſſung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzudeuten! Das Werk kündet ſich als erſten Theil ſolcher Verſuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengeſetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenſtein nicht die beſte Veranlaſſung dazu? Allerdings bot er eine ſolche, um die dramatiſche Kunſt inſonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverſchiedner poetiſcher Gattung überhaupt die allgemeinen Geſetze der Kunſt von anderer Seite zu zeigen. Dieſe Unterſcheidung iſt gar nicht zu halten, Schiller ſelbſt ordnete ſich immer mehr den Geſetzen der Einen Kunſt unter und ſo ſehr ſeine eigenthümliche Art und Abart ſich noch ſpäter bemerkbar machen mochte, ſo zeigt ſich doch nirgends der Stoff zu einem beſonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darſtellung eines ſolchen nicht geliefert.

Dieſem Abſchnitt des Werks lag nur die Abſicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem ſo hoch emporgehobenen Genoſſen zu retten — eine Abſicht, die an ſich ſehr löblich ſein mag, auf dieſem Wege jedoch nicht durch-

zuſetzen iſt. Schiller war auch gar nicht zufrieden geſtellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfaſſer hier mit allen übrigen Sätzen ſeines Werkes im Widerſpruch erſcheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abſchnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künſten", ſagt er, „iſt keine der Verſuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entſtellen, ſo nahe als die Dichtkunſt. Da ſie durch die Sprache, alſo durch ein Mittel wirkt, das, urſprünglich nur für den Verſtand gebildet, erſt einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantaſie Eingang zu finden; ſo ſchweift ſie leicht in das Gebiet der Philoſopie hinüber, und intereſſirt unmittelbar den Geiſt und das Herz, ſtatt blos auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schweſtern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunſt iſt, zu gelten, findet ſie überall die mehreſten Anhänger, da hingegen die Muſik, die Malerei und vor allen die Plaſtik, in denen ſich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunſt immer reiner und enger zuſammendrängt, nur den immer ſeltneren ächt äſthetiſchen Sinn zu feſſeln vermögen. . . Auf dieſen Abwegen artet die Dichtkunſt von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar iſt ſie auch ſo noch immer einiger, und unter den Händen großer Meiſter (die man auch hier nicht verkennen darf) noch ſogar einer großen Wirkung fähig; ſie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung ſetzen und ſich des Geiſtes und des Herzens bemächtigen; ſie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man ſeine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeiſterung, jener hohen und harmoniſchen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunſt vermiſſen."

Humboldt mochte ſelbſt kaum wiſſen, wie ſehr dem Göthe'ſchen Werke gegenüber ſich ſeine Kunſtanſicht von den

Befangenheiten losgeriſſen hatte, in denen wir ihm ſo oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus ſpekulirt. Schiller ſelbſt riß ſich um dieſelbe Zeit von den meiſten ſeiner theoretiſchen Irrthümer los, indem er ſich ganz an Göthe ſchloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und ſich in ihr Göthen ſo weit näherte, als es ſeine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köſtliche, aber zerſtreute Winke. Um ſo mehr müſſen H.'s jetzige Verſuche als Ergänzung ihrer gemeinſamen früheren Spekulationen, und ſonach als der umfaſſendſte Ausdruck der dieſem Geiſterbunde auf dem Punkt der Reife gemeinſamen Theorien angeſehen werden.

Es iſt wirklich merkwürdig, wie ſehr dieſes Werk mit den Ergebniſſen, zu denen Schiller und Göthe fortſchritten, zuſammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher ſehen werden, völlig an. Dieſes Zeugniß iſt um ſo unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philoſophiſchen Theorie gar wenig gelegen, ja die erſte beſte Künſtlermarime willkommner war, als alle ſolche Spekulationen. Auch erweist ſich auf den erſten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen ſich an das anſchließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empiriſch, in ihren Briefen aus dieſer Zeit feſtgeſtellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunſtgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen ſchließen dieſe Verſuche ſich den letzten äſthetiſchen Abhandlungen Schiller's an, beſonders der über naive und ſentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterſchiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegenſätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunſtſchöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragiſchen, H. die des Epiſchen und der Dichtkunſt im Allgemeinen. Ihm galt es, die Geſetze der künſtleriſchen Wirkſamkeit und zwar an der generellſten Gattung der Poeſie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt ſich ſichtbar ſchon mit größerer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'ſchen Formeln ſind noch mehr beſeitigt, wenn auch die Methode, namentlich der pſychologiſche Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geiſt der kritiſchen Philoſophie verräth, ja weit entſchiedener als ſelbſt bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur ſei an ſich nicht ſchön, ſondern unſre Phantaſie lege nur das Schöne in ſie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'ſcher Lieblingsſatz — ſtehen in dieſem Humboldt'ſchen Buche wie Anomalien da. Sonſt zeigt es die wenigſten Spuren der Schule, welcher der Verfaſſer ſeine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forſchung, die nur in den Gegenſtand ſelbſt verſenkt iſt, und ſteht faſt in der Mitte zwiſchen der kritiſchen und der neuern Philoſophie, die nur die vielſeitigen Ergebniſſe großer Vorgänger in ihre ſyſtematiſche Form umgegoſſen, jene Ergebniſſe auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Weſentlichen aber den gereiften Standpunkt dieſes Geiſterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichſten und am auffallendſten verſchieden, namentlich von der neuern Philoſophie, zeigt ſich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verſchieden. Er verfolgt durchaus einen pſychologiſchen Gang, d. h., er knüpft ſein Raiſonnement wo möglich an die Geſetze des Geiſtes und insbeſondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf dieſe und die Totalität der menſchlichen Natur an. Dies giebt der Unterſuchung eine eigne Feſtigkeit und Geſundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichſte Geſtalt, wenn er an die empiriſche Natur des Menſchen

ſelbſt anknüpft. Daher auch dieſes Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wiſſenſchaft erhalten hat, noch heute mit reinſter Befriedigung genoſſen, und namentlich in formeller Hinſicht noch jetzt als ein Canon und Muſter äſthetiſcher Forſchung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in dieſem Werk enthaltene Poetik bewährt ſich auch die ſtete Rückſicht auf die plaſtiſche Kunſt. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von ſelbſt die Veranlaſſung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forſchern die vergleichende Theorie der Kunſt und Kunſtkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Leſſing, an Göthe's Unterſuchungen; auch den Schlegeln iſt dieſer Zug noch eigen.

Die Darſtellung des Werkes zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen ausſieht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, ſeine Begeiſterung für den Dichter oder die Kunſtwelt gar wohlthuend hervor. Auch verſteht der Verfaſſer das Gedicht, an das er ſeine Forſchung knüpft, auf wirklich poetiſche Weiſe wiederzuſpiegeln. Die Anordnung des Ganzen ſcheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Weſen Kunſt und der epiſchen Dichtung insbeſondere an dieſem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünſchte ich den allgemeinen Theil mehr abgeſondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'ſchen Werks, die gleichſam die Probe für den erſtern ſein ſoll. Die theoretiſchen Sätze würden dann noch mehr zuſammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden ſein. Ob ſie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretiſche Anſichten nicht ſchneller in Umlauf, als wenn man ſie mehr ſo in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein andrer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hiezu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Arioſt auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

sinnlichem Reichthum nachstehe. Dafür trete das Innere der Menschheit unendlich mehr zu Tage und zwar so, daß dieser wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anschauliche und feste Form antiker Dichtung annimmt. Bei diesem Anlaß weist Humboldt den deutschen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus diesen letzten Abschnitten wollen wir hernach dasjenige zusammenstellen, was die Humboldt'sche Auffassung des Göthe'schen Dichtergenius am bestimmtesten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufstellung eines bestimmteren Begriffs des Epischen. Die bisherige Unbestimmtheit desselben entstand seiner Ansicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten sich strebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters stehen, wogegen H.'s Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geistes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epischen Dichtung herfließe? Der Zustand, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, ist der einer allgemeinen Beschauung, nicht der andere, ihm entgegengesetzte einer bestimmten Empfindung. Jenem Zustande versucht der Dichter eine ihm entsprechende Form zu schaffen. So entsteht das epische Gedicht und entwickelt sich den Hauptmerkmalen jenes Zustandes entsprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epischen Gedichts, als einer solchen dichterischen Darstellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht bestimmt einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. Dann führt er die Unterscheidungspunkte zwischen dem Epos und Drama an, ferner die zwischen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroiſchen Stoff behandeln, obwohl ein ſolcher allerdings der geeigneiſte für ſie iſt. Die Hauptſache iſt nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zuſtand der Beſchaulichkeit verſetzt werde, und dies kann ebenſowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroiſchen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthiſtoriſche Begebenheit, durch Ereigniſſe in einem engen Kreiſe oder durch ſolche, die eine ganze Nation in Bewegung ſetzen, geſchehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterſcheidet daher zwiſchen heroiſcher und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derſelben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenſtandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichſam Symbole des einfachſten Menſchendaſeins, und zwar einer dennoch höchſt edlen und von höchſt bewegter Zeit mitergriffenen Menſchheit vor. Er zeigt uns ein deutſches Geſchlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menſchendaſeins, als die unter allen Stürmen des Fortſchritts und Weltgangs nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet ſich“, ruft H. in dieſer Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewiſſen ſtillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieſer Art hin, die ihm allein noch zuzurufen ſcheinen, daß ſich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derſelben Verwirrung zu begraben, ſondern um die Welt und die Menſchheit neu und beſſer zu geſtalten?“ Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geſchlechts ein ſchönes und rührendes Denkmal geſetzt. Durch

dieſe eigenthümliche Tiefe des Gehalts erſetzt das kleine Werk in gewiſſem Grade den Umfang und die Größe der heroiſchen d. h. urſprünglich epiſchen Dichtung.

Darauf forſcht H. nach den einzelnen Geſetzen epiſcher Darſtellung und zeigt, wie ſehr Göthe denſelben Genüge geleiſtet hat. Hier ſcheint er jedoch gerade das praktiſchſte Moment, das Geſetz der ſchönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geſchehen ſollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'ſchen Gedichts durch, bezeichnet die dargeſtellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet ſelbſt eine Aehnlichkeit mit den Homeriſchen. Endlich beſpricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinſicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens ſo vollkommnen Ganzen gern wegwünſchte.

Dieſen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug deſſelben. Ein ſolcher war in den Grenzen dieſer Arbeit nicht geſtattet. Auch konnte es nicht meine Abſicht ſein, im Einzelnen die Fortſchritte aufzuzeigen, die die Kunſtphiloſophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, und dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritiſche Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenſtand nicht erſchöpft werden kann, beſſer unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren beſonders Gervinus dieſes Werk hält, hatten wir ſchon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt", ſagt Gervinus,[1]) „an dieſer Göthe'ſchen Dichtung die Geſetze der epiſchen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf ſubjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

1) Neuere Geſch. der poet. Nat.-Litt. der Deutſchen 1842, II. 472—73.

bei ſeiner Schöpfung auf die Spur tritt . . Was wir von Schiller's äſthetiſchen Sätzen ſagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir hiſtoriſch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen ſie eigenthümlich ſind, nirgends die aprioriſche Probe zu unſerm empiriſchen Wege ſo treffend gefunden, wie hier." Ein anderer höchſt achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieſes Werk in ähnlicher Weiſe hervor. Er kommt in ſeiner ſchätzenswerthen Lebensbeſchreibung Wieland's [2]) auf die gänzliche Umgeſtaltung zu ſprechen, welche die Aeſthetik ſeit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig", ſagt er, „würde dieſe Umgeſtaltung herbeigeführt worden ſein, wenn man nur ſo ruhige Unterſuchungen angeſtellt hätte, wie die Schiller'ſchen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aeſthetiſchen Verſuchen" (1799): allein bald fand ſich ein gewaltſames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aeſthetiſchen eben ſo herrſchend werden ſollte, als er es in der politiſchen Welt und unter den — Philoſophen war." Dieſen Sturm hatten freilich ſchon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erſt auf tumultuariſche Höhe.

Noch ehe Humboldt's Verſuche in Deutſchland anlangten — er ſendete ſie nämlich Schillern mit der Bitte, ſie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel ſchon mit einer kürzern, aber gleichfalls ſehr tüchtigen Kritik des Göthe'ſchen Gedichts, hervorgetreten.[1]) Daß

---

2) In Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208—9.

1) Allg. Litt. Zeitung, 11—13. Dez. 1797, Nr. 393—96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteriſtiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritiſchen Schriften (Berlin, 1828).

H. von dieſem Vorgang Kunde hatte, iſt nicht zu glauben; auch findet ſich keine Spur davon in ſeinem Werke. Beide Männer arbeiteten alſo unabhängig von einander, und doch kamen ſie in Beurtheilung des Hermann als epiſchen Gedichtes ziemlich zu demſelben Ergebniß. Schlegel hielt ſich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entſprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementaräſthetik zu gehen, beſchäftigt er ſich ſofort mit den Geſetzen der Epopöe. Hier wandte er ſich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und ſtellt als Hauptforderung an den Epiker die ſchöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das ſeit Homer verloren gegangen und erſt in Göthe's Hermann wieder erweckt worden ſei. Man ſieht, Schlegel hält ſich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leiſtet er ganz Vortreffliches. In derſelben Weiſe erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos ſie verlange, ſo wie den verweilend fortſchreitenden Rhythmus deſſelben.

Noch überraſchender und ſchmeichelhafter für den Urheber dieſer Dichtung mochte das umfaſſende Werk ſein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epiſchen Planen ſchwanger und las unabläſſig in ſeinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächſtens in Jena zu ſehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn ſehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch ſoll ſie mir ganz willkommen ſein. Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da ſchrieb Schiller ſofort

(18. Mai): ſie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang ſchon verhandelte Materie, die epiſche Dichtkunſt, mit einander zu ſprechen. „Die Novität von der ich Ihnen ſchrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung ſetzen will, iſt ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuſkript zugeſchickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht iſt, mit einander leſen; es wird alles zur Sprache bringen, was ſich durch Raiſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt. Die ſchöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, ſo wie dieſes laute und gründliche Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Raiſonnements, entſcheiden und beſchleunigen wird.“ Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich ſehr darauf, um ſo mehr, als ich fürchtete, daß uns ſeine Reiſe ſeinen theoretiſchen Beiſtand, wenigſtens auf eine Weile, entziehen würde. Es iſt kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigſtens auf der letzten Strecke meiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe.“ Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daſelbſt. Hier ſah er das Werk ſelbſt ein, und die Angelegenheit ward ſorgfältig zwiſchen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt ſchreiben. Das verzögerte ſich und Schiller ſendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Troſtwort“ an den Genoſſen nach Paris. Dieſer Brief von Schiller iſt ſehr merkwürdig. Schiller war durch ſeine Thätigkeit am Wallenſtein

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte ſich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja ſo ſehr hatte er ſich Göthen genähert, daß er nunmehr über ſeine eigenen frühern theoretiſchen Leiſtungen ſogar zu geringſchätzend urtheilte. Dieſe Anſicht ſpricht ſich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat ſich dabei aber nicht auch unwillkührlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der ſich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewieſen und der wirklich in einem Theile ſeines eignen Weſens ſtets einen ganz ſympathiſirenden Zug behielt — dieſer ſchrieb ein ausführliches Werk, worin ſchlechtweg die helleniſch-Göthe'ſche Dichtungsart beſchrieben und gewürdigt, die entgegenſtehende „Geiſtesdichtung" dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs ſtichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über dieſe nur im Lyriſchen, Didaktiſchen und in der Tragödie zuläſſige Abart der Poeſie gekommen. Kurz, auch dieſer Freund ſtand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poeſie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geiſt wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber dieſe Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er ſich nicht ängſtlich umſehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius ſchon ſo viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenſchaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epiſche Dichtung als eine ſo generelle betrachtet zu ſehen, gleichſam als Dichtung par excellence? Mir däucht wenigſtens, daß in ſeiner Antwort an Humboldt dieſe Empfindungen mitwirken. Der Brief erſcheint, trotz aller Anerkennung, faſt wider Willen als Oppoſition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherem Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb:[2])

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

2) 27. Juni 1798.

thun; in Ihrem Raiſonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunſtrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß geſtehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteriſtiſchen aufſtellen, ſind treffend und entſcheidend. Der Geſichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenſtande, denn das iſt doch jedes dichteriſche Wirken, mit Begriffen beizukommen, iſt der freieſte und höchſte, und für den Philoſophen, der dieſes Feld beherrſchen will, iſt er ohne Zweifel der geſchickteſte. Aber eben wegen dieſer philoſophiſchen Höhe iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenſtande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es iſt ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpezielle Formeln, die eben deswegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat, und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird."

„Ihre Schrift iſt mir auch ſchon darum als ein beweiſender Verſuch merkwürdig, was der ſpekulative Geiſt, dem Künſtler und Poeten gegenüber, eigentlich leiſten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleiſtet worden, das kann auf dieſem Wege überhaupt nicht geleiſtet, noch gefordert werden. Sie haben den philoſophiſch kritiſchen Verſtand, inſofern es dieſem mehr um allgemeine Geſetze als um regulativiſche Vorſchriften, mehr um die Metaphyſik als um die Phyſik der Kunſt zu thun iſt, auf das vollſtändigſte, würdigſte und liberalſte repräſentirt, und nach meinem Gefühl das Geſchäft geendigt.

„Sie müſſen ſich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin ... In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt, und daß auch Ihnen die Abſtraktion und die Sprache Ihr eigenes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und ausdrücken können.

„Es iſt hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe ſucht und aufſtellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei dieſem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie genau, wie vielſeitig, wie erſchöpfend Sie Alles behandelt haben, ſo daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künſtlers und Poeten, über die Natur der Poeſie und ihre Gattungen noch mag geſagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widerſprechen, ſondern dieſe nur erläutern, und es wird ſich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweiſen laſſen, in den es gehört, und der es implicite ſchon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich." So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen scheine, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen . . .

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht ſchon ſehr an dieſe Art zu philoſophiren gewöhnt iſt, Ihnen folgen werde; unſere neuen Kunſtmetaphyſiker werden Sie ſtudiren und benutzen, aber es wohl bleiben laſſen, die Quelle zu bekennen, aus der ſie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entſcheidendes Beiſpiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, iſt, daß Sie einen zu ſpekulativen Weg gegangen ſind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatiſche Theil Ihrer Schrift (der die Geſetze für den Poeten conſtruirt) ſteht in dem ſchönſten Zuſammenhang mit ſich ſelbſt, mit der Sache und mit den reinſten und allgemeinſten Grundſätzen anderer über dieſen Gegenſtand, und, philoſophiſch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft iſt der kritiſche (der jene Geſetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es ſcheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein ſolcher nämlich, der jene allgemeinen Grundſätze, die Metaphyſik der Dichtkunſt, auf beſondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinſten auf das Individuellſte vermittelt." Der Mangel dieſes praktiſchen Theils fühle ſich jedesmal, ſo oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff ſubſumirt werde. Dann fühle der Leſer einen Hiatus.

„Ich ſagte oben, daß ich in dieſem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unſer gemeinſchaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in äſthetiſchen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphyſik der Kunſt zu unmittelbar auf die Gegenſtände anwenden, und ſie als ein praktiſches Werkzeug, wozu ſie doch nicht genug geſchickt iſt, handhaben. Mir iſt dies vis à vis von Bürger

und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen öfters begegnet. [3])

„Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt."

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächſten Briefe zu beſtimmen, wie bald Vieweg ſeine Schrift haben müſſe. Denn der Verleger des Göthe'ſchen Gedichts, der mit H. perſönlich bekannt war, hatte auch dieſe Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, ſetzt Schiller hinzu, wiſſe er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächſt bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umſchrieben werden, ſo werde das allerdings gut ſein.

Auch Göthen ſendet Schiller eine Abſchrift dieſes Briefes, ſo weit er das Humboldtſche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir dieſe Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerſtrebend iſt, ſo habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere ſchon ſorgen." (Sch. an G., 28. Juni.)

---

3) Schiller's Satz iſt durchaus wahr. Nur überſieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr ſolche empiriſche Uebergänge und Vermittlungen hat, als ſeine eignen frühern Aufſätze. Wie ſehr contraſtirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunſt verſenktes Denken gegen die abſtrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abſtrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, ſo tadeln wir oft an Andern die Fehler am ſtrengſten, die wir ſelbſt erſt kaum zu beſiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt", antwortete er ihm (am 30ſten), „iſt zwar recht ſchön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich ſein, denn es drückt nur allzuſehr aus: daß dieſe Arbeit nicht ganz in unſere gegenwärtigen Umſtände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen." Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die erſten Geſänge des Tell, den er damals epiſch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieſes Gedicht in Abſicht auf Behandlung und Ton ganz von dem erſten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden ſolle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenſchaften des erſten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite ſpielen könne." Dieſen epiſchen Tell führte er aber nicht aus, ſondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatiſcher Ausführung. — Später drückte Göthe ſelbſt ſeinen Dank an Humboldt ſchriftlich aus, und legte eine Abſchrift ſeiner neuen Elegie, Euphroſyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach ſeinem Ermeſſen zu revidiren und dann zum Druck abzuſenden. Außerdem ſchrieb er noch eine Einleitung zu ſeinem Werke, worin er, ſichtbar genug, die Ausſtellungen Schiller's über daſſelbe berückſichtigte und ſich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künſtler faſt ganz wie Schiller erklärte. Daß dieſe Einleitung erſt nach jenem Briefe geſchrieben wurde, ſcheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt," meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldtischen Buche sagen wird." — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich", entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden."

Wilhelm von Humboldt's äſthetiſche Verſuche, erſter Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea erſchienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Vieweg in Braunſchweig. [1]) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunſt auf dem Herzen gehabt hatte, war im Weſentlichen in dieſem erſten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenoſſen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Verſuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuariſche Epoche unſerer Litteratur, von welcher Gruber ſpricht. Die Gebrüder Schlegel hatten ſich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in keckſter Weiſe überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernſte Würdigung verlangte, ward auch ſogleich im Athenäum beſpöttelt. Die Schlegel hatten ſich für ſolche Frivolitäten eine eigne Rubrik, beſonders unter dem Titel: Litterariſcher Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes, errichtet, und brachten ſchon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon." Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darſtellung des Humboldtſchen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein ſchlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und ſich ſeines Schutzes zu erfreuen hatten, mögen

1) Jetzt in den geſammelten Werken, B. 4, 1843, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congresses wurde manchmal daran erinnert; nur Humboldt selbst, in heitrer Großmuth, wollte sich dessen gar nicht erinnern. [2])

Schiller war entrüstet über das Auftreten der Schlegel, und besonders über dieses neuste Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe solcher renienartiger Aphorismen enthalten war. Er schüttete seinen Unwillen in einem Brief an Göthe [3]) aus, und sagte dabei: „Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat." „Wegen des Schlegelischen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung," erwiederte Göthe lakonisch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte sich den Forschungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergröße so ins Licht gestellt zu sehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtische, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war sie aus besondern Motiven widerwärtig, um so widerwärtiger, weil er Humboldten persönlich lieb gewonnen hatte — Voß'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm seiner Luise beeinträchtigt sah. Im Voßischen Kreise galt Hermann und Dorothea für eine schwächliche Nachahmung der Luise. Nun diese Anpreisung des Götheschen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Diese Stimmung äußert sich in einem Briefe von Voß an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete diesem von seinen neusten Arbeiten und Classikerübersetzungen und schließt dann also: „So neu erwärmt von den alten Unsterblichen, empfand ich den russischen Mißhauch bis in das innerste

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw. B. V. S. 52.
3) Vom 16. August 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtiſchen Buche, dem ἀθεοφατῳ! über die Hermanniade, und über das Moderne, den höchſten Gipfel der Urbegeiſterung, ankältete. Von Humboldt, rief ich, iſt es Sünde wider den heiligen Geiſt! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geiſtes vernommen; er hat nur ſein Sauſen gehört." [4])

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit ſchöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man ſeine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe ſpielen eine Rolle in unſern Kunſtphiloſophien, Humboldt's Buch war den Meiſten kaum dem Namen nach bekannt oder ward als abgeſtandne „kant'ſche Weisheit" mißachtet. Erſt ſeit Erſcheinen des Schiller-Humboldtiſchen Briefwechſels hat man von verſchiedenen Seiten auch Humboldts äſthetiſche und kritiſche Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf ſein Hauptwerk in dieſer Richtung gewieſen.

In der Stille hatte das Buch ſeine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch ſehr jung, wußte gleich die Bedeutung deſſelben zu faſſen. In einem ihrer Briefe ſchreibt ſie (11. Febr. 1799) an G. von Brinckmann, nach Paris: „Ich leſe Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug ſchreiben. . . Möchten es nur alle Diebe leſen, die dichten wollen in Proſa oder Verſen, ſo wär' man ſie los: und die Xenien würden lauter artige erwachſene Oden." — Selbſt Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfaſſer

4) Siehe J. H. Voß Briefe, B. II. Halberſt. 1830. S. 245. Der Name Humboldt iſt nur angedeutet, doch in der Urſchrift ſteht er, wie wir aus guter Quelle wiſſen, vollſtändig.

ſeine ganze Theorie in die Beurtheilung des Götheſchen Gedichts eingeflochten und dieſer nicht lieber vorausgeſchickt habe.[5])

Der Hauptgrund aber, warum H. ſich mehr von dieſem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Verſuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieſes Intereſſe in die Ferne. Andere Gebiete des Forſchens nahmen ihn in Anſpruch, Gebiete, wo er faſt ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erſt ſchaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, deſto mehr richtete ſich ſein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philoſophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunſt ſo wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend ſeines Lebens richtete er wiederholt ſein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genoſſen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verſchiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; ſo zuſammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beſchließen, ward dieſe Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch ſtets unvergeßlich.

Wir können dieſes Buch nicht beſſer beſchließen als wenn wir die Hauptſtellen, mit welchen Humboldt in den äſthetiſchen Verſuchen den Göthe'ſchen Dichtergenius charakteriſirt, gleichſam als Endergebniſſe ſeines Nachdenkens darüber und als Denkmal ſeiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zuſammenfaſſen. Da ſagte er unter anderm:

5) Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Aus K. A. Böttiger's Nachlaſſe, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erſte, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, iſt die natürliche Wahrheit und die ſchlichte Einfalt. Doch ſind es gerade dieſe beiden Eigenſchaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an ſich trägt. . .

„Zwar ſcheint in dieſer Verbindung auf den erſten Anblick etwas Widerſprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn ſucht die großen und hellen Maſſen der Natur, alſo im Menſchen, was der Gattung, der ganzen Menſchheit angehört. Dieſe ſentimentale Stimmung ſteigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und ſogar vorzugsweiſe bei dem, was nur Einzelnen eigen iſt. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um dieſen Widerſpruch ſogleich wieder aufzuheben, und dies iſt es, was unſern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zuſtand des Gemüths darlegt (und eigentlich iſt er überall damit beſchäftigt), wo er auch den ungewöhnlichſten und leidenſchaftlichſten ſchildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beſchreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen feſt in einander. Er läßt die Individualität, die er darſtellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt ſie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denſelben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unſrer Einbildungskraft ſo in ſeinem ganzen Seyn und Weſen vor, daß wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, ſondern ſo erblicken, wie er überhaupt immer iſt, ſeine Entwicklungen verfolgen, ſeine Fortſchritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforſchen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die ſich ihm auf ſeinem Wege dichteriſcher Erfindung

darbietet, in einem menſchlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie ſie ſich zu den übrigen nothwendigen und rein menſchlichen Empfindungen verhalten, wie ſich an andere Eigenthümlichkeiten anſchließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortſchreiten umgeſtalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in ſeiner Darſtellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr ſtehen, ſondern erweitert ſie auf eine unendliche Fläche, und ſtellt ſich immer in den Mittelpunkt, in dem ſich doch endlich alles, was nur irgend menſchlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird ſie nun, wie ungewöhnlich ſie auch an ſich ſein möchte, in ſeiner Schilderung wirklich zur Natur, erſcheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberſpannung der Einbildungskraft, einer künſtlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geiſtes zu einer Höhe, auf der er ſich nicht zu halten vermag; ſondern als das wahre Reſultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zuſammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menſchlich geſtimmt zu ſein, um das Außerordentliche und das Einfachſte in denſelben Kreis einzuſchließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall ſein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewiſſe Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie ſo oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen ſeltnen Erſcheinungen keinen allgemein verſtändlichen Ausdruck zu geben. Darum iſt unſer Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menſchlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in ſo mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch ſo einfachen Tönen zu unſrem Herzen ſprach.

„Wer einzelne Beiſpiele für dieſe nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere ſich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geſchildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben, wie er das Geheimniß verſtanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichſte Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine ſo ſeltne und ſchwärmeriſche Liebe, daß ſie das Leben ſelbſt ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichſten und einfachſten Sinn, mit der treueſten und naivſten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmloſeſten Freuden des kindiſchen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man dieſe hohe, feine und idealiſche Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit dieſen Vorzügen, dieſe ſchlichte Natur, dieſe einfache Wahrheit, dieſe herzliche Innigkeit antreffen.“ (Geſ. W. B. 4., S. 128—132.)

* * *

„Um die beſondre Stelle kennen zu lernen, die wir ſelbſt einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu ſehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es ſei uns erlaubt, auch unſern Dichter noch einen Augenblick in dieſer doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir geſehen haben, nicht nur vorzugsweiſe bei der Schilderung des inneren Menſchen, des Gemüths in ſeinen Gedanken und Empfindungen; ſondern er zeigt es uns auch ſo, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als deſſen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealiſches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Daſein in ſich ſelbſt dem äußren in der Welt entgegenſetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit ſtolzer Freude behaupten, ſeinen deutſchen Charakter. Denn eine ſichtbare Neigung zur abgeſonderten Beſchäftigung des Geiſtes und des Herzens, und ein ſtärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unſrer Nation, welche ihre beſten philoſophiſchen und dichteriſchen Produkte unverkennbar an ſich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künſtlers hinzukommt, ſeine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Feſtigkeit erlangen.

„Wenn wir indeß hier dieſem Gedicht und der neueren Poeſie überhaupt etwas zuſchreiben, was ſie vor der älteren auszeichnet; ſo iſt dies kein Vorzug, der das Weſen der Kunſt angeht. In dieſem bleiben die Alten immer die Meiſter, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienſt, von dem wir hier reden, iſt nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künſtleriſche Gewand zu kleiden, das man ſonſt nur bei ihnen antrifft.“ (Geſ. Werke, B. 4., S. 135—137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem ſich der Dichtercharakter des Urhebers am reinſten und vollendetſten manifeſtirte: Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge ſtärker und leuchtender aus andern ſeiner Werke hervorſtrahle, ſo finde man doch in keinem, ſo wie in dieſem, alle dieſe einzelnen Strahlen ſo in Einem Brennpuukte verſammelt.

0057899998

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart sind folgende neue Werke erschienen, welche in allen Buchhandlungen vorräthig sind:

Tivoli.

Neues Museum des Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

12 Bändchen; Taschenformat, eleg. brosch. fl. 4. 48 kr. oder 3. Thlr.

Der Titel bezeichnet hinlänglich, was der Leser hier zu erwarten hat. Man wird in dieser Anthologie, das Beste finden, was im Gebiete der Humoristik geleistet wurde, und verweisen wir auf das Inhalts-Verzeichniß einiger Bändchen.

Inhalt des ersten Bändchens.

Naturgeschichte des Esels, von Friedrich. — Concertanter Taschenspielkunst-Abend der Madame Regina Astralia Katakomba ꝛc. — Der sterbende Schneider. — Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Louis Wallo. — Heirathsanzeige. — Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927. — Todesanzeige von besonderer Art. — Lächerliche Druckfehler. — Curiosa und Anekdoten. — Schmulchens Liebesklage. — Bailchens Antwort an den gekränkten Bräutigam. — Itzig's Wettergläser. — Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus. — Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer. — Tusch. — Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. — Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert. — Matthisson's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann. — Die Friedenspredigt. — Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief. — Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818. — Fragmente aus Till Eulenspiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp. — Zeitungsanzeige. — Die Sinnpflanzen, von Friedrich. — Vorzug der Landstandschaft. — Feilgebotenes Raritätencabinet. — Bündiger Styl. — Monolog eines Berliner Eckenstehers, Parodie von Schillers Resignation. — Die Männer. — Querlesungen von Lichtenberg. — Der französische Prediger. — Die Liebe. — Das Aufgebot. — Musik und Text. — Portrait eines Cholerafürchtlings, von Saphir. — Anekdoten. — Windbeuteleien. — Zeitungsanzeige. — Das unvollständige Gebetbuch. — Anekdote. — Ursel und Wilhelm, Parodie der Hölty'schen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann.

Inhalt des ſechsten Bändchens.

Der Notenſchlucker, von Oettinger. — Aus dem Leben Berlins. — Nachtiſch. — Das liederliche Kleeblatt. Parodie auf Schillers Bürgſchaft, von Böhm. — Die verhängnißvolle Uhr. — Der Ball des Geizigen. — Liebesantrag einer alten Jungfer. — Das Volk der Geizhälſe. — Quodlibet für Witz und Laune. — Aus der Theaterwelt. — Der Hausfreund. — Hochzeitsgebräuche bei verſchiedenen Nationen. (Fortſ.) — Anekdoten und Curioſa. — Die Himmelsbraut. — Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Fortſ.) — Die Hundeſteuer. — Der beſtialiſche Poſa. Traveſtie von Ludwig Liber. — Das Concert eines deutſchen Improviſators. — Des Schneiders Mahnung. — Das wohlberathene Vaterland. — Das Horn, von Herloßſohn. — Aus dem Froſchmäuſeler, von Rollenhagen. - Anekdoten. — Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer (Frtſ.) — Aus Fiſcharts Gargantua. (Schluß.) — Gedanken über einen Quirl. — Curioſa und Anekdote. — Chriſt werden, oder nicht? Parodie auf Hamlets Monolog, von F. Nork. — Das Waſſer. — Scene im Hades. — Was iſt Man? — Satyriſche Briefe, von Rabener. — Anekdoten. — Die ſchlimme Ehe. — Das goldene Kalb. — Künftige Zeitſchriften im künftigen Jahrhundert, von Oettinger. — Rante's Tod. — Anekdote. — Sieg der Schuſter. Parodie von Eginhardt.

Inhalt des zehnten Bändchens.

Aus den Predigten zum Todtlachen. (Fortſ.) — Parodie von Mahlmanns „Sehnſucht“, von Eginhardt. — Anekdote. — Naturgeſchichte des Affen, von Friedrich. (Schluß.) — Madame Catalani und Werthers Leiden. — Curioſa. — Die Erbin eines großen Namens. — Anekdoten. — Ein Schnickſchnack. — Der Apotheker und Proviſor. — Billet-doux von Görgel an ſeinen Herrn, von Claudius. — Des Liebesenfuiſten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens, von Addiſon. — Anekdoten. — Aus den Predigten zum Todtlachen. (Fortſ.) — Zeitungsanzeigen. — Definitionswitze. — Querleſungen. — Aus Julius von Voß Traveſtie „Rinaldo und Armida.“ — Humoriſtiſcher Abſtecher ins Elyſium, von Friedrich. — Aus einer Parentation. — Anekdoten. — Räthſelfragen mit den Löſungen. — Der Kampf mit der Oebſterin. Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen“, von F. M. W. — Anekdoten. — Auktion. — Der Narrenvormund. — Jeikuſs Abſchied. Parodie. — Parodie von „In dieſen heil gen Hallen,“ von C. Müchler. —

Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

Großes Vokal- und Instrumental-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

---

16 Theile. Preis jedes Bändchens, elegant geheftet, 24 kr. rhein. oder 7 ½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trockenen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w.

Taschenbuch der Blumensprache

oder

Deutscher Selam.

Mit einer Anthologie aus den besten Dichtern zur Charakterisirung der Pflanzen Deutschlands.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Ausgabe als Taschenbuch, elegant gebunden, mit 4 schön kolorirten Bouquets fl. 2. 24 kr. Rthlr. 1 ½.
Dasselbe ohne Kupfer broschirt fl. 1. 36 kr. Rthlr. 1.

Inhalt.

Erste Abtheilung. Prosa.

Einleitung. — Betrachtungen über die Rose. — Rose und Nachtigall. — Rosen und Lilie. — Die Alpenrose. — Die Rose als Blume des Grabes. — Ueber das Vaterland der Rosen. — Die Rose. — Die Blumen. — Deutsche Blumensprache als Wörterbuch.

Zweite Abtheilung.

Selam oder Blumensprache des Orients. — Die Chiffernsprache. — Die Blumenuhr. — Allegorische Bezeichnung der Stunden.

Dritte Abtheilung.

Poetischer Blumengarten, enthaltend **280** Gedichte auf Blumen und Pflanzen:

Die Metamorphose der Pflanzen. — Bei einigen Alpenanemonen. — Die Aurikeln. — Der Baum und der Mensch. — Blumen (11). — Seine Blumen. — Das Mädchen und die Blumen. — Preißgesang auf die Blumensprache. — Im Blumengarten. — Der Blumengärtner. — Die Blumenchiffre. — Deutscher Blumengarten. — Blumenleben. — Blumengruß. — Blumenstrauß (4). — Blumenwahl. — Blumenknabe. — Die Sprache der Blumen. — Des Müllers Blumen. — Blumenkranz. — Der Blumenschlaf. — Der Blumenbrief. — Blumensprache. — Blumenandacht. — Der Blumenstrauß von Rosen und Vergißmeinnicht. — Der Blumenstrauß von Rosen, Primeln und Vergißmeinnicht. — Blüthen aus dem Reiche der Flora. — Werth der Blumen. — Trockene Blumen. — Blume im Garten. — Lieblingsblume. — Blume und Mädchen. — Die drei Blumen. — Die fünf Blumen. — Die Buchenlaube. — Der Buchsbaum. — Die Cypresse (4). — Der Cypressenzweig. — Die Einsiedlerblume (2). — An das Eisenkraut. — Erdbeerlied. — Eiche (3). — An den Enzian. — An den Epheu. — Feldblume. — Die Fichte und der Epheu. — An die Fichte. — Flachs. — Flieder und Hollunderblüthe. — Flora. — Frühlings-Safran. — Auf einen Garten. — Gärtners Lied. — Gärtners Glück. — Gänseblume (2). — Geranium rosat. — Geranium. — Goldlack. — Gundelrebe. — Heideblümchen. — Helianthemum. — Herbstblume. — Herbstzeitlose. — Hortensie, japanische Rose. — Hyacinthe (3). — Hyzericum. — Jehovablume. — Je länger je lieber (2). — Immerschön. — Immortelle (3). — Immergrün. — Klee. — Kornblume (3). — Kranz. — Lauch. — Levkoya (2). — Lilie (6). — Die Lilie und die Rose. — Linde (3). — An den Lorbeer. — Löwenzahn. — Luzerne. — Maasliebchen. — Maiblümchen (5). — Majoran. — Marienblümchen. — Mohn. — Moos (2). — An die Myrthe (2). — Nachtschatten. — Nachtviole (5). — Narcisse. — Natur und Liebe. — Nelke (2). — Nelke als Lieblingsblume. — Palme. — Pappelbaum. — Passionsblume. — Schonung der Pflanzen. — Pfirsich. — Pommeranzenbaum (2). — Ranunkeln. — Reseda (4). — Ringelblumen. — Rosmarin. — Rose (36). — Weiße Rose. — Monats-Rose. — Provencer-Rose. — Moos-Rose (3). — Centifolie. — Gelbe Rose (2). — Band-Rose. — Schwarze Rose. — Unica, weiße Centifolie. — An eine verwelkte Rose. — An die Rose (3). — Der Zephyr und die Rose. — An die weiße Rose. — Der Rosengarten. — Die Rose und das Immerschön. — Der Anblick

der ersten Frühlingsrose. — Die Sendung der Rose an Alexis. — Schneeglöckchen (5). — Sonnenblume. — Sternenblume. — Stiefmütterchen (2). — Schwarzdorn. — Sträußchen. — Tanne (2). — Tausendschön (2). — Taxus. — Thurmkraut. — Thränenweide. — Trauergarten. — Trauerweide. — Tulpe (2). — Tulpe und Astern. — Tulpenbeet. — Tulpenflur. — Veilchen (16). — Veilchen und Rose. — Veilchenkranz. — Vergißmeinnicht (8). — Waldessprache. — Im Wald. — Der Wald. — An den Wald. — Weide. — Wintergrün. — Wunderschön. —

Aus dieser Inhalts-Uebersicht kann man den Reichthum des Buches beurtheilen, welches für jeden Blumenfreund eine angenehme Erscheinung sein wird. Deutschlands erste Dichter wurden durch Floras liebliche Kinder begeistert, sie erhielten von ihnen den Stoff zu den reinsten und edelsten Dichtungen, die hier wie in einem poetischen Blumengarten gesammelt erscheinen. — Das Buch eignet sich besonders zu einer werthvollen Gabe an Jungfrauen und Jünglinge, indem es den Sinn für die Schönheiten der Natur erregt und belebt, und sie zur nähern Kenntniß und zu tiefern Betrachtungen über die sinnige Pflanzenwelt auffordert.

Das Dekameron von Boccaccio.

Neu übersetzt von E. Ortlepp.

3 Theile in 8 Bändchen. 2 Thlr. 3 fl. 12 kr.

Nicht umsonst nimmt dieß Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungs-Lektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.**

Bedeutende Preis-Ermäßigung

der Bibliothek des Frohsinns.

40 Bände in X Sectionen statt 16 fl. für 6 fl.

Statt 10 Rthlr. für 4 Rthlr.

Prospectus.

I. Section. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 4 Bändchen.

Man findet in dieser Section über 1000 Anekdoten aus dem Leben folgender Männer: Friedrich der Große; Napoleon; Friedrich Wilhelm II.; Peter der Große; Joseph II.; Kaiser Maximilian I.; Suwarow; Wallenstein; Prinz Louis von Preußen; Kurfürst Ludwig IV von der Pfalz; Karl der Zwölfte; Kaiserin Katharina II.; Ludwig der Vierzehnte u. s. w.

II. Section. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Litteratur. 4 Bändchen.

III. Section. Anekdoten scherzhaften Inhalts. 4 Bändchen 1300 Anekdoten.

IV. Section. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 2 Bändchen

Enthält die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Section. 1) Epigramme und Satyren. 2) Parodien und Travestien. 3. Bändchen. Räthsel von J. G. M. 4. und 5. Bändchen 6000 deutsche Sprichwörter und Redensarten.

VI. Section. Komische Briefe und Zeitungsanzeigen. 2 Bände. (140 Briefe und 120 Zeitungs-Anzeigen.)

VII. Section. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bdchen.

VIII. Section. 6 Bdchen. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

IX. Section 1ster und 2ter Theil. Aechte und wahrhafte Feen-Mährchen.

Rothkäppchen. — Lili und Fränzel oder die Feen. — Blaubart. — Die schlafende Schöne. — Die gestiefelte Katze. — Aschenbrödel. — Ruprecht mit der Kuppe. — Der Frosch mit dem rothen Käppchen. — Die weiße Katze. — Der Delphin. — Pertharite und Gerandine. — Constanz und Constanze oder das Taubenpaar.

IX. Section 3ter und 4ter Theil. Arabische Mährchen.

X. Section 4 Theile. Dramatisches Potpourri. Auswahl komischer Scenen und Gesänge aus den beliebtesten Lustspielen, Possen, Vaudevilles, Travestien u. s. w.

Aus vorstehendem Inhalts-Verzeichniß kann man den Reichthum dieser unerschöpflichen Unterhaltungs-Bibliothek übersehen, welche besonders zum Wiedererzählen, Declamiren, Aufführen von Scenen u. dgl. für jede Familie ein Rathgeber zur Erheiterung der langen Winterabende, zu empfehlen ist.